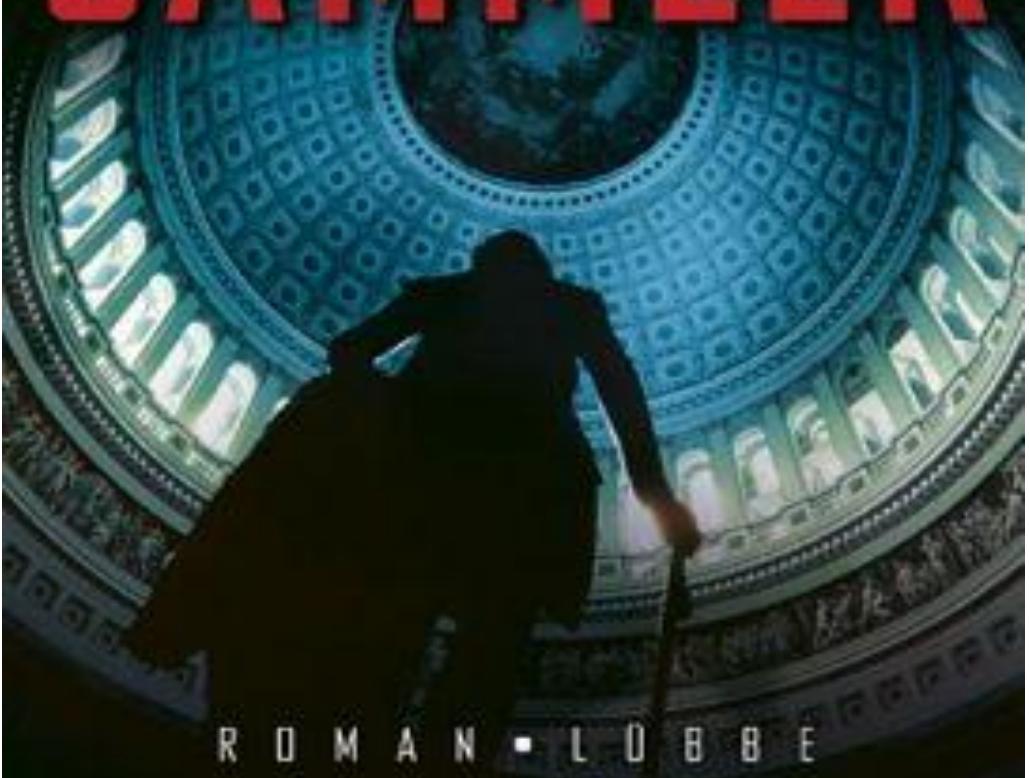


DAVID  
BALDACCI  
**SA**<sup>DIE</sup>**MMLER**



D A V I D   B A L D A C C I

# DIE SAMMLER.

Roman

Aus dem Amerikanischen von Uwe Anton

GUSTAV LÜBBE VERLAG

Dieser Titel ist auch als Hörbuch bei Lübbe Audio lieferbar

Gustav Lübbe Verlag in der Verlagsgruppe Lübbe

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch

von Uwe Anton

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

The Collectors

Für die Originalausgabe: Copyright © 2006 by Columbus Rose, Ltd.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2008 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,

Bergisch Gladbach

Textredaktion: Wolfgang Neuhaus

Umschlaggestaltung: Hilden Design, München

Umschlagmotiv: Mauritius Die Bildagentur GmbH

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Caecilia

Druck und Einband: GGP Media, Pößneck

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen  
und elektronischen Wiedergabe, vorbehalten.

Printed in Germany ISBN 978-3-7857-2354-8

2 4 5 3 1

Für Art *und* Lynette,  
*in Liebe und Respekt,*

*und zum Gedenken an*  
*Jewell English.*

# KAPITEL 1

Roger Seagraves verließ das Capitol nach einem interessanten Meeting, das wenig mit Politik zu tun hatte. Am Abend saß er allein im Wohnzimmer seines bescheidenen Vorstadthauses und traf eine wichtige Entscheidung. Er musste jemanden töten, und dieser Jemand war ein sehr bedeutendes Ziel. Doch für Seagraves war diese Aufgabe nicht beängstigend oder gar erschreckend, sondern eine lohnende Herausforderung.

Am nächsten Morgen fuhr er in sein Büro im nördlichen Virginia. Als er an seinem Schreibtisch in dem kleinen, vollgestopften Raum saß, der genauso aussah wie die anderen Zimmer zu beiden Seiten des Flurs, fügte er im Geiste die kritischen Teile der anstehenden Aufgabe zusammen und kam zu dem Schluss, dass er die Sache keinem Dritten anvertrauen durfte, sondern selbst in die Hand nehmen musste. Seagraves hatte zuvor schon getötet, sehr oft sogar. Der einzige Unterschied war, dass er es diesmal nicht für seine Regierung tun würde, sondern für sich selbst.

Die nächsten beiden Tage verbrachte er mit sorgfältiger Planung, die er in die Erledigung seiner täglichen Pflichten einflocht. Die drei unumgänglichen Gebote seiner Mission waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen.

Erstens: Mach die Sache nicht zu kompliziert.

Zweitens: Sei auf jede Eventualität vorbereitet.

Drittens: Gerate niemals in Panik.

Regel zwei und drei waren schon deshalb wichtig, falls der Plan nicht aufging, was durchaus geschehen konnte.

Es gab noch eine vierte Regel, an die Seagraves sich stets gehalten hatte, die aber eher allgemeiner Natur war: Mach dir zunutze, dass die meisten Dummköpfe sind, wenn es um Wichtiges geht, zum Beispiel ihr Überleben.

Roger Seagraves war zweißig, ledig und kinderlos.

Eine Frau und Nachwuchs hätten seine unorthodoxe Lebensweise komplizierter gestaltet. Im Rahmen seiner bisherigen Tätigkeit für die Regierung war er um die halbe Welt gereist und hatte immer wieder falsche Identitäten angenommen. Zum Glück war es im Computerzeitalter erstaunlich einfach, in die Rolle eines anderen zu schlüpfen. Ein paar Anschläge auf der Tastatur des Dell-PC, schon summte irgendwo in Indien ein Server, und aus einem Laserdrucker schob sich ein neues Ich mit allem offiziell Drumherum und einem ausreichenden Kreditrahmen.

Seagraves konnte sich fast alles, was er brauchte, auf einer Internetseite besorgen, für die er ein sorgsam gehütetes Passwort benötigte. Diese Internetseite war eine Art Supermarkt für Mord & Totschlag, die Seagraves' kriminelle Kunden manchmal »EvilBay« nannten. Dort konnte man praktisch alles erwerben, von erstklassig gefälschten Ausweisen und gestohlenen Kreditkartennummern bis hin zu den Diensten professioneller Mörder oder Waffen nicht nachvollziehbarer Herkunft, wenn man den Mord selbst begehen wollte. Normalerweise erwarb Seagraves das benötigte Material von einem Händler, mit dem 99 Prozent seiner Kunden zufrieden waren und der eine Geld-zurück-Garantie anbot. Auch Killer legen Wert auf Qualität.

Roger Seagraves war groß, gut gebaut und gut aussehend mit seinem dichten, gewellten Blondhaar. Oberflächlich betrachtet wirkte er sorglos und lässig mit seinem ansteckenden Lächeln. Praktisch jede Frau warf ihm einen zweiten Blick zu, und mancher neidische Mann ebenfalls – ein Umstand, den Seagraves oft zu seinem Vorteil nutzte. Wenn man jemanden ermorden oder betrügen muss, sollte man die Mittel, über die man verfügt, so effektiv wie möglich einsetzen. Das hatte Seagraves bereits in Diensten der Regierung gelernt. Obwohl er im Prinzip noch immer für die Vereinigten Staaten tätig war, arbeitete er auch für sich selbst. Seine offiziellen Pensionsansprüche reichten bei weitem nicht, um ihm den

angenehmen Ruhestand zu ermöglichen, den er seines Erachtens verdient hatte, nachdem er so viele Jahre sein Leben für die rot, weiß und blau gestreifte Flagge riskiert hatte. Wobei sie für ihn hauptsächlich rot wie Blut gewesen war.

Am dritten Nachmittag nach seinem erleuchtenden Besuch im Capitol veränderte Seagraves sorgsam seine Gesichtszüge und zog sich mehrere Kleidungsstücke über. Als es dunkel wurde, fuhr er mit einem Van in die exklusiveren Ausläufer des nordwestlichen District of Columbia, wo auf den Grundstücken der Botschaften und der protzigen Villen bis an die Zähne bewaffnete Wachleute patrouillierten.

Seagraves parkte auf dem Hinterhof eines Gebäudes gegenüber von einem exklusiven Club, der in einem eindrucksvollen georgianischen Backsteinbau untergebracht war. Der Club wurde von Leuten besucht, die von Geld *und* Politik besessen waren, und davon gibt es in Washington mehr als in jeder anderen Stadt der Welt. Diese Leute mochten es, im Club zusammenzusitzen und nach Herzenslust über Parteien, Politik und Protektion zu sprechen, obwohl es nur mittelmäßiges Essen und durchschnittliche Weine gab.

Seagraves trug einen blauen Overall mit der Schablonen-aufschrift »Service« auf dem Rücken. Der Schlüssel, den er zuvor angefertigt hatte, passte in das einfache Schloss des leer stehenden Gebäudes, das auf eine umfassende Renovierung wartete. Den Werkzeugkasten in der Hand, nahm Seagraves immer zwei Stufen auf einmal bis ins oberste Stockwerk und betrat einen Raum, der zur Straße lag. Er leuchtete mit einer Taschenlampe, bis er das einzige Fenster entdeckte, das er bei einem früheren Besuch aufgebrochen und geölt hatte, um unliebsame Geräusche zu vermeiden.

Nun öffnete Seagraves den Werkzeugkasten und setzte schnell und geschickt sein Scharfschützengewehr zusammen, brachte den Schalldämpfer an, hebelte eine einzige Patrone in die Kammer – er litt nicht gerade an mangelndem Selbstvertrauen –, kroch vorwärts und schob das Fenster fünf Zenti-

meter auf, gerade weit genug, um den Schalldämpfer durch die Öffnung zu bekommen. Er sah auf die Uhr und schaute dann von seinem Aussichtspunkt die Straße rauf und runter, ohne befürchten zu müssen, entdeckt zu werden, da das Gebäude, in dem er sich befand, in völliger Dunkelheit lag. Darauf hinaus war das Gewehr sehr unauffällig: Es verfügte über Camoflex-Technik und wechselte die Farbe, um sich dem jeweiligen Hintergrund anzupassen.

Ach, was der Mensch nicht alles vom primitiven Nachtfalter gelernt hatte.

Als die Limousine und der erste Wagen mit den Leibwächtern vor dem Club hielten, zog Seagraves das Fadenkreuz auf den Kopf eines der Männer, die aus dem Fahrzeug stiegen, schoss aber nicht. Noch war es nicht an der Zeit. Das Clubmitglied verschwand im Gebäude, gefolgt von seinen Sicherheitsleuten, stiernackigen Typen in dunklen Anzügen und mit Empfängern im Ohr. Seagraves beobachtete, wie die Limousine und der Wagen des Sicherheitspersonals wieder losfuhren.

Wieder blickte er auf die Uhr: noch zwei Stunden. Erneut beobachtete er die Straße unter ihm. Aus weiteren Privatwagen und Taxen stiegen Frauen mit ernsten Gesichtern. Sie trugen weder Klunker von De Beers noch Modelle von Versace, sondern schlichte, elegante Kostüme von der Stange und geschmackvollen, dazu passenden Schmuck. Die Männer, die sie mit genauso ernsten Mienen begleiteten, zeichneten sich durch Nadelstreifenanzüge, langweilige Krawatten und offensichtlich schlechte Laune aus.

Es wird nicht besser, meine Herren, glauben Sie mir.

Zwei Stunden verstrichen quälend langsam, doch Seagraves' Blick wich keine Sekunde von der Backsteinfassade des Clubs. Durch die großen Fenster sah er das Treiben der Leute, die Drinks in den Händen hielten und sich leise, beinahe verschwörerisch unterhielten.

Okay, schreiten wir zur Tat.

Seagraves schaute noch einmal rasch über die Straße. Keine Menschenseele sah in seine Richtung. Im Lauf seiner Karriere hatte er herausgefunden, dass so gut wie nie jemand zu ihm blickte. Er wartete geduldig, bis das Zielobjekt sich ein weiteres Mal ins Fadenkreuz bewegte; dann betätigte er mit dem behandschuhten Finger den Abzug. Er schoss nicht gern durch eine Fensterscheibe, obwohl bei der Munition, die er benutzte, das Glas die Flugbahn nicht beeinflusste.

*Plop!* Dem Geräusch folgte augenblicklich das Klinnen von Glas und der dumpfe Aufschlag, mit dem die pummelige Leiche auf den gebohnerten Eichenfußboden prallte. Der Ehrenwerte Robert Bradley hatte beim Einschlag der Kugel nicht den geringsten Schmerz verspürt. Er war tot gewesen, ehe sein Gehirn dem Mund befehlen konnte: Schreien!

Gar nicht mal so übel, ging es Seagraves durch den Kopf. Es gibt schmerzhaftere Alternativen, sich von dieser Welt zu verabschieden.

Er legte das Gewehr ganz ruhig ab, zog den Overall aus und enthüllte die Polizeiuniform darunter. Er setzte eine dazu passende Mütze auf und stieg die Treppe zum Hintereingang hinunter. Als er das Gebäude verließ, hörte er die Schreie von der anderen Straßenseite. Seit dem Schuss waren lediglich neunzehn Sekunden verstrichen – Seagraves hatte im Kopf mitgezählt. Nun bewegte er sich schnell die Straße entlang, wobei er weiterhin die Sekunden zählte. Als im nächsten Augenblick die sorgfältig choreografierte Szene eingeleitet wurde, hörte er das laute Aufheulen des Automotors. Sofort rannte er los und zog dabei seine Pistole. Er hatte fünf Sekunden, um ans Ziel zu kommen. Gerade noch rechtzeitig stürmte er um die Ecke und wurde fast von der Limousine überfahren, als sie an ihm vorbeiraste. Im letzten Augenblick sprang er zur Seite, rollte sich über die Schulter ab und kam auf der Mitte der Fahrbahn zu liegen.

Von der Straßenseite aus riefen Leute ihm etwas zu und zeigten auf den Wagen. Seagraves drehte sich um, packte die

Waffe mit beiden Händen und feuerte auf die Limousine. Die Platzpatronen klangen wie echte Munition. Er gab fünf Schüsse ab, sprintete einen halben Block weit über den Asphalt und sprang in einen Wagen, der dort stand, offensichtlich ein ziviles Polizeifahrzeug, das sofort losfuhr und mit heulenden Sirenen und flackerndem Blaulicht der Limousine folgte, die ihm davonzuziehen drohte.

Der Wagen, den er »verfolgte«, bog an der nächsten Kreuzung links ab, dann rechts, jagte eine schmale Gasse entlang und blieb auf halber Höhe stehen. Der Fahrer schwang sich aus dem Wagen, rannte zu dem hellgrünen VW-Käfer, hinter dem er stehen geblieben war, sprang hinters Steuer und fuhr davon.

Als Seagraves' Wagen außer Sichtweite des Clubs war, schaltete der Fahrer das Blaulicht und die Sirene aus, gab die Jagd auf und entfernte sich in die entgegengesetzte Richtung. Der Fahrer schaute Seagraves nicht einmal an, als der nun auf den Rücksitz kletterte und die Polizeiuniform auszog. Darunter trug er einen eng sitzenden, einteiligen Jogginganzug; schwarze Schuhe hatte er schon an. Im Fußraum des Wagens lag ein sechs Monate alter schwarzer Labrador mit Maulkorb.

Die Limousine fuhr durch eine Nebenstraße, bog an der nächsten Ecke links ab und hielt an einem Park, der zu dieser späten Stunde verlassen war. Die hintere Tür wurde geöffnet, Seagraves stieg aus, und der Wagen raste davon.

Seagraves hielt die Leine kurz, als er und sein Hund ihre abendliche Runde begannen. Als sie an die nächste Ecke kamen, fuhren vier Polizeiwagen an ihnen vorbei. Niemand in dem Konvoi warf ihnen auch nur einen Blick zu.

Eine Minute später schoss in einem anderen Stadtteil ein Feuerball in den Himmel. Das gemietete – und zum Glück unbewohnte – Stadthaus des Toten war in die Luft geflogen. Anfangs würde man eine undichte Gasleitung dafür verantwortlich machen. Doch im Zusammenhang mit dem Mord

an Bob Bradley würden die Bundesbehörden später nach anderen Erklärungen suchen, auch wenn sie so schnell keine finden würden.

Nachdem Seagraves drei Blocks weit spaziert war, stieg er mit dem Hund in einen wartenden Wagen und war keine Stunde später wieder zu Hause. Mittlerweile war die Regierung der Vereinigten Staaten schon auf der Suche nach einem neuen Sprecher des Abgeordnetenhauses, der den soeben verstorbenen Robert »Bob« Bradley ersetzen sollte.

Das sollte nicht allzu schwierig werden, überlegte Seagraves, als er am nächsten Tag zur Arbeit fuhr, nachdem er in der Morgenzeitung vom Mord an Bradley gelesen hatte. Schließlich wimmelte es in der Stadt ja von verdamten Politikern. Seagraves hielt vor dem Tor, zeigte seine Dienstmarke und wurde vom bewaffneten Posten durchgewinkt, der ihn gut kannte.

Er schritt durch die Eingangstür des weitläufigen Gebäudes in Langley, Virginia, passierte weitere Sicherheitsschleusen und betrat schließlich sein zweieinhalb mal drei Meter großes, vollgestopftes Büro, das genauso aussah wie alle anderen am Flur. Seagraves war zurzeit Beamter im mittleren Dienst, der hauptsächlich als Verbindungsmann zwischen seiner Behörde und den unfähigen Blödmännern auf dem Capitol Hill diente – Amateure, die aus unerfindlichen Gründen ins Amt gewählt worden waren. Seagraves' Job war nicht annähernd so anspruchsvoll wie sein vorheriger und war sozusagen ein Knochen, den man ihm für frühere Verdienste hingeworfen hatte. Anders als in vergangenen Jahrzehnten holte die CIA ihre »Spezialagenten« aus der Kälte heim, sobald sie das Alter erreicht hatten, in dem die Reflexe langsamer wurden und die Begeisterung für den Job nachließ.

Als Seagraves sich den öden Papierkram vornahm, wurde ihm klar, wie sehr er das Töten vermisst hatte. Wer einmal berufsmäßig gemordet hat, überlegte er, kommt wohl nie über den Blutdurst hinweg. Der vergangene Abend hatte ihm zu-

mindest ein wenig vom alten Ruhm zurückgegeben.

Jedenfalls war jetzt ein Problem aus dem Weg geräumt. Aber wahrscheinlich würde sehr bald ein anderes dessen Stelle einnehmen.

Umso besser, überlegte Roger Seagraves. Er löste gern solche Probleme und war dabei sehr einfallsreich. Es lag in seiner Natur.

## KAPITEL 2

Rülpser aus schwarzem Rauch – wahrscheinlich mit genug krebsfördernden Stoffen versetzt, um eine oder zwei ahnungslose Generationen auszulöschen – wurden von einem Fabrikgebäude aus verwitterten alten Ziegelsteinen in einen Himmel gespien, der schwarz war vor Regenwolken und sich über einer Industriestadt spannte, die wegen der Billiglöhne, die in noch schlimmer verpesteten Städten Chinas gezahlt wurden, einen unausweichlichen Tod starb. In einer schmale Gasse hatte sich eine kleine Menge um einen Mann versammelt. Es war kein Schauplatz eines Verbrechens mit blutiger Leiche; es war kein Straßen-Shakespeare, der seine schauspielerischen Künste darbot; es war nicht einmal ein Prediger, der zwecks Errettung unsterblicher Seelen mit lauter Stimme und Klingelbeutel hausieren ging. Der Mann, der im Mittelpunkt des Interesses stand, war in seinem Gewerbe als »Geber« bekannt – und nun tat er sein Bestes, um die Menge beim Glücksspiel »Three Card Monte« um ihr Geld zu erleichtern.

Der Geber wurde von einem Team von Halsabschneidern unterstützt: den »Lockvögeln«, die in regelmäßigen Abständen getürkte Spiele gewannen, um die Hoffnung der Opfer auf eine eigene Glückssträhne aufrechtzuerhalten. Dem »Aufpasser«, der Schmiere stand. Dem »Schläger«, der Störenfriede und protestierende Verlierer zum Schweigen brachte. Den beiden »Fängern«, deren Aufgabe darin bestand, für einen ständigen Nachschub an Ahnungslosen zu sorgen, die sich auf ein Kartenspiel einließen, das sie niemals gewinnen konnten.

Die Frau, die das Treiben von der anderen Straßenseite aus beobachtete, kannte nur den Geber. Seine Bande kannte sie nicht, hatte aber nach dem ersten Eindruck keine allzu hohe Meinung von ihr. Nun trat sie näher und beobachtete, wie die

Menge abwechselnd jubelte und aufstöhnte, als Wetten gewonnen oder verloren wurden. Die Frau hatte ihre Laufbahn als Lockvogel für einen der besten Geber des Landes begonnen, der fast überall seinen Tisch aufstellen konnte, um eine Stunde später mit mindestens zwei Riesen in der Tasche abzuziehen, ohne dass seine Opfer auch nur ahnten, dass sie keiner Pechsträhne, sondern einem Ganoven zum Opfer gefallen waren.

Der Geber, den die Frau nun beobachtete, war ein Könner, und das aus gutem Grund: Er war von demselben Mann ausgebildet worden wie sie selbst. Wie die Frau mit kundigem Blick erkannte, benutzte er die Doppelkarten-Technik mit der vorn liegenden Dame, bei der im kritischen Moment des Gebens die hintere Karte die Dame ersetzen würde – das war der Schlüssel zum Gewinn.

Das Three Card Monte basierte auf dem Hütchenspiel, nur ging es hier darum, die Dame aus den drei Karten auf dem Tisch zu finden, nachdem der Geber sie mit verwirrender Geschwindigkeit gemischt und ausgelegt hatte. Nur war die Dame unmöglich zu finden, weil sie gar nicht auf dem Tisch lag: Einen Sekundenbruchteil, ehe die vermeintlich »richtige« Lage der Dame offengelegt wurde, tauschte der Geber sie mit flinken Fingern gegen eine andere Karte aus. Seit es Karten Spiele gab, hatte man mit dieser simplen Bauernfängerei ahnungslosen Opfern das Geld aus der Tasche gezogen.

Die Frau glitt hinter einen Müllcontainer, suchte Blickkontakt mit ihrer Komplizin, die in der Menge stand, nickte unmerklich in Richtung des Aufpassers und setzte sich dann eine große, gespiegelte Sonnenbrille auf. Einen Moment später wurde die Aufmerksamkeit des Aufpassers von einer Spielerin im Minirock abgelenkt, die sich direkt vor ihm bückte, um eine heruntergefallene Münze aufzuheben, wobei sie dem Aufpasser einen Blick auf ihren festen Hintern und den roten Stringtanga bot, der kaum ausreichte, selbigen zu verbergen. Der Aufpasser glaubte zweifellos, unheimliches

Glück gehabt zu haben, doch genau wie beim Three Card Monte spielte Glück die geringste Rolle: Die Frau trug den Rock nur zum Zweck der Ablenkung – eine sehr simple Technik, die bei Männern jedoch funktionierte, seitdem Frauen Kleidung trugen.

Vier schnelle Schritte, und die Frau mit der Sonnenbrille stand mitten unter den Betrügern. Sie bewegte sich so selbstsicher und energisch, dass die Menge ihr den Weg freimachte, während der überrumpelte Aufpasser hilflos zuschaute.

»Okay!«, rief sie und hielt ihren Ausweis hoch. »Ich will Ihre Papiere sehen!« Sie zeigte mit dem Finger auf den Geber, einen kleinen, untersetzten Mann mittleren Alters mit einem schwarzen Bärtchen, hellgrünen Augen und den flinksten Händen im ganzen Staat. Er betrachtete die Frau unter seiner Baseball-Kappe, während er langsam in seine Jacke griff und eine Brieftasche herausholte.

»Okay, Leute, die Party ist zu Ende«, rief die Frau und öffnete ihr Jackett, sodass jeder die silberne Marke sehen konnte, die an ihrem Gürtel befestigt war. Die Menge stob auseinander, ohne es auf einen Streit um das verlorene Geld ankommen zu lassen. Auch das Mädchen im Minirock huschte davon.

Die Frau mit der Sonnenbrille war Mitte dreißig, groß und breitschultrig, mit schlanken Hüften und langem rotem Haar. Sie trug schwarze Jeans, einen grünen Rollkragenpulli und eine kurze Lederjacke. Jedes Mal, wenn sie sprach, straffte sich ein langer Muskel an ihrem Hals. Eine kleine, stumpfe Narbe in der Form eines Angelhakens befand sich dicht unter ihrem rechten Auge, wurde jetzt aber von der Sonnenbrille verborgen.

Sie hatte bereits bemerkt, dass die Wetteinsätze auf dem Tisch in dem Moment verschwunden waren, in dem sie »Okay« gerufen hatte. Die Frau wusste genau, wo das Geld geblieben war: Der Geber hatte blitzschnell auf die Situation

reagierte und sich das geschnappt, worauf es ankam: die Geldscheine.

Die Frau überprüfte den Ausweis des Gebers, gab ihn dann zurück und befahl dem Mann, sich mit dem Gesicht an die Mauer zu stellen, damit sie ihn abtasten konnte. »Umdrehen«, sagte sie, als sie fertig war. Dann nahm sie eine Karte vom Tisch und hielt sie hoch, damit der Geber sie sehen konnte: Es war die schwarze Dame. »Ich hab gewonnen«, sagte die Frau.

Der Geber blickte seelenruhig auf die Karte. »Seit wann kümmern Cops sich um ein harmloses Glücksspiel?«

Die Frau legte die Karte auf den Tisch zurück. »Wie gut, dass Ihre Opfer nicht gewusst haben, mit wie viel ›Glück‹ dieses Glücksspiel zu tun hat. Vielleicht sollte ich ein paar von denen aufklären, damit sie zurückkommen und Ihnen die Scheiße aus dem Leib prügeln.«

Der Geber seufzte. »Okay, Sie haben gewonnen, Officer ...?«

Statt dem Mann ihren Namen zu nennen, legte die Frau ihre Dienstmarke und den Ausweis auf den Tisch. Der Geber spähte neugierig darauf.

»Nur zu«, sagte die Frau. »Ich habe keine Geheimnisse.«

Zögernd griff der Mann nach den Gegenständen und riss die Augen auf: Der Ausweis erwies sich als Payback – Karte, und die Dienstmarke war aus Blech und trug die Prägung einer deutschen Brauerei.

Die Augen des Gebers wurden noch größer, als die Frau die Sonnenbrille abnahm. Er erkannte sie auf den ersten Blick. »Annabelle!«

»Leo, Leo, was ist aus dir geworden«, sagte Annabelle Conroy kopfschüttelnd. »Wieso ziehst du in einer so beschissenen Stadt mit einem Haufen solcher Verlierer die Monte-Nummer ab?«

Leo Richter zuckte mit den Achseln, grinste aber breit. »Die Zeiten sind hart. Und die Jungs sind okay ... noch ein bisschen grün hinter den Ohren, aber sie lernen.«

»Auf jeden Fall haben sie schon gelernt, wie man seinen Boss im Stich lässt«, sagte Annabelle verächtlich.

»Ach, die sind schon in Ordnung«, entgegnete Leo. »Und das Monte hat noch immer seinen Mann ernährt.« Er wedelte mit den Geldscheinen, steckte sie wieder in die Gesäßtasche und kicherte. »Annabelle, die kleine Würfelkönigin, gibt sich als Cop aus!«

»Ich habe mit keinem Wort behauptet, Polizistin zu sein, Leo. Die Leute haben es bloß angenommen. Das ist ja gerade der Trick. Wenn du es clever genug anstellst, halten die Leute dich für Gott weiß was. Wo wir gerade davon sprechen ... versuchst du etwa, einen Cop zu bestechen?«

»Nach meiner bescheidenen Erfahrung funktioniert das öfter, als es misslingt«, sagte Leo, fischte eine Zigarette aus einer Packung in seiner Hemdtasche und bot Annabelle eine an. Sie lehnte ab.

»Wie viel machst du so am Tag?«, fragte sie.

Leo warf ihr einen argwöhnischen Blick zu, während er seine Winston anzündete. Dann nahm er einen Zug und blies den Rauch durch die Nase. Es sah aus wie Miniaturnachbildungen der fetten Wolken, die über ihnen aus den Schornsteinen quollen. »Tut mir leid, der Kuchen ist schon aufgeteilt. Ich muss mich um meine Angestellten kümmern.«

»Angestellte? Zahlst du für diese Penner Sozialabgaben, oder was? Außerdem hab ich mit Monte nichts am Hut, Leo«, fügte sie hinzu, ehe er antworten konnte. »Also, wie viel? Ich frage aus einem bestimmten Grund.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich wartend gegen die Mauer.

Leo zuckte mit den Achseln. »Normalerweise arbeiten wir in einer Schicht an sechs verschiedenen Stellen jeweils eine Stunde. An einem guten Tag machen wir zwei- bis dreitausend. Hier gibt's viele Gewerkschaftsfritzen, die Schwarzgeld übrig haben, das sie auf den Kopf hauen können. Aber die Jungs und ich ziehen demnächst weiter. Hier gibt es bald

Massenentlassungen. Außerdem wollen wir nicht, dass die Leute sich allzu gut an unsere Gesichter erinnern.«

»Wie viel bleibt dir von den Nettoeinnahmen?«, fragte Annabelle.

»Sechzig Prozent. Die Kosten sind hoch heutzutage. Ich habe bis jetzt um die dreißig Riesen gespart und will das bis zum Winter verdoppeln. Damit komme ich dann ein Weilchen über die Runden.«

»Ein sehr kurzes Weilchen, wie ich dich kenne.« Annabelle Conroy steckte die Biermarke und die Payback-Karte ein. »Bist du an großem Geld interessiert?«

»Als du mir diese Frage das letzte Mal gestellt hast, hat man auf mich geschossen.«

»Man hat auf uns geschossen, weil du zu gierig wurdest.«

Jetzt lächelte keiner mehr.

»Worum geht's?«, fragte Leo.

»Das sag ich dir, nachdem wir ein paar kleinere Dinger gedreht haben, um uns Kapital zu beschaffen. Für die ganz große Nummer brauche ich Knete.«

»Die ganz große Nummer, aha. Wer ist denn da noch scharf drauf?«

Sie neigte den Kopf und sah auf ihn hinunter. In den hochhackigen Stiefeln war sie fast eins achtzig groß. »Ich. Ich hab damit nie aufgehört.«

Leo musterte ihr langes rotes Haar. »Warst du nicht brünett, als ich dich das letzte Mal gesehen habe?«

»Ich bin immer das, was ich gerade sein muss.«

Er grinste wieder. »Die gute alte Annabelle.«

Ihr Blick wurde hart. »Was ist jetzt? Bist du dabei?«

»Und das Risiko?«

»Ist hoch. Der Gewinn aber auch.«

Mit Ohren zerfetzender Lautstärke heulte die Alarmanlage eines Autos los. Keiner der beiden zuckte auch nur zusammen. Ganoven, die in ihrer Liga spielten, durften nicht

schreckhaft sein, sonst endeten sie schnell im Knast oder auf dem Friedhof.

Schließlich nickte Leo. »Okay, ich bin dabei. Was jetzt?«

»Jetzt trommeln wir ein paar Leute zusammen.«

»So eine richtige All-Star-Truppe?« Bei dieser Aussicht glänzten Leos Augen.

»Für das ganz große Ding sind nur die Besten gut genug.« Sie hob die schwarze Dame auf. »Da, ich hab schon wieder gewonnen! Mein Gewinn ist ein Abendessen.«

»Ich fürchte, in dieser Gegend gibt's nur Hamburger aus Gammelfleisch«, sagte Leo.

»Okay, dann essen wir in Los Angeles. Wir fliegen in drei Stunden.«

»Was? Ich habe nicht mal gepackt! Und ich hab kein Ticket.«

»In deiner linken Jackentasche. Ich hab's reingeschoben, als ich dich abgetastet habe.« Sie warf einen Blick auf seinen Schmerbauch und runzelte die Stirn. »Du hast kräftig zugelegt, Leo.«

Annabelle drehte sich um und ging davon, noch während Leo in seiner Tasche kramte und den Flugschein entdeckte. Er schnappte sich seine Spielkarten und lief hinter ihr her. Den Tisch ließ er einfach stehen.

Das Three Card Monte hatte jetzt erst mal Pause. Das ganz große Ding rief.

## KAPITEL 3

Beim Abendessen in L.A. legte Annabelle in groben Zügen ihre Pläne für die nächsten Tage dar und vertraute Leo an, wer die beiden anderen Beteiligten an dem Coup sein sollten.

»Klingt gut, aber wie soll die ganz große Nummer denn nun aussehen? Du hast noch kein Wort darüber gesagt.«

»Eins nach dem anderen«, erwiderte Annabelle, die an diesem Abend das Kleine Schwarze trug und in Leos Augen richtig schnuckelig aussah. Nun drehte sie das Weinglas in der Hand und ließ gewohnheitsmäßig den Blick durch das Nobelrestaurant schweifen, um Dummköpfe auszuspähen. Früher oder später fand sich immer ein Trottel, den man abzocken konnte.

Mit einem Ruck warf Annabelle das rot gefärbte Haar zurück und stellte Blickkontakt zu einem Kerl her, der drei Tische entfernt saß. Schon seit einer Stunde verschlang der Bursche sie mit Blicken und gab ihr ganz offen Zeichen, während seine unverhohlen gedemütigte Begleiterin stumm vor sich hin schäumte. Wieder leckte der Bursche sich die Lippen und zwinkerte Annabelle zu.

Oh nein, du Penner, du hast nicht den Hauch einer Chance.

Leo unterbrach ihre Gedanken. »Hör zu, Annabelle, ich bau keinen Scheiß. Mensch, ich bin doch extra mit dir nach L.A. geflogen!«

»Ja, auf meine Kosten.«

»Wir sind Partner, du kannst mich ruhig einweihen. Ich bin verschwiegen.«

Sie musterte ihn, während sie den Cabernet austrank. »Lass gut sein, Leo. Nicht mal du bist ein so überzeugender Lügner.«

Ein Kellner kam und reichte Annabelle eine Visitenkarte. »Von dem Gentleman da drüben«, sagte er und zeigte diskret auf den Mann, der sie andauernd angaffte.

Annabelle nahm die Karte. Darauf stand, dass der Bursche »Agent« war – Talentsucher. Zuvorkommend hatte er auf der Rückseite des Kärtchens handschriftlich eine bestimmte Sexualpraktik vermerkt, die er mit Annabelle auszuüben gedachte.

Na schön, du Talentsucher. Du willst es nicht anders.

Annabelle ging zu einem Tisch, den fünf stämmige Zeitgenossen in Nadelstreifenanzügen belegten. Sie sagte etwas, worauf alle lachten. Einem von ihnen tätschelte sie den Schopf, einem anderen – ein Kerl von ungefähr vierzig Jahren mit grauen Schläfen und breiten Schultern – gab sie einen Schmatz auf die Wange. Wieder sagte sie etwas, und wieder lachten alle. Dann setzte sie sich zu den Männern und sprach ein paar Augenblicke mit ihnen. Neugierig beobachtete Leo sie. Schließlich verließ Annabelle den Tisch, winkte Leo und ging zum Ausgang.

»He, Süße«, quatschte der Talentsucher sie an, als sie an seinem Tisch vorbeikam. »Rufen Sie mich an, ja? Sie sind eine so heiße Braut, dass ich jetzt schon in Flammen stehe.«

Vom Tablett eines vorübergehenden Kellners griff Annabelle sich ein Glas Wasser. »Dann ist es ja höchste Zeit zum Löschen, Freundchen«, sagte sie und schüttete ihm das Wasser auf den Schoß.

Er sprang auf. »Verflucht! Das wirst du mir büßen, du Schlampe!«

Seine Begleiterin hielt sich eine Hand vor den Mund, um ihre Erheiterung zu verbergen.

Ehe der Mann nach Annabelle greifen konnte, packte sie zu und umklammerte sein Handgelenk. »Siehst du die Jungs da drüben?« Sie nickte hinüber zu den Nadelstreifenträgern, die den Mann feindselig anstarrten. Einer ließ die Fingerknöchel knacken. Ein anderer schob die Hand unter die Anzugjacke und ließ sie dort. »Bestimmt hast du gesehen, dass ich mit denen gesprochen habe«, sagte Annabelle, »denn du glotzt mich ja schon den ganzen Abend an. Weißt du, das ist

die Familie Moscarelli. Und der da ist mein Exmann, Joey junior. Streng genommen gehöre ich zwar nicht mehr zur Familie, aber irgendwie bleibt man immer ein Teil der Moscarellis.«

»Moscarelli?«, wiederholte der Mann trotzig. »Zum Teufel, was sind das für welche?«

»Sie standen in Vegas an dritter Stelle der Mafia-Hierarchie, bis das FBI sie und andere Familien ausgehoben hat. Jetzt beschäftigen sie sich wieder mit dem, was sie am besten können: Sie kontrollieren im Big Apple und in Newark die Müllabfuhr.« Sie drückte dem Mann den Arm. »Also, wenn du ein Problem mit deiner feuchten Hose hast, wird Joey sich bestimmt darum kümmern.«

»Den Stuss soll ich glauben?«, maulte der Talentsucher.

»Wenn du's nicht glaubst, dann sprich mit ihm.«

Der Mann sah nochmals hinüber zu dem Tisch. Joey junior hielt jetzt ein Steakmesser in der haarigen Pranke, während ein Tischnachbar ihn zu beschwichtigen versuchte. Annabelle packte das Handgelenk ihres Verehrers fester. »Oder soll ich Joey bitten, mit seinen Jungs an deinen Tisch zu kommen? Du brauchst keinen Bammel zu haben, er ist zurzeit auf Bewährung draußen, deshalb kann er dich nicht *richtig* durch die Mangel drehen.«

»Nein, nein ...« Beunruhigt nahm der Talentsucher den Blick von Joey und seinem mörderischen Steakmesser. »Ich meine ... es war ja nichts«, fügte er kleinlaut hinzu. »Ist ja bloß Wasser. So was kann doch passieren.« Er lehnte sich zurück und betupfte seinen Schoß mit der Serviette.

Annabelle wandte sich seiner Begleiterin zu, die vergeblich ihr Gekicher zu unterdrücken versuchte. »Findest du das komisch, Süße?«, fragte Annabelle. »Wir alle haben *über* dich gelacht, nicht mit dir. Du solltest lieber Selbstachtung finden, sonst sind solche miesen Schleimbeutel wie der hier die einzigen Stecher, neben denen du aufwachst, bis du so alt bist,

dass dein Schicksal keinen mehr interessiert, nicht mal dich selbst.«

Der Frau blieb das Lachen im Hals stecken.

»Au Mann«, sagte Leo, als sie das Restaurant verließen, »da hab ich meine Zeit damit verplempert, Dale Carnegie zu lesen, dabei hätte ich bloß mit dir abhängen müssen.«

»Lass gut sein, Leo.«

»Okay, aber was war das für 'ne Nummer? Moscarelli-Familie? Wer waren die Figuren wirklich?«

»Fünf geile Buchhalter aus Cincinnati, die heute Abend versuchen werden, irgendwelche Schnallen ins Bett zu kriegen.«

»Du hast Glück gehabt, dass sie solchen Kampfgeist hatten.«

»Mit Glück hatte das nichts zu tun. Ich habe denen weisgemacht, ich wollte mit einem Bekannten in der Öffentlichkeit eine Filmszene proben, so was käme in L.A. ständig vor. Also habe ich sie gebeten, sie sollten sich wie Mafiosi benehmen, um uns die passende Atmosphäre für die Szene zu liefern. Wären sie überzeugend genug, könnten sie vielleicht einen Auftritt im Film kriegen. Wahrscheinlich war es das aufregendste Erlebnis, das sie je hatten.«

»Na gut, aber woher wusstest du, dass der Typ dich tatsächlich anbaggert?«

»Es war bestimmt keine Brechstange, was er da in der Hose hatte. Oder glaubst du, ich hätte ihm das Wasser aus Vergnügen auf den Schoß gekippt?«

Am nächsten Tag fuhren Annabelle und Leo in einem Mietwagen, einem dunkelblauen Lincoln, in Beverly Hills den Wilshire Boulevard entlang. Aufmerksam betrachtete Leo die Ladengeschäfte, an denen sie vorbeikamen. »Woher hast du den Tipp gekriegt?«

»Die üblichen Quellen. Er ist jung und hat in der Szene kaum Erfahrung, aber ich hab's wegen seiner Spezialität auf ihn abgesehen.« Annabelle lenkte den Wagen auf einen Park-

platz und zeigte auf ein Geschäft. »Da ist der Schuppen, wo unser Ladenschwengel die Kundschaft bescheißt.«

»Was ist er für ein Typ?«

»Sehr metrosexuell.«

Ratlos sah Leo sie an. »Metrosexuell? Was ist denn das? Steht er auf U-Bahnen, oder was?«

»Du solltest häufiger unter die Leute gehen, Leo, und mehr Zeit am Computer verbringen.«

Gleich darauf führte Annabelle ihn in eine teure Kleiderboutique. Begrüßt wurden sie von einem sehnigen, gut aussehenden jungen Mann in schickem Schwarz. Er hatte blondes, glatt nach hinten gekämmtes Haar und fesche Ein-tagesstoppeln am Kinn.

»Arbeiten Sie hier ganz allein?«, fragte Annabelle, während sie die offenbar gut betuchten Kundinnen des Ladens musterte. Die Frauen mussten wohlhabend sein, denn die Schuhe hier kosteten von tausend Dollar aufwärts. Wer sie bezahlen konnte, durfte dafür auf Zehnzentimeterabsätzen umherstelzen, bis die Achillessehne riss.

Der junge Mann nickte. »Ja, und ich arbeite gern in diesem Geschäft. Dienstleistung macht mir Spaß.«

»Na klar«, sagte Annabelle halblaut.

Sobald sämtliche anderen Kundinnen gegangen waren, hängte Annabelle unbemerkt das Geschlossen-Schild an die Tür. Leo brachte eine Damenbluse zur Kasse, während Annabelle ins hintere Umfeld der Ladentheke schlenderte. Leo gab dem Verkäufer seine Kreditkarte. Sie rutschte dem jungen Mann aus der Hand, sodass er sich bückte, um sie aufzuheben. Kaum hatte er sich aufgerichtet, stand Annabelle schon hinter ihm. »Ein hübsches kleines Spielzeug haben Sie da«, sagte sie und betrachtete den winzigen Apparat, durch den der Angestellte gerade Leos Kreditkarte zog.

»Verzeihung, Ma'am, aber hinter die Ladentheke haben Sie keinen Zutritt«, sagte er gereizt.

Annabelle achtete nicht auf seine Bemerkung. »Haben Sie das selber gebastelt?«

»Es ist ein Prüfgerät«, entgegnete der Verkäufer indigniert. »Damit checken wir Kreditkarten auf ihre Gültigkeit. Es untersucht sie auf verschlüsselte Codes. Früher hatten wir viel Ärger mit gestohlenen Kreditkarten, deshalb hat der Inhaber uns angewiesen, so ein Gerät zu benutzen. Ich tue es möglichst unauffällig, damit niemand in Verlegenheit kommt. Sicher haben Sie Verständnis dafür.«

»Oh, das ist mir alles vollkommen verständlich, Tony.« Annabelle langte an dem Angestellten vorbei und nahm den kleinen Apparat in die Hand. »Dieses Ding liest Name, Kontonummer und Geheimzahl, damit Sie die Karte fälschen können, nicht wahr, Tony?«

»Oder Sie verscherbeln die Daten an einen Kartenfälscher-Ring, was wahrscheinlicher ist«, sagte Leo. »Auf diese Weise machen Sie sich Ihre metrosexuellen Händchen nicht so schmutzig. Stimmt's, Tony?«

Tony starnte sie nacheinander an. »Woher kennen Sie meinen Namen? Sind Sie Bullen?«

»Oh nein, viel besser.« Annabelle legte ihm einen Arm um die schmalen Schultern. »Wir sind genau solche Halsabschneider, wie Sie einer sind.«

Zwei Stunden später spazierten Annabelle und Leo im Hafen von Santa Monica die Uferstraße entlang. Der Tag war sonnig und wolkenlos, und die leichte Brise, die vom Meer kam, wehte einen Schwall köstlich lauer Luft landeinwärts. Leo wischte sich mit einem Taschentuch die Stirn, zog die Jacke aus und legte sie über den Arm.

»Verdammst noch mal, ich hatte schon vergessen, wie nett es hier ist.«

»Herrliches Wetter und die reichsten Opfer der Welt«, sagte Annabelle. »Eben darum sind wir hier. Denn wo die reichsten Trottel sind ...«

»Da sind auch die tüchtigsten Abzocker nicht weit«, vollendete Leo.

Annabelle nickte. »Okay, das ist er: Freddy Driscoll, Kronprinz der Urkundenfälschung.«

Leo spähte voraus und las, indem er in die Sonne blinzelte, das kleine Schild über dem Verkaufsstand. »Designer Heaven?«

»Genau. Mach es so, wie ich gesagt habe.«

»Wie könnte ich es jemals anders machen als so, wie du es gesagt hast?«

Auf den Tischen des Verkaufsstands lagen ordentlich aufgestapelt Jeans, Designerhandtaschen, Uhren und sonstige Accessoires. Der Inhaber, ein älterer Mann von kleiner, pummeliger Statur, grüßte höflich. Er hatte ein freundliches Gesicht, und unter seinem Strohhut ragten Büschel weißen Haars hervor.

»Hui, das sind ja supergünstige Preise«, äußerte Leo, während er sich ein paar Sachen anschauten.

Der Mann grinste stolz. »Ich betreibe keinen solchen Aufwand wie die Luxusboutiquen, sondern gebe mich mit Sonne, Sand und Meer zufrieden.«

Annabelle und Leo kramten in den Waren und suchten ein paar Sachen aus. Zwecks Bezahlung reichte Annabelle dem Mann einen Hundertdollarschein.

Er nahm den Geldschein, setzte eine dicke Brille auf, besah sich den Schein aus einem bestimmten Winkel und gab ihn Annabelle zurück. »Tut mir sehr leid, Madam, aber der Lappen ist falsch.«

»Ganz recht«, bestätigte Annabelle seelenruhig. »Weil ich es für angebracht hielt, gefälschte Produkte mit Falschgeld zu bezahlen.« Der Mann zuckte mit keiner Wimper, lächelte sie nur gutmütig an. Nun betrachtete Annabelle den Flunkerkies aus dem gleichen Blickwinkel. »Das Problem ist, dass selbst der beste Fälscher das Hologramm von Benjamin Franklin nicht hundertprozentig hinkriegt. Aus diesem Blickwinkel

erkennt man die Mängel. Für eine perfekte Fälschung bräuchte man eine zweihundert Millionen Dollar teure Druckerei. So eine gibt es in den Vereinigten Staaten nur einmal, und da kommt man als Fälscher nicht so schnell rein.«

»Also nimmt man einen Wachsstift«, ergriff Leo das Wort, »und fertigt eine hübsche Zeichnung unseres guten alten Benjamin an. Dann erblickt jeder, der wenigstens so schlau ist, sich den Schein ein bisschen genauer anzusehen, ein Aufblitzen und glaubt, er hätte das Hologramm gesehen, obwohl gar keins da ist.«

»Aber Sie haben den Unterschied erkannt«, sagte Annabelle. »Sie haben solche Lappen nämlich selbst schon in nahezu meisterhafter Qualität fabriziert.« Sie hob eine Jeans hoch. »Ich würde Ihren Lieferanten mitteilen, sie sollten sich die Zeit nehmen, den Markennamen auf den Reißverschluss zu stempeln, so wie's beim echten Produzenten geschieht.« Sie legte die Jeans weg und zeigte eine Handtasche vor. »Und hier muss der Gurt doppelt genäht werden. Auch das ist verräterisch.«

Leo hob eine Uhr in die Höhe. »Und eine richtige Rolex geht lautlos, die tickt nicht wie 'ne Zeitbombe.«

»Ehrlich, ich bin erschüttert«, sagte der Mann, »das Opfer von Produktpiraten geworden zu sein. Vor ein paar Minuten habe ich weiter unten am Pier einen Polizeibeamten gesehen. Ich geh ihn holen. Bitte bleiben Sie hier, bestimmt will er Ihre Aussagen zu Protokoll nehmen.«

Mit ihren langen, geschmeidigen Fingern fasste Annabelle ihn am Arm. »Sparen Sie sich die Ausreden. Wir müssen reden.«

»Worüber?«, fragte der Mann mit merklicher Vorsicht.

»Wie wir zwei kleine und dann das ganz große Ding drehen«, antwortete Leo. Sofort sah er in den Augen seines Gegenübers ein Funkeln.

## KAPITEL 4

Über den Konferenztisch hinweg musterte Roger Seagraves den Mäusemann und das klägliche Dutzend Strähnen fettigen schwarzen Haars, das er sich vergebens über die schuppige Kopfhaut des klobigen Schädelns gekämmt hatte. Obendrein hatte der Mann eine Hühnerbrust und dünne Beine, dafür jede Menge Fett an Bauch und Gesäß. Obwohl erst knapp über vierzig, hätte es ihn vermutlich unsägliche Mühe gekostet, weiter als zwanzig Meter zu laufen, ohne einen Kreislaufkollaps zu erleiden. Wahrscheinlich trieb ihn schon das Hochheben einer Einkaufstasche an den Rand der Erschöpfung. Er hätte, so lautete Seagraves' Überzeugung, als Musterbeispiel für den körperlichen Verfall des gesamten männlichen Teils der Menschheit im einundzwanzigsten Jahrhundert dienen können. Sein Anblick erzürnte Seagraves, weil in seinem Leben der Sport und die Fitness stets eine große Rolle gespielt hatten.

Noch heute joggte er jeden Tag zehn Kilometer, ehe die Sonne ganz am Himmel stand. Noch immer war er zu einhändigen Liegestützen fähig und konnte das Doppelte seines Körpergewichts stemmen. Vier Minuten lang konnte er unter Wasser die Luft anhalten, und gelegentlich trainierte er an seinem Wohnsitz in der westlichen Fairfax County mit der Football-Mannschaft der örtlichen High School. Kein über Vierzigjähriger war imstande, sportlich mit siebzehnjährigen Burschen mitzuhalten, doch Seagraves blieb nie weit hinter ihnen zurück. In seinem früheren Job hatten alle diese Fähigkeiten einem einzigen Zweck gedient: sein Überleben zu sichern.

Nun richtete er die Aufmerksamkeit wieder auf den Mann, der ihm am Tisch gegenüber saß. Jedes Mal, wenn er dieses Mäuschen sah, verspürte er den Wunsch, ihm eine Kugel ihn den Kopf zu jagen und ihn aus seinem lethargischen Elend zu erlösen. Aber kein vernünftiger Mensch erschoss seine

Goldene Gans oder vielmehr, wie in diesem Fall, seine Goldene Maus. Egal wie viel Seagraves an der Physis seines Komplizen auszusetzen haben mochte, er brauchte den Mann.

Diese Kreatur hieß Albert Trent. Sein missratener Körper beherbergte ein fähiges Hirn, das musste Seagraves ihm zuge-stehen. Ein bedeutsamer Bestandteil ihres Projekts, das vielleicht sogar wesentlichste Detail, ging auf eine Idee Trents zurück. Deshalb arbeitete Seagraves mit ihm zusammen, mehr als aus jedem anderen Grund.

Eine Zeit lang unterhielten die beiden Männer sich über die bevorstehende Befragung von CIA-Vertretern durch das Committee of Intelligence, dem Geheimdienstausschuss, dem Albert Trent als wichtiges Mitglied angehörte. Anschließend besprachen sie eine Reihe wichtiger Informationen, die von der CIA in Langley und anderen Einrichtungen des riesigen Geheimdienstapparats der US-Regierung gesammelt worden waren. Sie observierten aus dem All, lauschten am Telefon, spionierten Fax und E-Mail aus und guckten den Menschen manchmal geradewegs über die Schulter.

Nachdem sie alles erörtert hatten, lehnten die beiden Männer sich zurück und tranken lauwarmen Kaffee. Einen Bürokraten, der eine anständige Tasse Kaffee zubereiten konnte, musste Seagraves erst noch finden. Vielleicht lag es am hiesigen Wasser.

»Der Wind wird stärker«, sagte Trent, dessen Blick auf der Kladde ruhte, die vor ihm lag. Er strich sich auf dem Wanst den roten Schlipss glatt und schabte sich an der Nase.

Seagraves schaute zum Fenster hinaus. Von nun an war es Zeit für verschlüsselte Formulierungen – für den Fall, dass irgendjemand mithörte. Heutzutage war man nirgends vor Lauschern sicher, am wenigsten auf dem Capitol Hill. »Eine Kaltluftfront kommt, ich habe es in den Nachrichten gesehen. Vielleicht gibt's Regen, vielleicht auch nicht.«

»Ich habe gehört, es soll ein Gewitter geben.«

Seagraves spitzte die Ohren. Das Stichwort »Gewitter« fand stets seine höchste Beachtung. Bob Bradley, ehedem Sprecher des Abgeordnetenhauses, war so ein »Gewitter« gewesen. Jetzt lag er im heimatlichen Kansas unter der Erde, und ein Haufen verwelkter Blumen garnierte sein Grab.

Seagraves lachte laut auf. »Sie wissen ja, was man vom Wetter sagt: Alle reden darüber, aber niemand tut was dagegen.«

Auch Trent lachte. »Für meine Begriffe sieht alles ganz gut aus. Wir wissen die ständige Kooperationsbereitschaft der CIA wirklich zu schätzen.«

»Es geschieht aus Pflicht und Schuldigkeit.«

Trent nickte. »Der neue Vorsitzende des Ausschusses weiß, wie man sich an die Regeln hält. Er hat schon eine Unterschriftensammlung gestartet, um die Anhörung zu beenden.«

»Wir stehen im Krieg gegen den Terrorismus – eine völlig neuartige Herausforderung. Die Feinde unserer Nation lauern überall. Danach müssen wir handeln. Wir müssen sie erledigen, ehe sie uns erwischen.«

»Ganz genau«, pflichtete Trent bei. »Es ist eine neue Ära und eine neue Art der Auseinandersetzung. Alles ist völlig legal.«

»Versteht sich von selbst.« Seagraves unterdrückte ein Gähnen. Er hoffte, dass der Lauscher – falls es einen gab – seine Freude an diesem patriotischen Gesülze hatte. Er interessierte sich längst nicht mehr für sein Heimatland; so wenig wie für irgendein anderes Land. Er kümmerte sich nur noch um sich selbst, den Einmann-Freistaat Roger Seagraves, und das mit großem Erfolg, denn er besaß die nötigen Fähigkeiten, den Schneid und den Zugang zu Wissen von enormem Wert. »Tja, wenn wir mit allem durch sind, mach ich mich auf die Socken. Um diese Tageszeit ist mit Staus zu rechnen.«

Trent tippte auf die Kladde. »Damit muss man immer rechnen.«

Mit einem Blick streifte Seagraves die Kladde, die er Trent ausgehändigt hatte; dann nahm er den Schnellhefter, den sein Kumpan ihm zuschob. Darin befanden sich Rückfragen, die zusätzliche Informationen zu gewissen Observationspraktiken der CIA betrafen. In der dicken Kladde gab es nichts Aufregenderes zu lesen als eine der beispiellos langweiligen, übermäßig komplizierten Analysen, die seine Behörde dem Geheimdienstausschuss routinemäßig vorlegte. Diese Berichte waren Meisterwerke der Kunst, mit einer Million Wörtern rein gar nichts zu sagen.

Doch wenn man den Code kannte und die Möglichkeit hatte, buchstäblich zwischen den Zeilen zu lesen – und das würde Trent noch am heutigen Abend tun, wie Seagraves wusste –, offenbarten die Seiten der Kladde noch etwas anderes: die Namen von vier sehr aktiven amerikanischen Undercoveragenten und ihre gegenwärtigen überseeischen Aufenthaltsorte in verschlüsselter Form. Diese Namen und Anschriften waren schon an finanziell bestens ausgestattete Terror-Organisationen verkauft worden, die nun in drei Ländern des Nahen Ostens und Asiens den Agenten die Türen eintreten und ihnen den Kopf abreißen würden. Zwei Millionen US-Dollar pro Namen waren inzwischen auf ein Konto überwiesen worden, das kein amerikanischer Steuerprüfer jemals zu sehen bekam. Trent fiel die Aufgabe zu, die Namen längs der Nahrungskette nach unten weiterzureichen.

Seagraves' Geschäft boomte. Während Amerikas Feinde weltweit an Zahl zunahmen, verkaufte er Geheimnisse an moslemische Terroristen, südamerikanische Kommunisten, asiatische Diktatoren und sogar an Mitglieder der Europäischen Union.

»Tolle Lektüre«, sagte Trent. Er bezog sich mit dieser Bemerkung auf den Schnellhefter, den er Seagraves hingeschoben hatte. Dem darin enthaltenen Text konnte Seagraves die verschlüsselte Identität des neuen »Gewitters« sowie das dazugehörige Warum und Wieso entnehmen.

Am späteren Abend sah Seagraves sich daheim den Namen an und machte sich in seiner gewohnt systematischen Art und Weise daran, die Liquidierung des »Gewitters« zu planen. Allerdings musste in diesem Fall sehr viel feinsinniger vorgegangen werden als mit einem Scharfschützengewehr. Zum Glück hatte Trent erstklassige Arbeit geleistet und über die Zielperson eine Information beschafft, die die Angelegenheit sehr erleichterte. Seagraves wusste genau, wen er anrufen musste.

## KAPITEL 5

Pünktlich um sechs Uhr dreißig an einem klaren, kühlen Morgen in Washington, D. C., öffnete sich die Vordertür von Jonathan DeHavens dreistöckigem Wohnhaus, und er trat in grauem Tweedjackett, hellblauem Schlips und schwarzer Hose heraus. DeHaven, ein großer, hagerer Mann Mitte fünfzig mit einem sorgsam gekämmten Schopf silbergrauen Haars, atmete tief die erfrischende Morgenluft und betrachtete einige Augenblicke lang die prachtvollen alten Herrenhäuser, die sich an der Straße reihten.

DeHaven war bei weitem nicht der wohlhabendste Bewohner dieser Gegend, wo eine Villa Abermillionen Dollar kostete. Er hatte das Haus von seinen Eltern geerbt, die zahlungskräftig genug gewesen waren, um sich schon früh in die heute begehrteste Sammlung von Immobilien in ganz D.C. einzukaufen. Ein Großteil ihres Vermögens war wohltätigen Zwecken zugeflossen, doch dem einzigen Kind der DeHavens war mehr als genug geblieben, um seine Beamtenbezüge aufzustocken und sich bestimmte Hobbys leisten zu können.

Während seine Herkunft es DeHaven erlaubte, sein Leben zu führen, ohne auf jede erdenkliche Weise Geld verdienen zu müssen, galt das keineswegs für sämtliche Bewohner der Good Fellow Street. In der Tat war einer seiner Nachbarn sogar ein Großhändler des Todes – die politisch korrekte Bezeichnung, vermutete DeHaven, lautete »Rüstungslieferant«.

Dieser Mann, ein gewisser Cornelius Behan, der sich gern C.B. nennen ließ, bewohnte einen palastähnlichen Gebäudekomplex, der zwei Original-Herrenhäuser mit einer Riesenvilla von viertausend Quadratmetern verband. DeHaven hatte Gerüchte gehört, nach denen so etwas in diesem historischen, streng denkmalgeschützten Viertel nur durch Bestechung möglich sein sollte. Das ganze Konglomerat verfügte nicht

nur über einen Aufzug für vier Personen, sondern auch über Personalunterkünfte, in denen tatsächlich Bedienstete lebten.

Zudem schleppte Behan zu den unmöglichsten Tageszeiten eine Auswahl atemberaubend schöner Frauen in seinen Palast, hatte jedoch immerhin so viel Anstand, damit zu warten, bis seine Angetraute außerhalb der Stadt weilte, was meistens eine Einkaufstour nach Europa bedeutete. DeHaven vermutete, dass Behans Ehefrau eigene erotische Abenteuer suchte, während sie sich auf der anderen Seite des Atlantiks befand. Er stellte sich die elegante, attraktive Dame vor, wie ihr junger französischer Liebhaber sie auf einem übergroßen Louis-XVI.-Esstisch bestieg, während im Hintergrund Ravels Bolero erklang. Es sei dir gegönnt, dachte DeHaven.

Er verdrängte die Sündhaftigkeit seiner Nachbarn aus dem Bewusstsein und trat mit lebhaft-federnden Schritten den Weg zur Arbeit an. Jonathan DeHaven war der überaus stolze Abteilungsleiter der Raritätenabteilung der Kongressbibliothek, der angeblich – angeblich, weil nicht unbestritten – weltweit besten Sammlung seltener Bücher. Doch mochten Franzosen, Italiener und Briten noch so sehr dagegen argumentieren, DeHaven hegte seit eh und je von vornherein die Überzeugung, dass allein die amerikanische bibliothekarische Raritätenabteilung die beste der Welt sein konnte.

In gleichmäßigem, wohl bemessenem Gehtempo, das er von seiner Mutter übernommen hatte, schlenderte er einen halben Kilometer weit über die gepflasterten Gehwege. Seine Mutter hatte jeden Schritt ihres langen Lebens genau abgezirkelt. An ihrem Todestag war DeHaven nicht ganz sicher gewesen, ob seine weithin als herrisch bekannte Mama nicht die Beisetzung stornieren, stattdessen sofort zur Himmelpforte auffahren und energisch Einlass fordern würde, um das Kommando zu übernehmen.

An einer Straßenecke stieg er in einen überfüllten städtischen Bus und teilte sich die Sitzbank mit einem jungen Mann, dessen Kleidung Trockenmauerstaub bedeckte und der

einen verbeulten Eiskühler zwischen den Füßen stehen hatte. Fünfundzwanzig Minuten später stieg DeHaven an einer belebten Kreuzung aus dem Bus.

Er überquerte die Straße und betrat ein kleines Café, in dem er seine Tasse Morgentee trank, ein Croissant verzehrte und die *New York Times* las. Wie gewohnt gab es nur zutiefst deprimierende Schlagzeilen. Kriege, Wirbelstürme, eine mögliche Grippe-Pandemie, Terrorismus – eigentlich reichte das, um sich zu Hause zu verkriechen und die Türen zu verrammeln. Ein Bericht befasste sich mit Ermittlungen wegen irgendwelcher Unregelmäßigkeiten im militärisch-industriellen Komplex. Von Bestechung und Korruption unter Politikern und Rüstungsproduzenten war die Rede. Nein, wie schockierend. Dabei hatte ein Skandal – bei dem es um Geld gegen Einfluss ging – schon den früheren Sprecher des Abgeordnetenhauses den Posten gekostet. Und dann war sein Nachfolger Robert Bradley vor dem Federalist Club brutal ermordet worden. Das Verbrechen war noch nicht aufgeklärt worden, obwohl eine bis dahin unbekannte heimische Terroristengruppe, die sich »Amerikaner kontra 1984« nannte – ein Bezug auf Orwells Meisterwerk über den Faschismus –, die Verantwortung für die Tat übernommen hatte. Den Medien zufolge kamen die Ermittlungen der Polizei schleppend voran.

Gelegentlich schaute DeHaven durchs Café-Fenster ins Freie und sah Regierungsmitarbeiter zielstrebigen Schritts durch die Straße eilen, allzeit bereit, es mit der ganzen Welt aufzunehmen, oder wenigstens mit ein, zwei vertrottelten Senatoren. Hier ist man in einer wirklich äußerst ungewöhnlichen Umgebung, dachte DeHaven. Da stapften heroische Kreuzzügler und schlichen schmierlappige Profitmacher durcheinander, vermischten sich mit allen Arten von Idioten und Intellektuellen, von denen die Ersteren leider stets die höheren Machtpositionen innehatten. Dies war die einzige Stadt in den Vereinigten Staaten, wo man den Krieg erklären,

die Bundeseinkommenssteuer erhöhen und die Sozialleistungen kürzen konnte. Die Entscheidungen, die man auf diesen wenigen Quadratkilometern der Denkmäler und Gedankenlosigkeit fällte, machten Legionen von Menschen entweder wütend oder froh und ließen sie die Seiten wechseln, je nachdem, wer gerade die Regierungsgewalt ausübte. All die Querelen, Intrigen und Komplotten, die man ertrug und austrug, um Macht zu erringen oder Macht zu behalten, beanspruchten sämtliche Kräfte, die überaus schlaue und talentierte Menschen aufbieten konnten. Das wirbelnde, sich immerzu verändernde Mosaik hatte zu viele sich in wilder Hektik bewegende Teile, als dass ein Außenstehender auch nur im Ansatz hätte nachvollziehen können, was tatsächlich geschah. Es ähnelte einem mörderischen Kindergarten ohne Feierabend.

Ein paar Minuten später erkomm DeHaven die breite Freitreppe des Jefferson Building, das unter seinem kolossalen Kuppeldach die Kongressbibliothek barg. Er ließ sich vom Wachdienst die Schlüssel aushändigen, quittierte sie, begab sich in den ersten Stock und rasch zu Raum LJ 239. Dahinter befanden sich der Lesesaal der Raritätenabteilung und die wabenartige Anlage der Tresore, in denen man viele papierene Schätze der Nation sicher aufbewahrte. Zu diesen bibliophilen Reichtümern zählte eine original Druckfassung der Unabhängigkeitserklärung, an der die Gründungsväter auf dem Marsch zur Befreiung vom britischen Joch in Philadelphia getüftelt hatten. Was sie heute wohl von der Stadt halten würden?

DeHaven schloss die dicke Außentür des Lesesaals auf und schwenkte ihre Flügel seitlich bis an die Wand. Dann erledigte er die umständliche Scannerprozedur, die es ihm gestattete, den Saal zu betreten. Jeden Tag war DeHaven als Erster da. Obgleich seine Alltagsaufgaben ihn zumeist aus dem Lesesaal fernhielten, hatte DeHaven eine symbiotische Beziehung zu alten Büchern, die er einem Laien nicht hätte

erklären können, die einem Bibliophilen von nur mittelmäßiger Sammelleidenschaft jedoch auf Anhieb begreiflich gewesen wäre.

An den Wochenenden blieb der Lesesaal geschlossen, sodass DeHaven Zeit fand, Radtouren zu machen, nach seltenen Büchern für die eigene Privatsammlung zu recherchieren und Klavier zu spielen. Das Tastenquälen hatte er unter der strengen Anleitung seines Vaters gelernt, dessen ehrgeiziger Wunsch, Konzertpianist zu werden, an der grausamen Wahrheit gescheitert war, dass er schlichtweg nicht gut genug spielen konnte. Gleiches galt leider auch für seinen Sohn. Und doch klimperte DeHaven seit dem Tod seines Vaters ab und zu gern ein bisschen herum. Wenngleich ihm unter der Fuchtel der strikten Verhaltensnormen seiner Eltern manchmal die Haare zu Berge gestanden hatten, war er ihnen fast immer ein gehorsamer Sohn gewesen.

Nur einmal hatte DeHaven etwas getan, das ihren Wünschen widersprach. Dabei allerdings hatte er sich eine schwere Übertretung geleistet: Er hatte eine beinahe zwanzig Jahre jüngere Frau geheiratet – eine Dame, so klärte seine Mutter ihn unablässig auf, die weit unter seinem gesellschaftlichen Status stand, und am Ende, ein Jahr später, hatte sie ihn genötigt, sich scheiden zu lassen. Eine Mutter sollte nicht die Macht haben, ihren Sohn zu zwingen, die Frau zu verlassen, die er liebte, nicht einmal bei Androhung des Streichens aller finanziellen Mittel. DeHavens Mutter jedoch war sogar dermaßen tief gesunken, dass sie ihm gedroht hatte, ihre sämtlichen Buchraritäten zu verkaufen, die eigentlich ihrem Sprössling vererbt werden sollten. Dennoch – er hätte sich ihr widersetzen müssen, hätte ihr ins Gesicht sagen müssen, sie könne ihn mal kreuzweise. Heute war DeHaven überzeugt, dass es richtig gewesen wäre, aber nun war es natürlich viel zu spät. Hätte er bloß vor Jahren genügend Rückgrat gehabt.

Versonnen stöhnte DeHaven vor sich hin, knöpfte das Jackett auf und glättete den Schlip. Damals hatte er die wahr-

scheinlich glücklichsten zwölf Monate seines Lebens genossen. Nie zuvor hatte er einen Menschen wie seine Ex gekannt, und er war sicher, dass ihm nie wieder eine ähnliche Frau begegnen würde. Und doch hatte er sich von ihr getrennt, nur weil seine Mutter ihn erpresst hatte. Nach der Trennung hatte er ihr noch jahrelang geschrieben und sich auf jede nur denkbare Weise bei ihr entschuldigt. Geld hatte er ihr geschickt, Juwelen, exotische Mitbringsel von seinen Weltreisen, doch nie hatte er sie gebeten, zu ihm zurückzukehren. Nein, niemals. Einige Male hatte sie ihm geantwortet, doch irgendwann waren die Päckchen und Briefe ihm dann ungeöffnet zurückgeschickt worden. Nach dem Ableben seiner Mutter hatte DeHaven überlegt, sich auf die Suche nach ihr zu machen, aber schließlich entschieden, dass es zu spät sei. In Wahrheit verdiente er sie gar nicht mehr.

Er nahm einen tiefen Atemzug, steckte die Schlüssel in die Tasche und sah sich im Lesesaal um. Die nach dem Vorbild der Independence Hall mit ihrer georgianischen Pracht gestaltete Räumlichkeit übte augenblicklich eine beruhigende Wirkung auf ihn aus. Besonders gefielen DeHaven die an jedem Tisch stehenden Lampen mit den Kupferschirmen. Von diesem Anblick angetan strich er mit der Hand über einen der Lampenschirme, und das bittere Gefühl des Versagens, die einzige Frau verloren zu haben, die ihn hätte glücklich machen können, schwand ein wenig.

DeHaven durchmaß den Raum und zückte unterwegs seine dienstliche Ausweiskarte. Er hielt sie dem Computer ans Scannerfeld, nickte den Überwachungskameras zu, die über der Tür an die Wand geschraubt waren, und betrat die Tresoranlage. Die Gewölbe jeden Morgen aufzusuchen bedeutete für ihn ein tägliches Ritual; es half ihm gewissermaßen beim Aufladen der Batterien und untermauerte seine ihm lieb gewordene Vorstellung, dass es in seinem Leben um nichts anderes ging als um Bücher.

In dem Gewölbe wurde mit hohen Kosten eine permanente Klimakontrolle betrieben. Zwar stützte sich die Bibliothek auf ein ziemlich schmales Budget, doch eine gleichbleibende Temperatur von 15 Grad und eine relative Luftfeuchtigkeit von 68 Prozent gewährleisteten, dass ein altes Buch wenigstens noch ein paar Jahrhunderte überdauerte.

Angesichts eines Bundeshaushalts, der unweigerlich stets mehr Geld für den Krieg als für friedliche Zwecke erübrigt hatte, erachtete DeHaven den zusätzlichen Aufwand als vertretbar. Für einen Bruchteil der Kosten, die eine Rakete verschlang, könnte er auf dem freien Markt sämtliche Werke erwerben, die die Bibliothek bräuchte, um ihre Raritätenabteilung zu vervollständigen. Doch Politiker glaubten, dass Raketen für Sicherheit sorgten – dabei waren es Bücher, und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Unwissenheit begünstigte Kriege, und Menschen, die viel lasen, blieben selten unwissend. Vielleicht war das eine allzu vereinfachende Philosophie, doch DeHaven blieb ihr treu.

Er verbrachte ein paar Minuten in der geweihten Atmosphäre der Jefferson-Kammer und blätterte in einer Ausgabe der Werke des Tacitus, jenes römischen Geschichtsschreibers, den der dritte US-Präsident so sehr bewundert hatte. Dann schloss er den Tresor mit der Sammlung Lessing J. Rosenwalds auf, dem einstigen Direktor von Sears & Roebuck, der der Bibliothek seine kostbaren Inkunabeln und Codices gestiftet hatte, die nun nebeneinander auf einem Metallregal standen.

Während sein Blick über die in den Regalen aufgereihten Bücher glitt, dachte DeHaven an seine Privatsammlung, die er in einem speziellen Tresorraum im Keller seines Wohnhauses pflegte. Groß war die Sammlung nicht, doch sie stellte ihn zufrieden. Jeder Mensch sollte irgendetwas sammeln, lautete DeHavens Auffassung. Man fühlte sich dadurch lebendiger und der Welt enger verbunden.

Nachdem er sich zwei Bücher angesehen hatte, die frisch aus der Restaurationsabteilung zurückgekommen waren, stieg er die Treppe zu den Tresorräumen hinauf, die über dem Lesesaal lagen. Dort gab es eine Sammlung alter medizinischer Literatur aus den USA. Im Zwischenstock gleich darüber hatte man eine große Sammlung von Kinderbüchern untergebracht. DeHaven blieb stehen, um wohlwollend den Kopf einer kleinen Männerbüste zu tätscheln, die schon seit Menschengedenken auf einem Tischchen in der Ecke stand.

Im nächsten Moment sank Jonathan DeHaven auf einen Stuhl und starb. Wie die Zuckungen und seine stummen Schreie bewiesen, war es kein leichter und schmerzloser Tod. Als es nach dreißig Sekunden endlich vorüber war, lag DeHaven volle zehn Meter von der Stelle entfernt, wo sein Sterben angefangen hatte. Seine Augen starnten blicklos auf eine Reihe von Mädchenbüchern, auf deren Einbänden man Frauen in Teezeit-Garderobe mit Sonnenhüten sah.

DeHaven war gestorben, ohne zu wissen, was ihn tötete. Niemand hatte ihm eine Verletzung zugefügt, kein Gift war über seine Lippen geflossen, und auch sein Körper hatte ihn nicht im Stich gelassen; er hatte sich bester Gesundheit erfreut. Und er war ganz allein gewesen.

Und doch war Jonathan DeHaven tot.

Rund 45 Kilometer entfernt läutete bei Roger Seagraves das Telefon. Er erhielt den Wetterbericht: Auf absehbare Zeit blieb es sonnig und klar. Seagraves beendete das Frühstück, schnappte sich die Aktentasche und machte sich gut gelaunt auf den Weg zur Arbeit. Es war schön, wenn der Tag mit einer erfreulichen Nachricht anfing.

## KAPITEL 6

Caleb Shaw betrat den Lesesaal der Raritätenabteilung, schlurfte zu seinem Schreibtisch an der rückwärtigen Wand und legte dort Rucksack und Motorradhelm ab. Er brauchte einen Moment, um den Gurt, der den Zweck hatte, sein Hosenbein von Kettenschmiere sauber zu halten, vom Fußknöchel zu schnallen. Dann nahm er in seinem Schreibtischstuhl Platz. Heute Morgen hatte er viel zu tun. Am Vortag hatte ein berühmter amerikanischer Gelehrter mehr als sechshundert Bücher angefordert, um eine umfangreiche Bibliografie zusammenzustellen, und als Experte für Recherche hatte Caleb die Aufgabe, diese Werke herauszusuchen. Im Bibliotheksverzeichnis hatte er die Titel schon gefunden; nun musste er sie mühsam aus den Regalen zusammensuchen.

Er strich sich über sein widerspenstiges graues Haar und lockerte ein wenig den Gürtel. Caleb war von schmalem Körperbau, aber seit einiger Zeit fiel ihm auf, dass er um die Taille unerfreulich an Gewicht zulegte. Er hoffte, dass das Motorradfahren dieses Problem löste. Er mied alles, was sich nach »vernünftiger Ernährung« anhörte, und genoss lieber nach Herzenslust Wein und gutes Essen. Außerdem war Caleb überaus stolz darauf, dass er seit dem Abgang von der High School keine Turnhalle mehr von innen gesehen hatte.

Nun strebte er zum Eingang der Tresoranlage, präsentierte dem Computer seinen Dienstausweis und öffnete die Tür. Gelinde gesagt überraschte es ihn, drinnen nicht Jonathan DeHaven anzutreffen. Der Mann war immer als Erster da, und die Tür zum Lesesaal war schon offen gewesen. Doch Caleb vermutete, dass der Abteilungsleiter entweder in seinem Büro saß oder sich in einem der Tresorräume befand.

»Jonathan?«, rief Caleb, doch es kam keine Antwort. Er betrachtete die Liste in seiner Hand. Seine Aufgabe konnte ohne Weiteres den ganzen Tag beanspruchen, wenn nicht länger. Er holte sich einen Bücherkarren und machte sich an

die Arbeit, schlenderte systematisch durch alle Räume, in denen diese oder jene der gesuchten Bücher standen. Eine halbe Stunde später kehrte er an seinen Schreibtisch zurück, um eine zweite Liste zu holen, als eine Kollegin in den Lese- saal kam.

Caleb tauschte ein paar Nettigkeiten mit ihr aus und begab sich dann wieder in die Tresoranlage. Es war ziemlich kühl dort. Caleb entsann sich, gestern auf der vierten Ebene einen Sweater liegen gelassen zu haben. Gerade wollte er den Aufzug nehmen, da erinnerte er sich an seinen Ältere-Herren- Rettungsring und benutzte stattdessen die Treppe. Die letzten Stufen rannte er sogar. Er durchquerte die Sammlung antiquarischer medizinischer Werke, kloamm noch eine Treppe hinauf und erreichte das Zwischenstockwerk. Durch den Hauptgang lenkte er die Schritte zu der Stelle, wo der Sweater liegen musste.

Als er den Leichnam Jonathan DeHavens auf dem Fußboden ausgestreckt sah, schnappte Caleb nach Luft, stieß einen ächzenden Laut aus und verlor das Bewusstsein.

Der hochgewachsene, drahtige Mann verließ sein bescheidenes Häuschen und betrat den kleinen Friedhof, auf dem er sich als Gärtner betätigte. Es gab reichlich zu tun, um sicherzustellen, dass die letzten Ruhestätten der Toten ein würdiges Aussehen hatten. Die Ironie war, dass der Mann selbst »offiziell« auf dem Arlington National Cemetery lag, dem amerikanischen Heldenfriedhof. Die Mehrheit seiner einstigen Kumpel bei der Regierung hatte nicht die leiseste Ahnung, dass er noch unter den Lebenden weilte. Tatsächlich wunderte es sogar ihn selbst, dass es ihn noch gab. Die Behörde, für die er damals gearbeitet hatte, hatte alles versucht, ihn ins Jenseits zu befördern – ironischerweise deshalb, weil er keine Lust mehr gehabt hatte, für die Regierung zu töten.

Er gewahrte die Bewegungen des Tiers im Augenwinkel und vergewisserte sich, dass niemand im nahen Mietshaus ihn

beobachtete. Dann zog er mit einer fließenden Bewegung das Messer aus der Gürtelscheide, drehte sich zur Seite, zielte und schleuderte das Messer. Er schaute zu, als die Klapperschlange sich wand; die Klinge hatte sich durch den Schädel gebohrt und hielt sie auf dem Untergrund fest. Das verdammt Biest hatte ihn in der vergangenen Woche zweimal fast gebissen, weil es sich im hohen Gras so gut verbergen konnte. Als die Schlange tot war, nahm der Mann das Messer wieder an sich, wischte es sauber und warf den Kadaver in einen Mülleimer.

Zwar verwendete er seine alten Fähigkeiten nicht mehr oft, doch bisweilen kamen sie ihm gerade recht. Zum Glück gehörten die Zeiten, als er in einem Versteck auf der Lauer lag und darauf wartete, dass eine zu tötende Zielperson sich in seine Reichweite begab, seit langem der Vergangenheit an. Dennoch hatte das Vergangene zweifellos Auswirkungen auf sein heutiges Dasein. Das fing schon mit seinem Namen an.

Seinen wirklichen Namen, John Carr, benutzte er seit über dreißig Jahren nicht mehr. Inzwischen war er seit Jahrzehnten als Oliver Stone bekannt. Teils hatte er den Namen gewechselt, um Bestrebungen seines alten Arbeitgebers zu verhindern, ihn aufzuspüren, teils aus Trotz gegen eine Regierung, von der er das Gefühl hatte, dass sie ihren Bürgern gegenüber unehrlich war. Seit Jahrzehnten hatte Stone im Lafayette Park, gleich gegenüber vom Weißen Haus, als einer von einer Handvoll »Dauerprotestler« ein kleines Zelt stehen. Auf dem Schild neben dem Zelt stand der schlichte Satz: Ich will *die* Wahrheit wissen. Um dieses Ziel zu verfolgen, hatte Stone eine kleine, informelle Wachhund-Organisation mit der Bezeichnung Camel Club gegründet, die es als ihre Aufgabe betrachtete, dafür zu sorgen, dass die amerikanische Regierung dem Volk rechenschaftspflichtig blieb.

Die weiteren Mitglieder des Clubs, Milton Farb, Reuben Rhodes und Caleb Shaw, hatten keine hohen Machtpositionen und keinerlei Einfluss; dennoch hielten sie Augen und Ohren

offen. Es war erstaunlich, wie viel man erreichen konnte, wenn man ein beharrlicher Beobachter blieb, der auf der Grundlage seiner Beobachtungen entschlossen und mit Ein-fallsreichtum handelte.

Stone richtete den Blick zum Himmel, an dem sich Regen ankündigte. Der Wind einer näher rückenden Kaltfront zauste ihm das kurze weiße Haar, das er früher Schulterlang getragen hatte, dazu einen struppigen Vollbart. Heute erlaubte er den Stoppeln, nur wenige Tage zu spritzen, bis er sie abrasierte. Frisur und Bart hatten geändert werden müssen, um während des letzten Camel-Club-Abenteuers sein Leben zu schützen.

Stone kippte Unkraut auf einen Komposthaufen und arbeitete anschließend eine Zeit lang daran, einen alten Grabstein abzustützen, der die letzte Ruhestätte eines bekannten afroamerikanischen Predigers kennzeichnete, der sein Leben im Kampf um die Freiheit verloren hatte. Stone empfand es als seltsam, dass im freisten Land der Welt jemand um Freiheit hatte kämpfen müssen. Sein Blick schweifte über den Friedhof Mt. Zion, einst eine Zwischenetappe der Geheimorganisation »The Underground Railroad«, die im amerikanischen Bürgerkrieg Sklaven aus dem Süden nach Norden in die Freiheit geschmuggelt hatte, und er konnte nur staunen, was für bemerkenswerte Leute hier in der Erde ruhten.

Während er arbeitete, lauschte er auf die Nachrichten, die aus dem Kofferradio drangen, das er neben sich auf den Boden gestellt hatte. Der Nachrichtensprecher berichtete soeben über den Tod von vier Mitarbeitern des Außenministeriums, die in Übersee – im Irak, in Indien und Pakistan – bei vier verschiedenen Vorfällen der Tod ereilt hatte.

Mitarbeiter des Außenministeriums? Stone wusste, was das bedeutete. Die Tarnung von US-Geheimdienstagenten war aufgeflogen, und man hatte sie ermordet. Die offizielle Sprachregelung verheimlichte der Öffentlichkeit derartige Vorgänge; so wurde es immer gemacht. Doch Stone bildete

sich etwas darauf ein, stets auf dem neuesten Stand der aktuellen geopolitischen Ereignisse zu sein. Obwohl das Entgelt, das die Gemeinde ihm als Friedhofswärter zahlte, eher bescheiden war, leistete er sich die Abonnements von drei Tageszeitungen. Viele Artikel schnitt er aus und klebte sie in sein Tagebuch. Gleichzeitig nutzte er seine Erfahrung, aus der Sprache eines Artikels die Wahrheit herauszulesen.

Sein Handy klingelte, als er diesen Gedanken nachhing. Er meldete sich und lauschte, ohne Fragen zu stellen. Dann machte er sich sofort auf den Weg. Sein Freund, das Camel-Club-Mitglied Caleb Shaw, lag im Krankenhaus; ein weiterer Mitarbeiter der Kongressbibliothek war tot. In seiner Eile vergaß Stone, hinter sich das Friedhofstor abzuschließen.

Aber die Toten hatten bestimmt Verständnis dafür, dass die Lebenden Vorrang genossen.

## KAPITEL 7

Caleb Shaw lag im Krankenhausbett, umringt von den übrigen Mitgliedern des Camel Club, und schüttelte bedächtig den Kopf.

Reuben Rhodes zählte fast sechzig Jahre und hatte die baumlange Statur eines Football-Stürmers. Er hatte krause schwarze, leicht angegraute Haare, die knapp bis zu den Schultern reichten, düstere Augen und einen ungepflegten Bart, sodass er manchmal ziemlich durchgeknallt wirkte; gelegentlich kam er dem Irrsinn auch durchaus nahe. Reuben war ein ordensgeschmückter Vietnam-Veteran und ehemaliger Mitarbeiter der DIA, des militärischen Geheimdienstes. Seit durch Fusel, Pillen und seine Empörung über den Krieg, der Reuben allzu lautstark Ausdruck verliehen hatte, seine militärische Laufbahn gekappt worden war, schuftete er als Schauermann im Hafen. Mit Hilfe Oliver Stones, der ihn auf dem Nationalfriedhof Arlington gefunden hatte, als er volltrunken unter einem Ahorn lag, war Reuben trocken und clean geworden.

Milton Farb maß ungefähr eins achtzig, hatte längeres Haar und ein engelhaftes, faltenloses Gesicht, durch das er jünger aussah, als man es von einem Neunundvierzigjährigen erwartete. Milton war ein mit grenzenlosen intellektuellen Fähigkeiten begnadetes Kind gewesen. Seine Eltern waren mit einer Kirmesbude durch die Lande gezogen, in der sie die geistige Brillanz ihres Sohnes in sensationslüsterner Atmosphäre reißerisch ausgeschlachtet hatten. Trotzdem hatte Milton das College besucht und sogar eine Anstellung bei der Nationalen Gesundheitsbehörde bekommen. Doch wegen einer zunehmenden Zwangsstörung und einem paranoiden Symptomenkomplex holte seine traumatische Kindheit ihn schließlich ein. Er geriet in Arbeitslosigkeit und Elend und

sank in einen derartig desolaten Geisteszustand ab, dass ein Gericht ihn zwangsweise in eine Irrenanstalt einweisen ließ.

Auch in Miltos Fall war Oliver Stone der Retter gewesen. Er hatte als Pfleger in derselben Psychiatrie gearbeitet, in der Milton sich als Patient befand. Da Stone die außergewöhnlichen Gaben dieses Mannes erkannte, zu denen auch ein fotografisches Gedächtnis gehörte, setzte er alles daran, Milton in die Quizshow *Risiko!* einzuschleusen, wo er dank wirksamer medikamentöser Behandlung sämtliche Konkurrenten an die Wand spielte und ein kleines Vermögen einheimste. Inzwischen erlaubten es ihm jahrelange psychiatrische Beratung und eine konsequente Medikamententherapie, ein weitgehend normales Leben zu führen. Heute war er Inhaber einer lukrativen Firma, die Websites für Großunternehmen entwarf.

Stone lehnte seinen hünenhaften Körper an die Wand und verschränkte die Arme, während er den im Bett liegenden Freund betrachtete.

Caleb Shaw hatte zwei Doktortitel, einen in Literatur und einen in Politikwissenschaften. Er war Spezialist für die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts und seit über einem Jahrzehnt in der Raritätenabteilung der Kongressbibliothek tätig. Weil er unverheiratet war und kinderlos, war neben seinen Freunden vom Camel Club die Bibliothek die große Leidenschaft seines Lebens.

Auch Caleb blickte auf schwere Zeiten zurück. Einen älteren Bruder hatte er in Vietnam verloren, und vor ungefähr fünfzehn Jahren waren seine Eltern bei einem tragischen Flugzeugunglück ums Leben gekommen. Stone hatte Caleb kennen gelernt, als er den Tiefpunkt der Verzweiflung erreicht und anscheinend keinen Antrieb zum Weiterleben mehr verspürt hatte. Stone schloss Freundschaft mit ihm und stellte ihm einen Buchhändler vor, der dringend einen Gehilfen brauchte; und allmählich überwand Caleb dank seiner Liebe zu Büchern die Depressionen.

Man könnte meinen, dass ich verkrachte Existenzen anziehe wie das Licht die Motten, sinnierte Stone. Vielleicht liegt es daran, dass ich selbst eine verkrachte Existenz gewesen bin.

Tatsächlich verdankte Stone seinen Freunden so viel, wie sie ihm verdankten, wenn nicht mehr. Ihm war klar, dass er ohne Caleb, Reuben und Milton nicht überlebt hätte. Nachdem er jahrelang zerstört und vernichtet hatte, hatte er die vergangenen dreißig Jahre seines Lebens versucht, eine Art von persönlicher Abbitte zu leisten. Nach seiner Rechnung hatte er damit noch lange zu tun.

Die Ankunft Alex Fords, eines Secret-Service-Veteranen, unterbrach Stones tiefsschürfende Gedanken. Der Agent hatte dem Camel Club erhebliche Hilfe geleistet und war deswegen – und für seinen heldenmütigen Einsatz – zum Ehrenmitglied ernannt worden.

Ford blieb eine halbe Stunde lang. Es beruhigte ihn, dass Caleb keine ernsten Schäden davongetragen hatte.

»Gib auf dich Acht, Caleb«, sagte Alex. »Ruf mich an, wenn du irgendwas brauchst.«

»Wie ist die Lage beim WFO?«, erkundigte sich Stone. Das WFO war das Washingtoner Büro des Secret Service.

»Arbeit, Arbeit, Arbeit. Das Verbrechen hat den Turbo eingeschaltet.«

»Ich hoffe, du hast dich von unserem kleinen Abenteuer erholt.«

»Du nennst den drohenden Weltuntergang ein kleines Abenteuer?« Mann, ich bezweifle, dass ich mich je davon erholen werde.«

Nachdem Alex Ford sich verabschiedet hatte, wandte Caleb sich an die Clubmitglieder. »Es war grauenhaft, Leute«, sagte er. »Da komme ich um die Ecke, und der arme Mann liegt mausetot auf dem Fußboden ...«

»Und da bist du in Ohnmacht gefallen?«, fragte Stone, wobei er seinen Freund genau im Auge behielt.

»Muss wohl so gewesen sein. Ich weiß nur noch, dass ich um die Ecke gebogen bin und nach meinem Sweater gesucht habe, und auf einmal sehe ich Jonathan ... Heiliger Strohsack, fast wäre ich über ihn gestolpert! Ich hab seine Augen gesehen, und in dem Moment bekam ich Atemnot, und mir wurde kalt. Ich dachte schon, es wäre ein Herzanfall. Dann wurde mir schwarz vor Augen, und weg war ich.«

Reuben legte Caleb eine Hand auf die Schulter. »Unter diesen Umständen wäre so mancher umgekippt.«

»Forschungen in der Psychiatrie zufolge«, warf Milton ein, »ist das Auffinden einer Leiche das zweittraumatischste Erlebnis, das ein Mensch haben kann.«

Reuben runzelte die Stirn. »Und was ist das traumatischste? Die Geliebte mit einem Schimpansen im Bett anzutreffen, wie er die Zigarette danach raucht?«

»Hast du DeHaven gut gekannt, Caleb?«, fragte Stone.

»Ja. Es ist tragisch! Er war in bester körperlicher Verfassung. Erst kürzlich hat er seine Pumpe im Johns-Hopkins-Center gründlich untersuchen lassen. Aber einen Herzinfarkt kann wohl jeder kriegen.«

»War es denn ein Herzinfarkt?«, fragte Stone.

Caleb wirkte verunsichert. »Was könnte es sonst gewesen sein? Ein Schlaganfall?«

»Nach statistischen Gesichtspunkten war es wahrscheinlich Herzversagen«, erklärte Milton, »die Hauptursache des so genannten Sekudentods. Es ist tatsächlich so, dass jeder von uns jeden Moment umfallen und tot sein kann, ehe er auf dem Fußboden aufschlägt.«

»Verdammter Milton«, murkte Reuben, »musst du eigentlich immer so beschissen optimistisch sein?«

»Bis die Ergebnisse der Autopsie vorliegen, können wir nur spekulieren«, stellte Stone klar. »Aber du hast im Lesesaal sonst niemanden gesehen?«

Caleb hob den Blick. »Nein.«

»Allerdings bist du sehr plötzlich aus den Latschen gekippt, also könnte es sein, dass du jemanden übersehen hast, oder?«

»Oliver, ohne Dienstausweis erhält kein Mensch Zutritt zu den Tresoren. Und am Eingang ist eine Kamera.«

Stone schaute nachdenklich drein. »Erst wird der Sprecher des Abgeordnetenhauses ermordet, und jetzt stirbt der Abteilungsleiter der Raritätenabteilung der Kongressbibliothek unter mysteriösen Umständen.«

Caleb blickte ihn aufmerksam an. »Ich bezweifle, dass inzwischen sogar harmlose Bücherwürmer zum Ziel terroristischer Anschläge werden, also bausche den Vorfall bloß nicht zu einem Riesenkomplott auf, bei dem das Schicksal der Welt auf dem Spiel steht. Mehr als ein Armageddon im Monat kann ich nicht verkraften.«

Stone kniff die Lider zusammen. »Wir reden weiter darüber, wenn wir mehr wissen.«

»Ich kann dich nach Hause fahren, Caleb«, bot Reuben an. »Ich hab meinen Ofen dabei.«

Das restaurierte 1928er Indian-Motorrad mit dem äußerst seltenen linksseitigen Seitenwagen war Reubens ganzer Stolz.

»Ich glaube, das stehe ich nicht durch, Reuben.« Caleb schwieg kurz. »Offen gestanden, dein Gefährt ist mir unheimlich.«

Eine Krankenschwester kam ins Zimmer, maß Calebs Puls und steckte ihm ein Thermometer ins Ohr. »Darf ich nach Hause?«, fragte Caleb.

Die Schwester las das Thermometer ab. »Ihre Temperatur ist fast wieder auf den Normalwert gestiegen. Soviel ich weiß, bereitet der Doktor schon die Entlassungspapiere vor.«

Während die Entlassung in die Wege geleitet wurde, zog Stone Reuben beiseite. »Halte für 'ne Weile ein Auge auf Caleb.«

»Wieso? Meinst du, er hat doch was abgekriegt?«

»Ich will nicht, dass ihm nachträglich etwas zustößt.«

»Sein Chef ist an einem Herzinfarkt gestorben, Oliver. So was kommt alle Tage vor.«

»Aber weniger bei jemandem, dem das Johns-Hopkins-Center gerade erst blendende Gesundheit bescheinigt hat.«

»Na gut, dann war es ein Schlaganfall, oder er ist gestürzt und hat sich das Genick gebrochen. Du hast doch gehört, was Caleb sagt. Der Mann war ganz allein.«

»Soweit Caleb weiß, ja, aber es gibt keine Gewissheit.«

»Und die Überwachungskamera und der Dienstausweis?«

»Alles stichhaltige Einwände, und vielleicht beweisen sie tatsächlich, dass Jonathan DeHaven zum Zeitpunkt seines Todes allein war. Nur beweist es nicht, dass man ihn nicht ermordet hat.«

»So ein Quatsch. Wer sollte was gegen Bibliothekare haben?«, fragte Reuben.

»Jeder hat Feinde. Nur sind sie bei manchen Leuten schwer zu erkennen.«

## KAPITEL 8

»Wie kommt's an?«, fragte Leo Richter ins Headset-Mikrofon, während er im Tastenfeld Zahlen eintippte. Er saß in seinem Wagen an einem Auto-Geldautomaten in Beverly Hills.

In einem Lieferwagen, der auf der anderen Straßenseite stand, beobachtete Tony Wallace, bis vor kurzem kleinkrimineller Verkäufer in einer Bekleidungsboutique, auf einem Monitor die Videoaufnahmen. »Bestens. Ich hab ein klares Bild deiner Finger, wie du die PIN tippst. Und eine deutliche Erfassung der ganzen Kartenoberfläche. Mit Zoom und Standbild kann ich alles lesen, was draufsteht.«

In der Nacht zuvor hatten sie das an die Seite des Geldautomaten geschaubte Blechbehältnis, in dem die Bank Werbebroschüren anbot, gegen ein von Tony nachgebautes Exemplar ausgetauscht. Zuvor hatte er einen solchen Kasten von einem anderen Geldautomaten geklaut und in der Garage des Hauses, das Annabelle zu ihrer Unterbringung gemietet hatte, ein genaues Replikat gebaut. Im Innern des falschen Broschürenkastens hatte Tony eine batteriebetriebene Videokamera mit Sender installiert und auf Kartenschlitz und Tastenfeld des Geldautomaten gerichtet. Der Kamerasender übertrug bis in einen Umkreis von zweihundert Metern; der Lieferwagen stand weit innerhalb dieser Reichweite.

Zusätzlich hatten sie über den Kartenschlitz des Geldautomaten ein neues, von Tony gebasteltes Kartenlesegerät gestülpt. Nicht einmal Annabelle entdeckte an dieser perfekten Nachahmung irgendeinen Fehler. Das Gerät erfasste sämtliche Zahlen der Kreditkarten, auch den imprägnierten Sicherheitscode des Magnetstreifens, und funkte sie an einen Empfänger im Lieferwagen.

Annabelle saß neben Tony. Ihr gegenüber hockte Freddy Driscoll, der kürzlich noch sein Talent damit verschwendet

hatte, in Santa Monica auf der Uferstraße falsche Rolex-Uhren und Gucci-Artikel zu verhökern, bis er Annabelle und Leo begegnet war. Durch das stark polarisierte Seitenfenster des Lieferwagens machte Freddy Videoaufnahmen.

»Ich krieg die Autos mitsamt den Nummernschildern gut drauf«, sagte Freddy.

»Alles klar, Leo«, informierte Annabelle ihn über Headset-Mikrofon. »Fahr weiter, und lass die echten Bonzen ran.«

»Weißt du«, meinte Freddy, »eigentlich brauchen wir die Kamera am Geldautomaten gar nicht, weil wir schon das Kartenlesegerät haben. Das ist doch doppelt gemoppelt.«

»Die Übertragung des Kartenlesers ist manchmal unzuverlässig«, entgegnete Annabelle, die ebenfalls einen Monitor im Blickfeld hatte. »Wenn auch nur eine Zahl fehlt, ist die Karte für uns nichts mehr wert. Außerdem liefert die Kamera uns mehr Informationen als das Lesegerät. Wir ziehen die Sache nur einmal durch. Also dürfen wir uns keine Schnitzer erlauben.«

Die beiden folgenden Tage verbrachten sie im Lieferwagen und beschafften sich mit Hilfe der Videokamera am Geldautomaten und des falschen Kartenlesegeräts zahlreiche Konten- und Kreditkartendaten. Freddy filmte die Fahrzeuge. Annabelle ordnete die Informationen systematisch jenen Autos zu, die den Geldautomaten anfuhren, und fertigte am Laptop eine Tabelle an, die sie in mehrere Kategorien unterteilte.

»Bugatti Veyrons, Saleens, Paganis, Koenigseggs, Maybachs, Porsche Carrera GTs und Mercedes SLR McLarens kriegen fünf Sterne«, erklärte sie. »Der Bugatti kostet eineinviertel Millionen, und für die anderen Edelkarossen blättert man zwischen vierhundert- und siebenhunderttausend Kröten hin. Rolls-Royce, Bentleys und Aston-Martins kriegen vier Sterne. Für Jaguars, BMWs und gewöhnliche Mercedes gibt's drei Sterne.«

»Und Kias, Yugos und Saturns?«, scherzte Leo.

Am Ende der beiden Tage setzten sie sich in dem gemieteten Haus zur Besprechung zusammen. »Qualität vor Quantität, so gehen wir vor«, sagte Annabelle. »Dreißig Karten. Mehr brauchen wir nicht.«

Leo sah die Tabelle durch. »Passt hervorragend. Wir haben einundzwanzig mal fünf Sterne und neunmal vier Sterne und kennen die Karteninformationen.«

»Dass zwei Bugatti Veyrons am selben Geldautomaten vorfahren, kann wirklich nur in L.A. passieren«, bemerkte Tony. »Tausend PS, vierhundert Spitze und Durchschnittsverbrauch zwanzig Liter. Wie kommen die Leute bloß an so viel Schotter?«

»So wie wir – indem sie bescheißen«, äußerte Leo. »Nur behauptet das Gesetz aus irgendeinem Grund, dass *sie* es legal tun.«

»Ich hab gegen das Gesetz gekämpft, aber das Gesetz hat gewonnen«, antwortete Tony. Er musterte Leo und Annabelle. »War einer von euch schon mal im Knast?«

Leo nahm einen Stapel Karten und mischte. »Er ist ein richtiger kleiner Scherzkeks, was?«

»Warum habt ihr eigentlich auch die Nummernschilder gefilmt?«, fragte Tony.

»Man weiß nie«, wich Annabelle aus, »wann man sie gebrauchen kann.« Sie schaute hinüber zu Freddy, der im Nebenzimmer auf einem großen Tisch einige Gegenstände ordnete. Dazu zählten ein Stapel Blanko-Kreditkarten und ein Laserfarbdrucker. »Hast du alles, was du brauchst?«, rief sie Freddy zu.

Er nickte, während er die Ausstattung mit zufriedenen Blicken betrachtete, und strich sich mit der Hand durch das watteähnliche Haar. »Ich muss schon sagen, Annabelle, du hast die Sache erstklassig geplant.«

Drei Tage später hatte Freddy dreißig gefälschte Kreditkarten fabriziert, alle mit einem Magnetstreifen auf der Rückseite, der den Sicherheitscode enthielt, während auf der Vorderseite Name und Kontonummer eingestanzt waren; Farbgrafiken komplettierten die Fälschungen. Die Krönung des Ganzen war das Hologramm, eine Sicherheitsmaßnahme, die die Banken seit Anfang der Achtzigerjahre benutzten. Der einzige Unterschied bestand darin, dass man die echten Hologramme in die Kreditkarte implementierte, während sie bei Fälschungen lediglich aufgeprägt wurden. Doch ein primitiver Geldautomat vermochte dieses Manko nicht zu erkennen.

»Im Internet kann man so viele Kreditkartennummern kaufen, wie man will«, meinte Tony. »Da bedienen sich die echten Profis.«

»Ich garantiere dir«, erwiderte Annabelle, »dass keiner der betroffenen Karteninhaber einen Bugatti fährt, außer vielleicht durch einen unglaublichen Zufall.«

Leo legte das Kartenspiel beiseite und zündete sich eine Zigarette an. »Wahrscheinlich hat so ein Profi dir den Tipp gegeben, Kleiner, damit du ihm nicht nacheiferst und zur Konkurrenz für ihn wirst. Ein wirklich lohnendes Ziel zu finden ist beim Abzocken Regel Nummer eins.«

»Ja, verdammt noch mal«, rief Tony. »Hab ich denn alles falsch gemacht?«

»Ja, hast du«, bestätigte Annabelle. »Also, hergehört, der Plan läuft folgendermaßen.« Sie kauerte sich auf die Armlehne eines Sessels. »Ich habe für jeden von uns unter falschem Namen einen Mietwagen besorgt. Ihr nehmt jeder acht Kreditkarten, ich selbst nehme sechs, dann sind alle dreißig verteilt. Jeder von euch fährt vierzig Geldautomaten der Stadt an und tätigt daran jeweils zwei Abhebungen. An jedem Automaten kombiniert ihr die Kreditkarten neu, sodass ihr am Schluss jedes Konto zehnmal erleichtert habt. Hier sind Listen sämtlicher Geldautomaten. An jeden kann man mit dem Auto ranfahren, und sie liegen nicht weit auseinander. Wegen der

Überwachungskameras müssen wir uns allerdings tarnen. Ich habe schon Verkleidungen bereitgelegt.«

»Aber man kann an einem Geldautomaten täglich nur so und so viel abheben«, wandte Freddy ein. »Zum Schutz gegen gestohlene Karten.«

»Bei den Trotteln, die wir abzocken, ist mit Sicherheit davon auszugehen, dass sie ein höheres Limit haben«, erwiderte Annabelle. »Wer ein Auto für siebenhundert Riesen fährt, möchte beim Abheben am Geldautomaten ungern ein Limit von dreihundert Kröten haben. Meinen Bankkontakten zufolge werden durchschnittlich zweieinhalb Riesen abgehoben. Noch was: Die falschen Karten geben uns Einblick auf die jeweiligen Konten, ins Sparguthaben und in den Kontostand. Wenn wir vom Sparguthaben einen Transfer aufs Konto vornehmen, der unsere Abhebung übersteigt, verzeichnet der Computer ein Plus und beachtet das Limit gar nicht, egal wie hoch es ist.«

»Das heißtt, wir transferieren aus den Spareinlagen ... sagen wir mal, fünftausend Möpse aufs Konto und heben viertausend ab«, fasste Leo zusammen, »dann wird die Abhebung überhaupt nicht als Verringerung des Kontostands registriert.«

»Stimmt.«

»Seid ihr sicher?«, fragte Tony.

»Letzten Monat habe ich bei zehn Großbanken Probetransaktionen vorgenommen, und es hat jedes Mal geklappt. Das liegt an 'nem Softwarefehler, den noch keiner geschnallt hat. Und bis sie dahinterkommen, ist für uns Zahltag.«

Leo grinste und mischte abermals sein Kartenspiel. »Nach dieser Sause kannst du sicher sein, dass sie sich gleich drauf stürzen.«

»Warum nicht acht Abhebungen an jedem Geldautomaten, eine pro Kreditkarte?«, fragte Tony. »Dann bräuchten wir nicht so viele Automaten anzufahren.«

»Weil es ein bisschen verdächtig wirken könnte, wenn du nacheinander acht Kreditkarten in den Schlitz steckst,

während hinter dir Leute warten«, antwortete Annabelle ungeduldig. »Bei zwei Kreditkarten sieht es so aus, als wäre ein Fehler aufgetreten und als würdest du dieselbe Karte ein zweites Mal reinschieben.«

»Ach, diese Gaunerjugend«, murmelte Leo. »So leichtsinnig und ahnungslos.«

Annabelle reichte jedem ein Ringnotizbuch. »Hier drin stehen die PIN-Nummern der Kreditkarten, die genaue Summe, die vom Sparguthaben aufs Konto zu transferieren ist, und welcher Betrag abgehoben werden soll. Wenn wir fertig sind, verbrennen wir die Notizbücher.« Sie stand auf, ging zu einem Schrank und warf jedem einen Kleidersack zu. »Hier ist die Verkleidung drin. Packt das Geld dann in die Säcke.« Sie nahm wieder Platz. »Pro Geldautomat habe ich zehn Minuten veranschlagt. Wir halten ständigen Kontakt. Falls irgendwo etwas faul aussieht, zieht Leine und fahrt zum nächsten Automaten.«

Freddy las die in seinem Notizbuch vermerkten Summen. »Und wenn die Leute keine ausreichenden Spareinlagen haben? Auch Reiche sind mal knapp bei Kasse.«

»Die Knette ist da«, beteuerte Annabelle. »Ich hab's überprüft.«

»Wie denn das?«, fragte Tony.  
»Indem ich bei der Bank angerufen, mich als Verkäufer ausgegeben und mich erkundigt habe, ob sie genug Rücklagen hätten, um eine Rechnung über fünfzigtausend Dollar zu begleichen.«

»Und die haben dir einfach so Auskunft gegeben?«, staunte Tony.

»Man kriegt immer 'ne Auskunft, Jungchen«, versicherte ihm Leo, »wenn man weiß, wie man fragen muss.«

»In den letzten zwei Tagen hab ich mir sämtliche Wohnsitze der Hammel angeschaut, die wir scheren wollen«, sagte Annabelle. »Jede Villa war wenigstens fünf Millionen wert.

Vor einem Haus standen zwei Saleens. Diese Leute schwimmen in Geld.«

»Du hast dir ihre Häuser angeguckt?«, vergewisserte sich Tony.

»Wie sie es dir gesagt hat«, rief Leo ihm in Erinnerung, »Nummernschilder sind bisweilen nützlich.«

»Die Gesamteinnahme wird sich auf neunhunderttausend summieren, im Schnitt dreißig Riesen pro Karte«, sagte Annabelle. »Die Banken, die wir uns vorknöpfen, rechnen ihre Geldautomatenumsätze jeweils um zwölf Uhr ab. Bis dahin sind wir längst fertig.« Sie heftete den Blick auf Tony. »Und falls jemand auf die Idee verfällt, zu kassieren und die Fliege zu machen: Das nächste Ding soll uns das Doppelte einbringen.«

»Also wirklich«, sagte Tony beleidigt und fuhr sich mit der Hand übers geleckte Haar. »Die Sache macht mir Spaß, ehrlich.«

»Sie macht nur Spaß, wenn man nicht erwischt wird«, konstatierte Annabelle.

»Bist du denn je erwischt worden?«, fragte Tony.

»Warum wirfst du keinen Blick in dein Notizbuch?«, fragte Annabelle zurück. »Dann unterlaufen dir keine Irrtümer.«

»Es sind doch bloß Bankdaten. So was raff ich mit links.«

»Das war keine Bitte«, sagte Annabelle und verließ das Zimmer.

»Du hast es gehört, Jungchen«, sagte Leo, der sich kaum Mühe gab, sein Feixen zu verheimlichen.

Tony brummte etwas Unverständliches und ging ebenfalls hinaus.

»Die Kleine hält die Zügel straff, was?«, bemerkte Freddy.

»Willst du mit jemandem zusammenarbeiten, der Murks macht?«, fragte Leo.

»Wer ist sie?«

»Annabelle«, antwortete Leo.

»Das weiß ich auch! Wie lautet ihr Familienname? Es wundert mich, dass ich ihr nicht früher begegnet bin. Der Kreis begabter Abzocker ist ziemlich klein.«

»Wenn sie wollte, dass du ihren Namen weißt, hätte sie ihn dir verraten.«

»Komm schon, Leo, ihr wisst alles über uns«, sagte Freddy. »Und ich bin schon ziemlich herumgekommen. Trotzdem hab ich überhaupt keine Vorstellung von der Kleinen.«

Leo überlegte. »Also gut«, sagte er schließlich leise, »aber du musst schwören, das Geheimnis mit ins Grab zu nehmen. Und falls du ihr sagst, ich hätte geplaudert, leugne ich alles ab und mach dich kalt. Das ist mein Ernst.« Leo wartete, bis Freddy das geforderte Versprechen abgelegt hatte. »Ihr Name«, sagte er dann, »ist Annabelle Conroy.«

»Eine Verwandte von Paddy Conroy?«, fragte Freddy erstaunt. »Von dem hab ich natürlich schon gehört. Sie ist eine Verwandte, ja?«

Leo nickte. »Seine Tochter«, erklärte er mit unverändert leiser Stimme. »Die meisten Leute haben nie erfahren, dass Paddy ein Kind hatte. Das war ein wohlgehütetes Geheimnis. Gelegentlich hat er Annabelle als seine Frau ausgegeben. Ziemlich abgedreht, aber so war Paddy nun mal.«

»Ich hatte nie das Vergnügen, mit ihm zusammenarbeiten zu dürfen«, gestand Freddy.

»Aber ich. Der alte Paddy Conroy war einer der größten Mega-Abzocker seiner Generation. Aber er war auch eines der größten Arschlöcher.« Leo schielte zur Tür, durch die Annabelle und Tony das Zimmer verlassen hatten, und senkte die Stimme noch weiter. »Hast du die Narbe unter ihrem rechten Auge gesehen? Tja, die stammt von ihrem Alten. Sie hat die Hucke voll gekriegt, weil sie 'ne krumme Tour vermasselt hat, als die beiden in einem Kasino in Las Vegas beim Roulette abzocken wollten. Sie war damals fünfzehn, sah aber aus wie einundzwanzig. Die Schlappe im

Kasino hat den Alten drei Riesen gekostet. Annabelle hat sich 'ne schlimme Tracht Prügel eingehandelt. Und das war nicht das einzige Mal, das kann ich dir flüstern.«

»Au Mann«, sagte Freddy. »Der Alte hat seine eigene Tochter verbimst?«

Leo nickte. »Sie spricht nie über diese Geschichten. Ich weiß es aus anderer Quelle.«

»Du hast also damals mit denen zusammengearbeitet?«

»Ja, mit Paddy und seiner Frau Tammy. Sie hatten früher 'ne Menge am Laufen. Paddy hat mir das Hütchenspiel beigebracht. Aber Annabelle ist eine bessere Abzockerin, als ihr Alter es je gewesen ist.«

»Echt?«, fragte Freddy.

»Ja. Weil sie eine lügend hat, die Paddy völlig abging: Redlichkeit. Die hat sie von ihrer Mutter geerbt. Tammy Conroy war eine rechtschaffene Haut ... jedenfalls für 'ne Abzockerin.«

»Redlichkeit?«, wiederholte Freddy. »Das klingt aber komisch bei jemandem wie unsereins.«

»Paddy hat seine Leute immer im Griff gehalten, indem er ihnen Angst machte«, sagte Leo. »Seine Tochter schafft das durch Schwung und Tüchtigkeit. Und sie legt nie jemanden rein, mit dem sie arbeitet. Paddy dagegen hat manchmal sein ganzes Team geleimt ... so oft, dass ich es gar nicht mehr zählen kann. Darum musste er schließlich allein auf Abzocke gehen. Niemand wollte mehr mit ihm zu tun haben. Wenn die Gerüchte stimmen, hat ihn am Ende sogar Tammy sitzen lassen.«

Freddy schwieg eine Zeit lang, ließ allem Anschein nach die neuen Informationen auf sich einwirken. »Weißt du eigentlich was Neues über das ganz große Ding?«, fragte er dann.

Leo schüttelte den Kopf. »Annabelle schmeißt den Laden. Ich bin nur der Laufbursche.«

Während Freddy und Leo die Küche aufsuchten, lugte Tony durch die zweite Tür ins Zimmer. Er hatte sein Notizbuch vergessen und auf dem Rückweg das gesamte Gespräch belauscht. Nun schmunzelte er. Tony wusste gern Dinge, von denen die Leute glaubten, er wüsste sie nicht.

## KAPITEL 9

Der Coup brachte 910000 Dollar ein, weil Tony an einem Geldautomaten plötzlich die Gier überkommen hatte. »Was soll dem Penner denn schon passieren?«, murkte er. »Muss er jetzt seine Rolls-Royce-Sammlung verscherbeln, oder was?«

»Tu so etwas nicht noch einmal«, warnte Annabelle ihn streng, als sie beim Frühstück in einer anderen Mietimmobilie saßen, die vom ersten Unterschlupf – wo sie für den Fall, dass die Polizei dort aufkreuzte, gründlich Hausputz gemacht hatten – nur zehn Kilometer entfernt lag. Alle zum Plündern der dreißig Konten benutzten Hertz-Mietwagen waren zurückgegeben worden. Die Verkleidung war in diverse Kleidercontainer überall in der Stadt verteilt worden. Das erbeutete Geld befand sich in vier verschiedenen, von Annabelle angemieteten Bankschließfächern. Die Videoaufnahmen sowie die Computerdateien waren gelöscht, die Notizbücher verbrannt.

»Was machen zehn Riesen zusätzlich denn schon aus?«, widersprach Tony. »Mann, wir hätten viel mehr einsacken können.«

Annabelle setzte ihm einen steifen Finger auf die Brust. »Es geht nicht ums Geld. Wenn ich einen Plan ausarbeite, richtest du dich danach. Sonst bist du nicht vertrauenswürdig. Und wenn du nicht vertrauenswürdig bist, gehörst du nicht in mein Team. Lass es ja nicht so weit kommen, dass ich bereuen muss, dich ausgeguckt zu haben, Tony.« Sie musterte den jungen Mann, bis er den Blick senkte.

Anschließend wandte sie sich an die gesamte Runde. »Okay, kommen wir zum ganz großen Ding.« Dann sah sie doch noch einmal Tony an. »Diesmal ist direkter Personenkontakt erforderlich. Wenn du dich nicht an die Anweisungen hältst, wanderst du ins Staatshotel, denn wir arbeiten mit Null-Fehler-Toleranz.« Tony lehnte sich zurück. Er wirkte nicht

mehr ganz so begeistert. »Weißt du, Tony«, fügte Annabelle hinzu, »nichts ist aufregender, als dem Hammel, den du rasieren willst, Auge in Auge gegenüberzustehen und ihn und dich selbst auf die Probe zu stellen.«

»Stimmt. Weiß ich doch alles.«

»Bestimmt? Wenn du ein Problem damit hast, muss ich es jetzt wissen.«

Nervös blickte Tony in die Runde. »Ich sehe da kein Problem.«

»Gut. Wir fahren nach San Francisco.«

»Was gibt's denn da?«, fragte Freddy.

»Post«, antwortete Annabelle.

Sie legten die sechsstündige Fahrt nach San Francisco in zwei Autos zurück. Leo und Annabelle saßen in dem einen Wagen, Tony und Freddy im anderen. Am Stadtrand mieteten sie für zwei Wochen ein Büro mit Teilaussicht aufs Golden Gate. An den nächsten vier Tagen teilten sie sich schichtweise die Beobachtung eines Bürogebäudes in einem teuren Vorstadtviertel. Sie interessierten sich für die Abholung der Post aus Briefkästen vor dem Haupteingang, die an den meisten Tagen aus allen Nähten platzten, sodass man beachtliche Mengen Post einfach daneben stapelte. Der Briefabholer traf an allen vier Tagen innerhalb eines Zeitfensters von einer Viertelstunde ein, immer zwischen siebzehn Uhr und siebzehn Uhr fünfzehn.

Am fünften Tag zog Leo pünktlich um sechzehn Uhr dreißig eine Briefträgerkluft an. Dann stieg er in ein Postfahrzeug und fuhr zu den Briefkästen. Annabelle hatte den Wagen von einem Kontaktmann besorgt, der darauf spezialisiert war, für zwielichtige Zwecke alle möglichen Vehikel zu beschaffen, von Rettungswagen bis zu Panzerfahrzeugen.

Annabelle saß in einem Auto, das den Briefkästen gegenüber geparkt war. Sie sah Leo mit dem Postkarren anrollen. Tony und Freddy standen am Eingang des Bürogebäudes. Sie

hatten die Aufgabe, Leo per Ohrhörer zu warnen, sollte der echte Briefabholer früher erscheinen. Leo sollte nur einsacken, was sich außerhalb der Briefkästen greifen ließ, weil ihm ein Schlüssel zum Aufschließen fehlte. Er hätte die Schlosser leicht knacken können, doch Annabelle hatte es als überflüssig und – weil jemand es sehen konnte – zu riskant eingestuft und sich dagegen ausgesprochen.

»Was neben den Kästen liegt oder aus den Schlitzen ragt«, hatte sie erklärt, »wird uns dicke reichen.«

Als Leo nun die Post in den Wagen lud, drang plötzlich Annabelles Stimme aus seinem Ohrhörer. »Da kommt jemand mit Post auf dich zu, 'ne Sekretärin vielleicht.«

»Verstanden«, sagte Leo ganz leise. Er drehte sich um und blickte der Frau entgegen, die ziemlich enttäuscht wirkte.

»Wo ist denn Charlie?«, fragte sie.

Charlie, der echte Postabholer, war nämlich ein großer, gut aussehender Bursche.

»Ich helfe Charlie aus, weil heute so viel anfällt«, antwortete Leo höflich. »Darum bin ich etwas früher hier.« Er warf einen Blick auf ihre Briefe und hielt ihr den Postsack hin. »Schmeißen Sie sie gleich da rein.«

»Danke. Heute gehen die Gehaltsschecks raus. Sie sind alle da drin.«

»Echt? Na, dann wollen wir heute mal ganz besonders gut aufpassen.« Leo lächelte und lud noch mehr Post in den Wagen, während die Frau wieder im Bürogebäude verschwand.

In ihrem Mietbüro durchsuchten sie den Fang in aller Eile und trennten zügig das Brauchbare vom Nutzlosen. Annabelle ließ Tony die überflüssigen Briefe zu Eckbriefkästen und zum nächsten Postamt bringen. Den Rest nahmen Annabelle und Freddy näher in Augenschein.

»Ihr habt 'ne Menge Gehaltsschecks sausen lassen«, sagte Tony, als er zurückkam. »Wieso eigentlich?«

»Gehalts- und Verrechnungsschecks nützen uns nichts«, erwiderte Freddy mit der Gewissheit des Experten. »Die Druckertinte wird mittels Laserimprägnierung ins Papier geprägt, und der Zahlenblock ist elektronisch geschützt, also kann man den Scheckbetrag nicht ändern.«

»Ich hab das nie kapiert«, meinte Leo. »Diese Schecks gehen doch an Leute, die sie kennen.«

Freddy hielt einen Scheck in die Höhe. »So was hier suchen wir. Den Erstattungsscheck einer Versicherung.«

»Aber die werden doch Fremden geschickt«, sagte Tony.

»Das ist es ja gerade, was man nicht schnallen kann, Jungen«, erklärte Leo. »Man trifft Sicherheitsvorkehrungen bei Schecks für Leute, die für einen arbeiten oder mit denen man Geschäfte macht, aber bei Schecks, die an Hinz und Kunz verschickt werden, gibt's keine Sicherheitsmaßnahmen.«

»Ich habe dieses Bürogebäude ausgesucht«, sagte Annabelle, »weil es dort mehrere Filialen von Versicherungsunternehmen gibt. Da wandern jeden Tag Tausende von Schecks in die Post, und die Konten sind immer prallvoll.«

Fünf Stunden später hatte Freddy achtzig Schecks zusammengesucht. »Die sind alle gut für uns. Keine Wasserzeichen, Kontrollstreifen oder Prüffelder.« Er brachte die Schecks in eine kleine Werkstatt, die er in einem Nebenzimmer des Büros eingerichtet hatte. Mit Hilfe der anderen pappte er auf jedes Unterschriftenfeld – vorn und hinten – ein Stück durchsichtigen Klebestreifens, warf sämtliche Schecks in eine große Bratpfanne und goss Nagellackentferner über das Papier. Nach kurzer Zeit hatte das Azeton sämtliche Beschriftungen aufgelöst, die nicht aus Druckerschwärze bestanden. Nachdem die Klebestreifen entfernt worden waren, blieben achtzig Blankoschecks mit den Originalunterschriften eines Direktors oder Prokuristen zurück.

»Jemand hat mein Konto mal mit einem falschen Scheck belastet«, sagte Leo.

»Und was hast du getan?«, fragte Tony.

»Ich hab den Drecksack ausfindig gemacht. Er war ein Amateur, dem es mehr um den Nervenkitzel ging, aber ich fühlte mich trotzdem angepisst. Also hab ich ihm 'ne neue Anschrift verpasst, an die alle für ihn bestimmten Rechnungen gingen – die natürlich retourniert wurden und er verlor für ein paar Jahre jede Kreditwürdigkeit. Also wirklich, solche Sachen soll man gefälligst den Profis überlassen.« Leo zuckte mit den Achseln. »Mann, ich hätte dem Burschen den Todesstoß versetzen und seine Identität annehmen können, das volle Programm ...«

»Und warum hast du's nicht getan?«, fragte Tony.

»Weil ich ein Herz habe«, brummte Leo.

»Wenn die Schecks trocken sind«, verkündete Freddy, »ändere ich die Bankleitzahl.«

»Was für 'n Ding?«, erkundigte sich Tony.

»Bist du sicher, dass du 'n Abzocker bist?«, fragte Leo belustigt.

»Meine Werkzeuge sind Computer und Internet«, schimpfte Tony, »kein Nagellackentferner. Ich bin ein Abzocker des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Ich arbeite papierlos.«

»Juhuu-juhuu-juhuuu!«, jubelte Leo.

Annabelle hielt Tony einen der Schecks unter die Nase. »Das sind die Leitziffern«, sagte sie, indem sie auf die ersten beiden Ziffern einer langen Zahlenreihe an der Unterkante des Formulars deutete. »Sie zeigen der Bank, dass der Scheck tatsächlich von der Verrechnungskasse stammt, der er zuzuleiten ist. Die Leitziffern der New Yorker Verrechnungskasse sind die Null-Zwo. San Francisco hat die Zwölf. So stellt zum Beispiel eine in New York ansässige Firma im Normalfall Schecks einer New Yorker Bank mit New Yorker Leitziffern aus. Weil wir die Schecks hier vorlegen, wird Freddy bei allen Schecks die New Yorker Leitziffern einsetzen. Dann dauert es länger, bis die Versicherung den Scheck zurückkriegt und erfährt, dass er gefälscht worden ist. Noch wichtiger ist, dass

die Großunternehmen heutzutage den gesamten Zahlungsverkehr bargeldlos abwickeln. Deshalb ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass die Buchhaltung sich bei so vielen relativ unwichtigen Transaktionen erst beim Monatsabschluss mit falschen Schecks beschäftigt. Heute ist der Fünfte, das heißt, es bleibt fast ein Monat, bis etwas auffliegt. Bis dahin sind wir über alle Berge.«

»Aber wenn ein Kassierer sich den Scheck anschaut«, wandte Tony ein, »und merkt, dass die Bankleitzahl nicht stimmt?«

»Ich habe noch nie gehört, dass ein Bankangestellter die Bankleitzahl eines Schecks überprüft hätte«, sagte Annabelle. »Wenn man einem Kassierer keinen Verdachtsgrund gibt, beachtet er die Zahl nicht.«

Nachdem die Schecks getrocknet waren, scannte Freddy sie seinem Notebook ein. Sechs Stunden später lagen achtzig Schecks mit einem Gesamtwert von 2,1 Millionen Dollar auf dem Tisch.

Annabelle strich mit dem Finger an der perforierten Kante eines der Schecks entlang; dieser Rand war ein allgemeines Zeichen für die Echtheit eines solchen Scheckformulars, mochten auch die eingetragenen Daten falsch sein. Sie blickte ihre Kumpane an. »Okay. Jetzt müssen wir die Schecks an den Mann bringen.«

»Das tue ich am liebsten«, sagte Leo, biss in ein Schinken-Sandwich und trank einen tiefen Schluck Bier.

# KAPITEL I 0

Sie beschlossen, dass Annabelle und Leo einen ersten Schub falscher Schecks vorlegen sollten. Tony sollte Leo begleiten, um in der Praxis angelernt zu werden. Freddy hatte derweil für jeden Beteiligten je ein Sortiment neuer Ausweise sowie eine Anzahl diverser Bescheinigungen fabriziert. Diese Dokumente passten entweder zu einem privaten Scheckempfänger oder enthielten die Vollmacht einer Firma. Annabelle hatte Leo und Tony ermahnt, jeweils nur ein Dokument bei sich zu tragen. Im Ernstfall wäre es schwierig, erklärte sie, sich herauszureden, wenn man Papiere mit acht verschiedenen Identitäten in der Tasche hatte.

Mehrere Schecks waren auf Privatpersonen ausgestellt, jedoch nur mit Beträgen von höchstens 10000 Dollar, weil eine Bank bei höheren Summen die zuständige Steuerbehörde informieren musste. Um 2,1 Millionen Dollar abzuzocken, hätten also viel zu viele derartige Schecks herhalten müssen. Darum hatte Freddy sämtliche übrigen Schecks auf Scheinfirmen ausgestellt, für die Annabelle bei verschiedenen Banken Konten eröffnet hatte. Für Firmen bestimmte Schecks konnten höhere Beträge als 10000 Dollar aufweisen, ohne dass die Behörde sich dafür interessierte. Der Haken war, dass keine Bank einen an eine Firma gerichteten Scheck bar auszahlte. Die Summe musste dem Konto gutgeschrieben werden. Deswegen hatte Annabelle, um Geschäftstätigkeit vorzutäuschen, mehrere Monate lang auf diesen Konten einen regen Zahlungsverkehr aus Gut- und Lastschriften betrieben. Sie wusste genau, dass Banken nervös wurden, wenn von neuen Konten unversehens größere Mengen Bargeld über den Tisch wanderten, weil so etwas immer nach Geldwäsche stank.

Annabelle und Leo schulten Tony zwei Tage lang und bereiteten ihn auf jede erdenkliche Schwierigkeit vor, in die er

beim Vorlegen falscher Schecks geraten konnte. Abwechselnd schlüpften sie in die Rolle von Kassierern, Abteilungsleitern, Sicherheitsdienstlern und Bankkunden. Tony lernte schnell, und nach Ablauf der beiden Tage erklärten sie ihn für reif, als Scheckbetrüger auch im öffentlichen Raum erste Schritte zu tun, nachdem er Leo ein paarmal beim Ernstfall zugeschaut hatte.

Die ersten zehn Coups klappten reibungslos. Mal trat Annabelle als Rothaarige auf, mal als Blondine, mal als Brünette. Das Innere des Lieferwagens war zum Umkleideraum mitsamt Schminktisch und Spiegel umgestaltet worden. Nach mehreren Coups veränderten sie und Leo regelmäßig während der Fahrt zur nächsten Bank ihr Aussehen. Mal trug Annabelle eine Brille, mal Kopftuch, mal Hose, Rock, Bluse, Sweatshirt, Baseballkappe. Dank des ständigen Kleidungswechsels, immer anderen Frisuren und wechselndem Make-up konnte Annabelle ihr Äußeres und ihr scheinbares Alter in beachtlichem Maße abwandeln. Sie zog ausschließlich flache Schuhe an, weil sie dann mit ihren eins achtundsiebzig weniger auffiel als mit hohen Absätzen. Und auch wenn sie nie einen Blick in eine Linse warf, war sie sich stets dessen gewahr, dass jeder ihrer Schritte von Überwachungskameras aufgezeichnet wurde.

Leo spielte nacheinander mehrere Rollen, darunter den Geschäftsmann und den Büroboten, den wohlhabenden Pensionär und den Rechtsanwalt.

Annabelles durch Erfahrung geübter Umgang mit Kassierern und anderen Bankangestellten war lässig ohne jede Befangenheit. Geschickt versetzte sie ihr Gegenüber in aufgelockerte Stimmung, plauderte über Gott und die Welt oder erzählte, wie sehr sie das wunderschöne San Francisco mochte, selbst bei diesigem Wetter.

»Ich habe diese Beratungsfirma jetzt seit vier Jahren«, sagte sie bei Coup Nummer elf zur Kassiererin, »und das ist

das höchste Honorar, das ich bis jetzt verdient habe. Gott, was habe ich dafür geschuftet!«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte die Frau, wobei sie in die Tasten hämmerte. »40000 Dollar sind ein hübsches Sümmchen.« Annabelle hatte den Eindruck, dass die Frau sich den Scheck, die Firmendaten sowie den perfekt gefälschten Ausweis ein bisschen zu genau anschaut.

Sie bemerkte, dass die Angestellte keinen Ehering trug, vor kurzem aber noch einen gehabt haben musste, denn an der Stelle, wo ein Ehering gewöhnlich auf dem Ringfinger saß, war die Haut heller.

»Mein Exmann hat mich wegen einer Jüngerin sitzen lassen und unsere Konten leergeräumt«, sagte Anabelle mit glaubhaft gespielter Bitterkeit. »Ich musste mir eine ganz neue Existenz aufbauen. Das war nicht leicht, aber ich wollte ihm nicht die Genugtuung geben, mich am Boden zu sehen, wissen Sie. Ich streiche den Unterhalt nur ein, weil er mir zusteht. Aber der Mistkerl hat jetzt keinen Einfluss mehr auf mein Leben.«

Das Verhalten der Angestellten änderte sich schlagartig. »Ich weiß genau, wovon Sie reden«, sagte sie mit gesenkter Stimme, während sie die Buchung vornahm. »Ich bin von meinem Exmann nach zwölf Jahren Ehe wegen so einem jungen Flittchen fallen gelassen worden.«

»Nein, wirklich?«, stieß Annabelle hervor. »Eine so hübsche Frau wie Sie muss eine so bittere Pille schlucken!«

»Ich würde meinem Ex auch gern eine Pille zu schlucken geben«, murmelte die Angestellte vor sich hin. »Eine Giftkapsel.«

Annabelle betrachtete die Dokumente, die auf dem Kassenschalter lagen. »Ich nehme an, es gibt einen Gutschriftsvorbehalt, nicht wahr?«, sagte sie beiläufig. »Ich frage bloß, weil ich derzeit ein paar Rechnungen begleichen muss. Es wäre mir lieber, es bliebe alles bei mir, aber meine Gewinnspanne liegt bei zehn Prozent, wenn ich Glück habe.«

Die Kassiererin zögerte. »Nun ja, normalerweise ist es bei hohen Schecks so.« Sie sah Annabelle an, lächelte und heftete den Blick auf den Computer. »Allerdings ist das Konto, mit dem der Betrag belastet wird, bestens gefüllt, und Ihre Firma hat einen einwandfreien Kontenverlauf. Deshalb stelle ich den Betrag unverzüglich frei.«

»Oh, wunderbar. Vielen Dank!«

»Wir Exfrauen müssen zusammenhalten.«

»Auf jeden Fall«, sagte Annabelle, ehe sie sich umdrehte und mit dem Kontoauszug, der bescheinigte, dass ihre »Firma« um 40000 Dollar reicher geworden war, die Bank verließ.

Unterdessen arbeitete Leo die ihm zugeteilten Schecks rasch ab und verbrachte in jeder Bank zumeist nicht mehr als zehn Minuten. Schnelligkeit war der Schlüssel zum Erfolg, wie er wusste. Allerdings kam es auf Schnelligkeit ohne Schlammperei an. Leos Methode bestand darin, erst einmal einen Scherz zu machen – meist auf die eigenen Kosten –, um das Eis zu brechen.

»Mir wär's lieber, das Geld würde auf mein Konto wandern«, sagte er, getarnt als Bürobote, zu einem Kassierer. »Dann könnte ich wenigstens die Miete zahlen. Gibt's in dieser Scheißstadt eigentlich keinen Vermieter, der für seine Rumpelkammer nicht gleich 'ne Kautions verlangt, für die man sich 'nen Supersportwagen zulegen könnte?«

»Das ist ein echtes Problem hier«, antwortete der Bankangestellte mitfühlend.

»Ich kriege in meine Wanzenbude nicht mal 'n Bett rein«, sagte Leo. »Ich hab zum Pennen bloß 'n Sofa.«

»Sie können von Glück reden, überhaupt eine eigene Bude zu haben. Wegen dem mickrigen Bankgehalt muss ich noch bei meinen Eltern wohnen.«

»Ja, aber ich bin dreißig Jahre älter als Sie. Wenn es mit mir so weitergeht, wohne ich bei meinen Eltern auf dem Friedhof, wenn Sie hier Bankdirektor sind.«

Der Kassierer lachte und händigte Leo einen Bankauszug mit einer Gutschrift über 38000 Dollar aus. »Verplempern Sie nicht alles auf einmal«, scherzte der junge Mann.

»Keine Bange.« Leo schob den Beleg in die Tasche und pfiff beim Verlassen der Bank vor sich hin.

Am Spätnachmittag hatten sie siebenundsiebzig von den achtzig Schecks erfolgreich vorgelegt. Tony waren zehn Schecks zugeteilt worden, und mit jedem Erfolg wuchs seine Selbstsicherheit.

»Das ist ja ein Kinderspiel«, sagte er, als er sich zusammen mit Leo umkleidete. Hinter einem Laken, das quer durch den Innenraum des Lieferwagens gespannt war, war auch Annabelle damit beschäftigt, ihr Äußeres zu verändern. »Diese Trottel sitzen da«, fuhr Tony fort, »und glauben jedes Wort, das man ihnen auftischt. Die gucken sich die Lappen nicht mal an. Ich verstehe nicht, warum jemand noch Banken überfällt.«

Annabelle lugte über das Laken. »Es sind noch drei Schecks da. Wir nehmen jeder einen.«

»Und pass auf, wenn du aus dem Wagen steigst, Tony«, sagte Leo.

»Wieso?«

»Du bist im Moment so aufgebläht, dass du vielleicht nicht durch die Tür passt.«

»He, Alter, warum musst du mich ständig ärgern?«

»Er gibt dir bloß einen guten Rat, Tony«, sagte Annabelle, »weil es nicht leicht ist, gefälschte Schecks zu Geld zu machen.«

»Für mich ist es leicht.«

»Weil Annabelle dir in ihrer unendlichen Weisheit die einfachsten Fälle zugeschanzt hat«, erklärte Leo.

Tony starrte Annabelle an. »Ist das wahr?«

»Ja«, gab sie unumwunden zu. Über den Oberrand des Lakens konnte man ihre nackten Schultern sehen.

»Ich komme allein klar!«, schnauzte Tony. »Ich muss nicht bemuttert werden!«

»Ich tue es nicht für dich«, erwiderte Annabelle, »sondern weil du uns alle in die Pfanne haust, wenn du was verbockst.« Ihre Augen funkelten; dann entspannte sie sich wieder. »Außerdem wäre es dumm, einen begabten Abzocker gleich am Anfang zu überfordern. Das gibt mehr Schaden als Nutzen.«

Sie verschwand hinter dem Laken. Da durch die polarisierten Fenster des Lieferwagens ein wenig Licht fiel, war das Laken leicht durchsichtig. Tony stierte auf Annabelles Umrisse, als sie die Kleider wechselte.

Leo versetzte ihm einen Rippenstoß. »Guck dir nicht die Augen aus dem Kopf, du geiler Bock.«

Langsam drehte Tony sich weg. »Tut mir leid ...«, sagte er halblaut.

»Hast du noch nie 'ne schöne Frau beim Umkleiden gesehen?«

»Nein ... doch, ja.« Tony starrte auf seine Hände.

»Was ist los, Junge?«, fragte Leo.

Tony hob den Blick. »Ich glaube, sie hat mich eben einen ›begabten Abzocker‹ genannt.«

# KAPITEL I I

Der letzte Scheck war fällig. Tony wartete vor der Kassiererin, einer niedlichen jungen Asiatin mit schulterlangen schwarzen Haaren, makelloser Haut und hohen Wangenknochen. Sie gefiel Tony sehr, sodass er sich vorbeugte und einen Arm auf den Kassenschalter stützte.

»Wohnen Sie schon länger hier?«, fragte er.

»Ein paar Monate. Ich komme aus Seattle.«

»Da ist das Wetter ähnlich wie hier«, sagte Tony.

»Ja.« Die Frau lächelte, ohne die Arbeit zu unterbrechen.

»Ich bin gerade erst aus Vegas hergezogen«, behauptete Tony. »Da gibt's bei Tag und Nacht nur Rummel.«

»Las Vegas? Da war ich noch nie.«

»Oh Mann, da geht der Bär ab. Sie müssen da mal hin.« Leise fügte Tony hinzu: »Und es heißt: Was in Vegas passiert, behält Vegas für sich.« Erwartungsvoll musterte er die Bankangestellte. »Ich würd's Ihnen gern mal zeigen.«

Sie streifte ihn mit einem tadelnden Blick. »Ich kenne Sie doch gar nicht.«

»Na schön, wir müssen ja nicht gleich mit Vegas loslegen. Vielleicht mit 'nem Abendessen?«

»Und wenn ich einen Freund habe?«, fragte die Angestellte ein wenig patzig.

»Ein so hübsches Wesen wie Sie hat bestimmt einen Freund. Dann muss ich mir eben noch mehr Mühe geben, dass Sie ihn vergessen.«

Die Frau errötete und senkte den Blick, doch jetzt lächelte sie wieder. »Sie sind ganz schön frech.« Ihre Finger klackerten auf der Computertastatur. »So. Haben Sie irgend einen Ausweis?«

»Nur wenn Sie versprechen, nicht Nein zu sagen, wenn ich Sie bitte, mit mir auszugehen.«

Sie nahm seinen Ausweis entgegen und streifte dabei mit den Fingern seine Hand. Wieder lächelte Tony ihr zu. Sie betrachtete den Ausweis und wirkte plötzlich verdutzt. »Ich dachte, Sie wären aus Vegas.«

»Stimmt genau.«

»Aber hier steht Arizona.« Sie drehte den Ausweis um und zeigte ihn Tony. »Und das Foto sieht Ihnen gar nicht ähnlich.«

Ach du Scheiße! Er hatte den verkehrten Ausweis aus der Tasche geholt. Obwohl Annabelle ihnen eingeschärft hatte, immer nur einen Ausweis bei sich zu tragen, hatte Tony – starrsinnig, wie er war – immer alle Ausweise bei sich gehabt. Auf diesem Foto hatte er blonde Haare, einen kurzen Ziegenbart und trug eine Intellektuellenbrille.

»Ich ... Ich hab in Vegas gearbeitet, aber in Arizona gewohnt, weil's da billiger ist«, sagte er hastig. »Und nach dem Umzug hab ich beschlossen, meinen Typ zu ändern, andere Haarfarbe, Kontaktlinsen und so ... Sie wissen schon.« Noch während Tony seine lahmen Ausreden heruntersülzte, begriff er, dass er die Tour vermasselt hatte.

Die Kassiererin beäugte den Scheck, und ihr Gesichtsausdruck wurde noch argwöhnischer. »Das ist ein kalifornischer Bankscheck einer kalifornischen Firma, aber die Bankleitzahl gilt für New York. Wie kommt das denn?«

»Bankleitzahl?«, wiederholte Tony, dessen Stimme jetzt bebte. »Von so was hab ich keine Ahnung.« Er sah an der Miene der Frau, dass sie ihn im Stillen bereits des Scheckbetrugs für schuldig befunden hatte. Sie legte den Scheck und Tonys verkehrten falschen Ausweis vor sich auf den Kassenschalter und schaute in die Richtung eines Mannes vom Sicherheitsdienst.

»Ich muss meinem Abteilungsleiter Meldung machen«, sagte die Kassiererin.

»Was geht hier eigentlich vor?«, fragte eine leise, aber scharfe Stimme. »Entschuldigen Sie mal.« Eine Frau schubste

Tony beiseite und wandte sich an die Kassiererin. Die Frau war groß und vollschlank, hatte blondes Haar mit dunklen Wurzeln, trug eine schicke Designerbrille am Kettchen, eine purpurrote Bluse und eine schwarze Freizeithose. Mit gedämpfter, jedoch fester Stimme redete sie auf die junge Frau hinter dem Kassenschalter ein. »Ich warte jetzt zehn Minuten, während Sie beide hier hemmungslos flirten. Ist das die Art von Service, den diese Bank bietet? Wollen wir mal Ihren Abteilungsleiter holen und ihn fragen, was er davon hält?«

Die Angestellte riss die Augen auf. »Tut mir leid, Ma'am, ich wollte gerade ...«

»Ich weiß, was Sie wollten«, fiel die Frau ihr ins Wort. »Ich habe ja gehört, wie dieser Mann Ihnen sagte, Sie seien ein ›hübsches Wesen‹. Jeder hier in der Bank konnte hören, wie Sie geflirtet und Ihr Liebesleben diskutiert haben.«

Das Gesicht der Angestellten lief knallrot an. »Das ist nicht wahr, Ma'am.«

Die Frau stemmte die Hände auf den Kassenschalter und beugte sich vor. »Ach ja? Was war es dann, als Sie über Freunde und Las Vegas geredet haben und er Sie zum Essen eingeladen hat? Oder ging es da um Geschäftsvorgänge? Machen Sie das mit allen Kunden so? Möchten Sie auch mit mir darüber reden, mit wem ich in die Kiste steige?«

»Ich muss doch sehr bitten, Madam, ich ...«

»Halten Sie den Schnabel! Mit dieser Bank bin ich fertig!« Die Frau drehte sich um und stapfte aus der Schalterhalle.

Tony war inzwischen verschwunden. Wenige Sekunden nach Erscheinen der Frau hatte Leo ihn aus der Bank geschmuggelt.

Eine Minute später stieß Annabelle im Lieferwagen zu ihnen. »Gib Gas, Freddy«, rief sie dem Fahrer zu, zerrte sich die blonde Perücke vom Kopf und steckte die Brille in die Handtasche. Dann zog sie die Bluse aus und riss die um die Taille geklebten Polster ab. Sie warf Tony den Ausweis zu, der ihn mit beschämter Miene auffing.

»Oh Mann«, rief er plötzlich, »die haben noch den Scheck ...« Er verstummte abrupt, als er Annabelle den säuberlich gefalteten Scheck hochhalten sah. »Tut mir leid, Annabelle. Tut mir echt leid.«

Sie beugte sich zu ihm vor. »Kleiner Rat unter Freunden, Tony. Verguck dich nie in den Hammel, den du scheren willst, erst recht nicht, wenn du unter falschem Namen unterwegs bist.«

»Ich könnte den Scheck bei einer anderen Bank vorlegen ...«, sagte Tony kleinlaut.

»Nichts da.« Annabelle schüttelte den Kopf. »Das ist das Risiko nicht wert.«

Zuerst wollte Tony widersprechen; dann lehnte er sich zurück und schwieg.

Leo und Annabelle wechselten einen Blick, ehe sie erleichtert aufatmeten.

Zwei Tage darauf klopfte Leo in dem gemieteten Unterschlupf an Annabelles Schlafzimmertür.

»Ja?«, rief sie.

»Hast du einen Moment Zeit?«

»Klar.« Annabelle saß auf dem Bett und packte Kleidungsstücke in einen Rollkoffer.

»Drei Millionen«, sagte Leo andächtig. »Du nennst es einen kleinen Fisch, aber für die meisten Abzocker wäre *das* schon das ganz große Ding, Annabelle.«

»Jeder Abzocker mit ein bisschen Geschick hätte das geschafft. Ich hab bloß die Latte ein wenig höher gelegt.«

»Ein wenig? Drei Millionen geteilt durch vier ist nicht wenig.« Annabelle fixierte ihn mit scharfem Blick. »Klar, klar«, lenkte Leo rasch ein, »dein Anteil ist größer, weil es dein Plan war. Aber mir genügt mein Stück vom Kuchen, um ein paar Jahre lang die Puppen tanzen zu lassen.«

»Noch nicht. Erst holen wir uns die ganz dicke Knete. So war es abgemacht, Leo.«

»Na klar, aber denk noch mal darüber nach, ja?«

Annabelle stopfte ein Bündel Kleidung in den Rollkoffer.

»Ich *habe* darüber nachgedacht. Als Nächstes kommt das ganz große Ding.«

Leo stand auf und befierte eine kalte Zigarette. »Gut. Und was ist mit dem Schnösel?«

»Was soll mit ihm sein?«

»Mit Freddy hab ich kein Problem, er leistet Spitzenarbeit. Aber der Bubi hätte uns beinahe den Hals gebrochen. Wärst du nicht zur Stelle gewesen ...«

»Dann wäre ihm irgendwas eingefallen.«

»Nie und nimmer. Die Kassiererin hatte alles gerafft. Er war so blöd, ihr den verkehrten Ausweis zu geben. Was hätte ihm da noch einfallen können?«

»Hast du beim Abzocken nie einen Fehler gemacht, Leo? Lass mich überlegen. Ach ja ... wie war das damals in Phoenix? Und in Jackson Hole?«

»Ja, ja, schon gut, aber da ging es nicht um 'ne Multi-Millionen-Dollar-Abzocke. So was ist mir nicht auf dem Präsentierteller angeboten worden, als ich noch in Windeln rumlief, so wie Tony.«

»Missgunst hilft dir nicht weiter. Tony kann sich durchboxen.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber ich will nicht dabei sein, wenn sich herausstellt, dass er's nicht kann.«

»Lass das meine Sorge sein.«

Leo warf die Arme empor. »Na toll, du sorgst dich also um uns alle.«

»Ich bin froh, dass wir uns darüber einig sind.«

Leo stapfte im Zimmer auf und ab, die Hände in den Taschen.

»Gibt es sonst noch etwas zu besprechen?«, fragte Annabelle.

»Ja. Wie willst du an das ganz große Moos kommen?«

»Ich sag's dir, wenn du es wissen musst.«

Leo setzte sich auf die Bettkante. »Ich bin nicht die CIA. Ich bin Abzocker. Ich traue keinem.« Er richtete den Blick auf Annabelles Rollkoffer. »Wenn du mich nicht einweihst, bin ich aus dem Rennen.«

»Du kennst unsere Vereinbarung, Leo. Wer vorzeitig aussteigt, geht leer aus. Zwei kleine Dinger und ein ganz großes. So war es abgemacht.«

»Ja, ja. Aber es gehörte nicht zu unserer Abmachung, dass ich den Babysitter für einen Trottel spiele, der uns um ein Haar in den Knast gebracht hätte. Also müssen wir den Deal wohl neu verhandeln.«

Verächtlich musterte Annabelle ihn. »Was denn? Nach so vielen Jahren willst du mir in den Rücken fallen? Ich hab dir den Weg zur besten Abzocke deines Lebens geebnet.«

»Ich bin nicht auf mehr Geld versessen. Ich will endlich wissen, um was es bei der Sache geht, oder du machst ohne mich weiter.«

Annabelle hielt beim Packen inne und überlegte. »Bist du erst einmal zufrieden, wenn ich dir sage, wohin es gehen soll?«

»Hängt davon ab.«

»Atlantic City.«

Alles Blut wich aus Leos Gesicht. »Bist du total übergeschnappt? War es letztes Mal nicht schon schlimm genug?«

»Das ist lange her, Leo.«

»Für mich kann es gar nicht lange genug her sein!«, fuhr Leo auf. »Warum nehmen wir uns nicht was Leichteres vor? Zum Beispiel, uns mit der Mafia anzulegen?«

»At-lan-tic Ci-ty!«, fauchte Annabelle und zerlegte die beiden Wörter in ihre fünf Silben.

»Warum denn, um Himmels willen? Wegen deinem Alten?« Annabelle antwortete nicht. Leo zeigte mit dem Finger auf sie. »Du bist reif für die Klapse. Wenn du dir ernsthaft einbildest, ich gehe mit dir noch mal in diesen Höllentempel, nur weil du meinst, dass du irgendwas be-

weisen musst, kennst du Leo Richter nicht.«

»Unsere Maschine startet um sieben.« Ein paar Augenblicke schaute Leo ihr nervös beim Packen zu. »Fliegen wir erster Klasse?«, fragte er schließlich. »Ja. Warum?«

»Wenn es schon mein letzter Flug ist, will ich wenigstens vornehm zugrunde gehen.« »Ganz wie's beliebt, Leo.«

Während Annabelle weiter packte, verließ Leo das Zimmer.

## KAPITEL I 2

Caleb Shaw hatte im Lesesaal der Raritätenabteilung reichlich zu tun. Seitens mehrerer Kunden lagen Anfragen nach Material der Rosenwald-Sammlung vor; um sie bearbeiten zu können, hatte er die Sondergenehmigung eines Supervisors einholen müssen. Danach hatte er ein langes Telefonat zwecks Beratung eines Universitätsprofessors geführt, der ein Buch über die Privatbibliothek Jeffersons schrieb, die der dritte Präsident der USA der Nation verkauft und damit den Grundstein für die Kongressbibliothek gelegt hatte, nachdem die Stadt 1812 von den Briten niedergebrannt worden war.

Dann war Jewell English erschienen, eine ältere Dame und regelmäßige Besucherin des Lesesaals, und hatte Caleb gebeten, sich eine Ausgabe von *Beadle's Dime Novels* ansehen zu dürfen. Sie fände großes Interesse an Beadles Serie, hatte sie Caleb einmal anvertraut, und habe selbst schon eine stolze Sammlung angelegt. Jewell English war eine schlanke Frau mit puderweißem Haar und wohlwollendem Lächeln – und einsam, wie Caleb vermutete. Ihr Ehemann war vor zehn Jahren verstorben, hatte sie ihm anvertraut, und ihre Verwandtschaft lebte überall im Lande verstreut. Deshalb unterhielt Caleb sich jedes Mal ein bisschen mit ihr, wenn sie erschien.

»Sie haben Glück, Jewell«, sagte er nun. »Das Exemplar kommt gerade aus der Restaurationsabteilung zurück. Es brauchte ein wenig Zuwendung.« Er holte ihr den gewünschten Band, sprach mit ihr ein Weilchen über Jonathan DeHavens unerwartetes Ableben und kehrte an seinen Schreibtisch zurück. Einen Moment lang beobachtete er die ältere Dame, die bedächtig eine dicke Brille aufsetzte, in der alten Schwarze blätterte und dabei auf ein paar mitgebrachten Blättern Notizen machte. Aus naheliegenden Gründen waren

hier ausschließlich Bleistifte und lose Blätter erlaubt, und alle Besucher mussten vor dem Gehen die Hand- und Akten-taschen und ähnliche Behältnisse kontrollieren lassen.

Als die Tür des Lesesaals sich öffnete, hob Caleb den Blick und sah eine Mitarbeiterin aus der Verwaltung näher kommen.

»Hallo, Caleb«, sagte die Frau, »ich habe eine Mitteilung von Kevin für Sie.«

Kevin Philips war kommissarischer Abteilungsleiter und nach DeHavens Tod vorerst für ihn eingesprungen. »Von Kevin?«, fragte Caleb. »Warum hat er nicht einfach angerufen oder eine E-Mail geschickt?«

»Ich glaube, er hat Sie anzurufen versucht, aber es war besetzt, oder Sie sind nicht an den Apparat gegangen. Und eine E-Mail wollte er aus irgendeinem Grund nicht schicken.«

»Tja, ich hatte bisher schon alle Hände voll zu tun.«

»Soviel ich weiß, geht es um etwas ziemlich Eiliges.« Die Frau reichte ihm einen Umschlag und ging. Caleb wollte sich an den Schreibtisch setzen, stolperte jedoch über eine geknickte Ecke der Fußmatte unter seinem Drehstuhl, fegte bei dem vergeblichen Versuch, sich festzuhalten, seine auf dem Schreibtisch abgelegte Brille herunter und trat darauf, sodass die Gläser barsten.

»Oh Mann, was bist du für ein Trampel!« Caleb hob die zertretene Brille auf und heftete den Blick auf den Umschlag. Nun konnte er die Mitteilung nicht mehr entziffern. Ausgerechnet jetzt musste ihm das passieren, wo es um etwas Dringendes ging!

»Sie sind schon öfters über die Matte gestolpert, Caleb«, merkte Jewell, die in der Nähe saß, freundlich an.

»Vielen Dank für den Hinweis«, antwortete Caleb durch zusammengebissene Zähne. Dann sah er zu ihr hinüber. »Dürfte ich mir für einen Moment Ihre Brille leihen, Jewell, damit ich diese Mitteilung lesen kann?«

»Kann sein, dass sie Ihnen nichts nutzt. Ich bin blind wie

eine Fledermaus, wenn es ums Lesen geht.«

»Und ich wie ein Maulwurf.«

»Kann ich Ihnen die Mitteilung nicht einfach vorlesen?«

»Hmmm ... Nein, lieber nicht, die Sache könnte ... Sie wissen schon.«

»Sie könnte geheim sein, nicht wahr?«, flüsterte Jewell und klatschte in die Hände. »Wie aufregend!«

Sie überließ ihm ihre Brille. Caleb setzte sie auf, nahm an seinem Schreibtisch Platz und entzifferte die Mitteilung: Kevin Philips bat ihn, sich unverzüglich im Verwaltungsbüro einzufinden, das in einem besonders gesicherten Stockwerk des Gebäudes lag. Caleb runzelte die Stirn. Auf diese Weise war er noch nie in die Verwaltung bestellt worden. Er faltete die Mitteilung zusammen und schob sie in die Tasche.

»Danke, Jewell. Ich glaube, Sie und ich haben die gleichen Dioptrien.« Er reichte ihr die Brille zurück, machte sich innerlich auf alles gefasst und trat den Weg zur Verwaltung an.

Als Caleb das Abteilungsleiterbüro betrat, saß Kevin Philips mit einem Mann in dunklem Anzug zusammen. Philips stellte ihn Caleb als Jonathan DeHavens Rechtsanwalt vor.

»Mr. DeHaven hat testamentarisch verfügt, dass Sie zum literarischen Nachlassverwalter seiner Büchersammlung ernannt werden sollen, Mr. Shaw«, erklärte der Anwalt, zückte ein Dokument und reichte es Caleb. Außerdem händigte er ihm zwei Schlüssel und einen Zettel aus. »Der große Schlüssel passt zu Mr. DeHavens Hauseingang, der kleine zum Panzergewölbe im Keller, in dem die Bücher sich befinden. Die erste Zahl auf dem Zettel ist der Code für die Alarmanlage des Hauses, die zweite Zahl der fürs Panzergewölbe. Es hat ein Sicherheitsschloss sowie ein zusätzliches Zahlenschloss.«

Fassungslos betrachtete Caleb die Gegenstände, die er plötzlich in den Händen hielt. »Literarischer Nachlassverwalter ...?«

»Jawohl, Caleb«, bekräftigte Philips. »Wenn ich recht verstanden habe, waren Sie Jonathan bei der Beschaffung so mancher Bände für seine Sammlung behilflich.«

»Ja«, bestätigte Caleb. »Er hatte den bibliophilen Geschmack und das nötige Kleingeld, um sich eine nette Privatbibliothek aufzubauen.«

»Offenbar hat er Ihre Unterstützung ganz außerordentlich zu würdigen gewusst«, sagte der Anwalt. »Das Testament legt fest, dass Sie unbeschränkten Zugang zu seiner Büchersammlung haben. Es soll nun Ihre Aufgabe sein, die Sammlung zu katalogisieren, den Wert zu taxieren und sie zu veräußern – ob in Teilen oder als Gesamtheit, liegt in Ihrem Ermessen. Die Einnahme wird mehreren Wohltätigkeitsorganisationen zufließen, die im Testament namentlich genannt sind.«

»Die Sammlung soll verkauft werden? Wie steht denn seine Familie dazu?«

»Meine Kanzlei hat die Familie DeHaven über viele Jahrzehnte hinweg vertreten«, antwortete der Anwalt. »Er hat keine lebenden Verwandten. Ich kann mich erinnern, dass ein pensionierter Geschäftspartner der Familie erwähnt hat, er wäre vor Jahren mal verheiratet gewesen, aber nicht lange.« Der Anwalt schwieg und forschte in seinem Gedächtnis. »Die Ehe wurde geschieden, wenn ich mich recht entsinne. Das war allerdings schon, bevor ich die Kanzlei übernommen habe. Jedenfalls gibt es keine Kinder, sodass niemand Ansprüche erheben kann. Als Honorar für Ihre Mühe erhalten Sie vom Gesamterlös der Sammlung einen gewissen Prozentsatz als Provision.«

»Dabei könnte ein erkleckliches Sümmchen herauskommen«, meinte Philips.

»Selbstverständlich erledige ich die Angelegenheit honorarfrei«, beteuerte Caleb eilends.

Der Anwalt lachte. »Ich tue mal so, als hätte ich nichts gehört. Es könnte weit mehr Arbeitsaufwand damit verbunden

sein, als Sie glauben. Nehmen Sie den Auftrag an?«

Caleb zögerte. »Ja«, sagte er dann, »ich mach's. Für Jonathan.«

»Gut. Dann unterschreiben Sie bitte die Einverständniserklärung, und quittieren Sie den Erhalt der Schlüssel und Codes.« Der Anwalt schob Caleb ein einseitiges Dokument zu, das zu unterzeichnen ihm ohne Brille gelinde Schwierigkeiten verursachte. »Die Sammlung wartet auf Sie«, sagte der Anwalt zum Abschluss.

Caleb kehrte an seinen Schreibtisch im Lesesaal zurück und besah sich die Schlüssel. Ein paar Minuten später hatte er eine Entscheidung getroffen. Er rief Milton, Reuben und Stone an und sagte ihnen, er wolle Jonathans Haus nicht allein aufzusuchen. Alle willigten ein, ihn an diesem Abend zu begleiten.

## KAPITEL I 3

Reuben und Stone fuhren am Abend mit dem Indian-Motorrad zu DeHavens Wohnsitz. Der hochgewachsene Stone hatte sich in den Beiwagen gequetscht. Gleich hinter ihnen fuhren Caleb und Milton in Calebs uraltem, zinngrauem, schrottreifem Chevy Nova mit knatterndem Auspuff vor. Caleb trug seine Ersatzbrille. Er ging davon aus, an diesem Abend viel lesen zu müssen.

»Nette Behausung«, meinte Reuben, als er Motorradhelm und Schutzbrille abnahm und sich den vornehmen Altbau anschauten. »Ganz schön anspruchsvoll für jemanden, der ein Beamtengehalt bezieht.«

»Jonathan hatte von Haus aus Geld«, erklärte Caleb.

»Wie schön für ihn«, sagte Reuben. »Ich hatte von Haus aus bloß Ärger. Und mit euch Kerlen gerate ich auch immer nur in irgendwelchen Schlamassel.«

Caleb schloss die Tür auf und schaltete die Alarmanlage ab. Dann betraten alle das Haus. »Ich bin schon mal in dem Panzergewölbe gewesen«, sagte Caleb. »Wir können mit dem Lift in den Keller fahren.«

»Ein Lift?«, rief Milton. »Ich kann Aufzüge nicht ausstehen.«

»Dann nimm die Treppe.« Caleb zeigte nach links. »Da.«

Reuben sah sich das antike Mobiliar an, die geschmackvollen Kunstwerke an den Wänden und die Skulpturen, die in klassisch gestalteten Präsentationsnischen aufgestellt waren. Im Wohnzimmer drückte er die Stiefel spitze vorsichtig in den kostbaren Perserteppich. »Wird hier zufällig ein Housesitter gebraucht, bis alles geregelt ist?«

»Wohl kaum«, sagte Caleb.

Sie fuhren im Lift hinunter und trafen Milton, der die Treppe genommen hatte, in einem kleinen Vorzimmer wieder.

Die gewaltige Panzertür bestand aus fünfzig Zentimeter dickem Stahl; sie hatte ein Computer-Tastenfeld und ein Schloss für den Spezial-Sicherheitsschlüssel. Schlüssel und Code, erklärte Caleb, mussten gleichzeitig benutzt werden. »Ich durfte Jonathan mehrmals in sein Panzergewölbe begleiten.«

Die elektrobetriebene Tür schwang leise auf, und die Männer traten ein. Das Gewölbe war ungefähr dreieinhalb Meter breit, drei Meter hoch und etwa zwölf Meter lang. Als sie eintraten, glomm eine spezielle Schwachlichtbeleuchtung auf, die es dennoch erlaubte, einigermaßen gut zu sehen. »Es ist feuer- und bombenfest«, sagte Caleb. »Außerdem werden Temperatur und Luftfeuchtigkeit automatisch reguliert. Bei alten Büchern ist das unverzichtbar, besonders wenn sie in Kellern lagern, wo sich erhebliche Schwankungen ergeben können.«

Die Wände wurden von Regalen gesäumt, in denen sich Bücher, Schriften und andere Publikationen türmten, die selbst das ungeübte Auge erkennen ließen, dass es sich um kostbare Raritäten handelte.

»Dürfen wir etwas anfassen?«, fragte Milton.

»Das überlass lieber mir«, erwiderte Caleb. »Manche dieser Werke sind schon sehr empfindlich. Auf viele ist seit über hundert Jahren kein Tageslicht mehr gefallen.«

»Verdammtd.« Reuben strich mit dem Finger leicht über einen Buchrücken. »Das ist hier ja wie ein Knast, in dem die Schmöker lebenslang absitzen.«

»Also wirklich, Reuben, das ist eine sehr ungerechtfertigte Betrachtungsweise«, sagte Caleb tadelnd. »Die Bücher werden hier geschützt, damit auch künftige Generationen noch etwas davon haben. Jonathan hat keine Kosten und Mühen gescheut, um seine Sammlung mit außerordentlicher Sorgfalt unterzubringen.«

»Was für eine Sammlung ist das denn?«, erkundigte sich Stone und betrachtete ein uraltes Buch, dessen Hülle aus

Eiche geschnitzt zu sein schien.

Achtsam nahm Caleb das Werk, dem Stones Beachtung galt, vom Regal. »Jonathan hatte kein Spezialgebiet. Sämtliche bedeutenden Sammler hatten nahezu unbegrenzte Geldmittel zur Verfügung, vor allem aber eine klare Vorstellung, was für eine Sammlung sie wollten, und sie widmeten sich dem Sammeln mit einer Entschlossenheit, die man durchaus als Besessenheit bezeichnen konnte. So was nennt man Bibliomanie – die harmloseste Manie der Welt. Alle großen Sammler waren Besessene.« Er ließ den Blick durch das Gewölbe schweifen. »Will man eine wirklich bedeutende Sammlung, müssen ein paar Stücke unbedingt vorhanden sein. Aber die hätte Jonathan sich nie leisten können.«

»Zum Beispiel?«, fragte Stone.

»Shakespeares Folianten. Am bedeutendsten ist natürlich die erste Folioausgabe. Sie umfasst neuhundert Seiten mit sechsunddreißig Theaterstücken. Keine Originalmanuskripte des Dichters sind erhalten geblieben, deshalb sind die drei Folios unerhört begehrte Sammelobjekte. Ein Exemplar des First Folio ist vor ein paar Jahren in England für dreieinhalb Millionen Pfund verkauft worden.«

Milton stieß einen halblauten Pfiff aus und schüttelte den Kopf. »Ungefähr sechs Riesen pro Seite.«

»Dann gibt es da die naheliegenden Objekte der Begierde: William Blake, Newtons *Principia Mathematica*, Werke von Caxton, dem ersten englischen Drucker. J. P. Morgan hatte in seiner Sammlung mehr als sechzig Druckwerke Caxtons, wenn ich mich recht entsinne. Ein Mainzer Psalter von 1457, The Book of St. Albans und natürlich eine Gutenberg-Bibel. Auf der ganzen Welt gibt es nur drei bekannte Exemplare der auf Pergament gedruckten Gutenberg-Bibel in einwandfreiem Zustand. Die Kongressbibliothek hat ein Exemplar. Diese Bibeln sind unbezahlbar.« Calebs Blick schweifte über ein Regal. »Jonathan hat die 1472er Ausgabe von Dantes Göttlicher *Komödie*, die in jeder erstklassigen Sammlung

willkommen wäre. Und Poes *Tamerlane*, das außergewöhnlich selten und schwer zu beschaffen ist. Vor einiger Zeit ist ein Exemplar für fast zweihunderttausend Dollar verkauft worden. Poes Reputation ist neuerdings beträchtlich gestiegen, also bekäme man heute dafür einen weit höheren Preis. Die Sammlung enthält zudem eine beachtliche Auswahl von Inkunabeln, überwiegend deutscher, teils auch italienischer Herkunft, und einen soliden Bestand an Erstausgaben zeitgenössischer Werke, viele mit Autogramm. Er hat zahlreiche Americana zusammengetragen, darunter eine größere Menge Handschriften von Washington, Adams, Jefferson, Franklin, Madison, Hamilton, Lincoln und anderen. Es ist eine ganz nette, aber keine bedeutende Sammlung.«

»Was ist das da?«, fragte Reuben und wies in eine düstere Ecke des Panzergewölbes.

Die Männer sammelten sich vor Reubens Entdeckung, einem kleinen Porträt eines Mannes in mittelalterlicher Kleidung. »Ich kann mich nicht erinnern, dieses Bild schon einmal gesehen zu haben«, bekannte Caleb.

»Warum hat er in einem Kellergewölbe ein Gemälde hängen?«, sinnierte Milton.

»Und obendrein nur eins«, merkte Stone an. »Eine Sammlung ist es ja wohl nicht.« Er besah sich das Bild aus verschiedenen Perspektiven; dann legte er eine Hand an den rechten Seitenrand des Rahmens und zog daran. Er ließ sich herausklappen und gab den Blick auf einen kleinen, in die Wand eingebauten Tresor frei. »Ein Tresor in einem Tresor«, stellte Stone fest. »Caleb, versuch's mal mit dem Code, den der Anwalt dir für die Panzertür genannt hat.« Caleb tat wie geheißen, aber ohne Erfolg. Er versuchte es mit mehreren anderen Zahlenkombinationen, jedoch vergebens. »Meistens verwenden Leute eine Kombination, die sie nicht vergessen können, um sie nicht aufzuschreiben zu müssen. Es sind Zahlen oder Buchstaben, oder auch beides.«

»Warum überlässt jemand Caleb Schlüssel und Code für

die Panzertür, aber nicht für diesen Wandtresor?«, fragte Milton.

»Vielleicht dachte er, Caleb kann sich die Lösung zusammenreimen«, vermutete Reuben.

Stone nickte. »Da könnte was dran sein. Was meinst du, Caleb? Möglicherweise gibt es einen Zusammenhang mit dem Lesesaal der Raritätenabteilung.«

»Wieso?«, fragte Milton.

»Weil hier sozusagen DeHavens privater Raritätenlesesaal war.«

Caleb zog ein nachdenkliches Gesicht. »Jonathan hat jeden Tag den Lesesaal aufgeschlossen, immer eine Stunde bevor sonst jemand kam. Er hatte dafür spezielle Schlüssel, musste allerdings zum Öffnen auch einen ganz bestimmten Code eingetippen. Aber den kenne ich nicht.«

»Dann ist die Lösung vielleicht so einfach, dass man sie praktisch vor der Nase hat.«

Plötzlich schnippte Caleb mit den Fingern. »Na klar! Ich habe sie jeden Tag vor der Nase!« Er tippte auf dem Tastenfeld des kleinen Tresors einen Code ein, und mit einem Klicken öffnete sich die Tür.

»Was hast du gemacht?«, fragte Stone.

»Ich habe ›LJ 239‹ eingegeben. Das ist die Beschriftung auf der Tür zum Lesesaal der Raritätenabteilung. Ich sehe sie täglich, wenn ich meinen Dienst antrete.«

In dem Wandtresor lag nur ein Gegenstand. Behutsam zog Caleb die Kiste heraus und entfernte langsam den Deckel. »Das Ding ist ja in ziemlich miesem Zustand«, sagte Reuben.

Tatsächlich war der Buchumschlag schwarz und zerfleddert, und die Bindung zerbröselte. Mit aller Vorsicht klappte Caleb das Buch auf und drehte ein Blatt um; dann ein zweites und drittes.

Unvermittelt schnappte er nach Luft. »Ach du lieber Gott!«

»Was ist?«, fragte Stone.

Caleb bebten die Hände. Er antwortete stockend und mit

zitternder Stimme: »Ich glaube ... ich meine ... ich würde sagen, das hier ist ein Bay Psalm Book. Eine Erstausgabe.«

»Ist es selten?«, wollte Stone wissen.

Aus großen Augen schaute Caleb ihn an. »Es ist das älteste erhaltene Druckerzeugnis der Vereinigten Staaten, Oliver! Auf der ganzen Welt existieren lediglich elf Psalm Books, und davon sind nur fünf vollständig. Sie werden nie auf dem Markt gehandelt. Die Kongressbibliothek hat ein Exemplar, das uns vor Jahrzehnten geschenkt wurde. Einen Ankauf hätten wir uns wahrscheinlich nicht erlauben können.«

»Wie ist dann Jonathan DeHaven an so ein Exemplar gelangt?«, wunderte sich Stone.

Voller Ehrfurcht legte Caleb das Buch zurück in die Kiste und schloss den Deckel. Er stellte die Kiste wieder in den Tresor und klappte die Tür zu. »Keine Ahnung. Das letzte Mal kam ein Psalm Book vor über sechzig Jahren auf den Markt und wurde für einen Rekordpreis verkauft ... nach heutigem Geld mehrere Millionen Dollar. Das Exemplar wird jetzt in Yale aufbewahrt.« Er schüttelte den Kopf. »Für einen Büchersammler ist dieser Fund so ähnlich wie für den Kunstsammler, der auf einen verschollenen Rembrandt oder Goya stößt.«

»Also, wenn's auf der ganzen Welt bloß elf Exemplare von dem Schinken gibt«, meinte Milton, »muss ja leicht rauszufinden sein, wo sie stecken. Ich kann ja mal bei Google nachgucken.«

Caleb warf ihm einen verächtlichen Blick zu. Während Milton jede Neuerung im Bereich der Computer willkommen hieß, blieb Caleb ein ausgesprochener Technikfeind.

»Nach einem Psalm Book kann man nicht einfach googeln, Milton. Außerdem befinden die Werke sich allesamt in Einrichtungen wie Harvard, Yale und der Kongressbibliothek, soviel ich weiß.«

»Bist du sicher, dass es ein Original ist?«, fragte Stone.

»Das Psalm Book hat noch mehrere spätere Auflagen er-

lebt, aber ich bin mir nahezu sicher, dass dies hier die Ausgabe von 1640 ist«, erklärte Caleb beinahe atemlos. »So steht es auf dem Titelblatt. Darüber hinaus weist der Band bestimmte Merkmale auf, die mir von unserem Original bekannt sind.«

»Was ist das überhaupt für ein Schmöker?«, fragte Reuben. »Ich konnte den Text kaum entziffern.«

»Es ist ein Gesangbuch, das die Puritaner von einer Pastorenkommission zusammenstellen ließen, um eine Quelle täglicher religiöser Erbauung zu haben. Damals waren die Druckverfahren noch reichlich primitiv, und die alte Schreibweise und die früheren Lettern erschweren das Lesen zusätzlich.«

»Aber wie kommt das Buch hierher, wenn doch alle Psalm Books bei irgendwelchen Institutionen liegen?«, gab Stone zu bedenken.

Bestürzt blickte Caleb ihm ins Gesicht. »Vermutlich kann man nicht ausschließen, dass es irgendwo unbekannte Exemplare des Psalm Books gibt, wie gering die Wahrscheinlichkeit auch sein mag. Schließlich wurde die Hälfte des handgeschriebenen Manuskripts von *Huckleberry Finn* von einer Frau auf einem Dachboden aufgestöbert. Und jemand anders hat auf der Rückseite eines gerahmten Gemäldes ein Original der Unabhängigkeitserklärung entdeckt. Und in einem alten Buch wurde eine Handschrift Lord Byrons gefunden. Über die Dauer einiger hundert Jahre ist alles möglich.« Trotz der Kühle des Panzergewölbes musste Caleb sich eine Schweißperle von der Stirn wischen. »Ist euch klar, welche enorme Verantwortung diese Entdeckung mir aufbürdet? Wir haben hier eine Sammlung mit einem Psalm Book! Einem Psalm Book, um Himmels willen!«

Stone legte ihm eine Hand auf die Schulter, um ihn zu beruhigen. »Ich wüsste niemanden, der besser dafür qualifiziert wäre als du, Caleb. Und wenn wir dir irgendwie behilflich sein können, sind wir für dich da.«

»Na klar«, sagte Reuben. »Zufällig hab ich ein paar Kröten bei mir, falls du schon mal einige Schwarten loswerden willst, bevor die richtig geldschweren Typen angewackelt kommen. Wie viel willst du für den Schinken mit der Göttlichen Komik? Ich würde gern mal wieder was Lustiges lesen.«

»Reuben«, mischte Milton sich ein, »keiner von uns wird sich auch nur den Auktionskatalog leisten können, in dem man diese Sammlung anbietet.«

»Na toll«, maulte Reuben. »Als Nächstes wirst du mir wohl sagen, dass ich meinen Scheißjob im Hafen behalten muss, obwohl wir hier diesen fetten Fund gemacht haben.«

»Zum Donnerwetter, was tun Sie hier?«, rief plötzlich eine fremde Stimme. Alle drehten sich um und sahen an der Schwelle zum Panzergewölbe drei Eindringlinge stehen. Zwei waren bullige Männer in den Uniformen eines privaten Schutzdienstes und hielten Pistolen auf den Camel Club gerichtet. Der dritte Mann war klein und mager, mit rotem Haar, einem säuberlich gestutzten Bärtchen von gleicher Farbe und lebhaften blauen Augen. »Was tun Sie hier, habe ich gefragt«, wiederholte der Rothaarige.

»Vielleicht sollten wir diese Frage eher Ihnen stellen, Freundchen«, knurrte Reuben.

Caleb trat vor. »Ich bin Caleb Shaw von der Kongressbibliothek. Jonathan DeHaven war mein Kollege und Vorgesetzter. Im Testament hat er mich zu seinem literarischen Nachlassverwalter ernannt.« Er zeigte die Schlüssel vor. »Ich habe von seinem Anwalt die Erlaubnis, das Haus zu betreten und diese antiquarische Sammlung zu sichten. Meine Freunde haben mich zu meiner Unterstützung begleitet.« Er holte den Dienstausweis der Kongressbibliothek aus der Tasche und reichte ihn dem Mann, dessen Verhalten sich schlagartig änderte.

»Oh, ich sehe schon, ich sehe schon«, sagte er beflissen, besch sich Calebs Dienstausweis und gab ihn zurück. »Es tut mir leid. Ich habe beobachtet, dass Unbekannte Jonathans Tür

aufsperrten und ins Haus gingen. Aber da habe ich wohl voreilige Schlüsse gezogen.« Er nickte den Wachmännern zu, und sie steckten die Pistolen ein.

»Wir haben Ihren Namen nicht verstanden«, sagte Reuben, der den Rotschopf mit argwöhnischen Blicken musterte.

»Ich glaube, wir haben es mit Cornelius Behan zu tun«, sagte Stone, ehe der Mann antworten konnte, »Chef von Paradigma Technologies, dem drittgrößten Rüstungsproduzenten der Nation.«

Behan schmunzelte. »Und bald dem größten, wenn es nach mir geht – und es geht meistens nach mir.«

»Also gut, Mr. Behan«, begann Caleb, »ich ...«

»Sagen Sie C. B. zu mir. Jeder nennt mich C. B.« Behan trat einen Schritt vor und schaute sich in dem Kellergewölbe um. »Das ist also DeHavens Büchersammlung.«

»Sie haben Jonathan gekannt?«, fragte Caleb.

»Enge Freunde waren wir nicht. Ich hatte ihn bloß auf ein, zwei Partys zu Gast. Aber ich wusste, dass er in der Bibliothek arbeitet und selbst Bücher sammelt. Hin und wieder sind wir uns auf der Straße begegnet und haben ein paar Worte gewechselt. Ich konnte es nicht fassen, als ich von seinem Tod erfuhr.«

»So wie wir alle«, sagte Caleb schwermüdig.

»Sie sind also sein literarischer Nachlassverwalter?«, hakte Behan nach. »Was genau bedeutet das?«

»Dass ich vor der Aufgabe stehe, die Sammlung zu katalogisieren, ihren Wert zu schätzen und sie zu verkaufen.«

»Ist denn was Wertvolles dabei?«, fragte Behan.

»Sind Sie Büchersammler?«, stellte Stone eine Gegenfrage.

»Na ja, nicht direkt, aber ich habe schon viel Wertvolles gesammelt«, wich Behan der Frage aus.

»Nun, es ist eine ganz nette kleine Bibliothek«, sagte Caleb. »Sie wird zur Auktion freigegeben. Auf jeden Fall die herausragendsten Werke.«

»So, so«, sagte Behan zerstreut. »Wissen Sie Neues über Jonathans Tod?«

Caleb schüttelte den Kopf. »Bisher sieht's nach Herzver sagen aus.«

»Nicht zu fassen. Dabei machte er einen so gesunden Ein druck! So etwas gibt einem wieder neuen Ansporn, aus jedem Tag das Beste zu machen, nicht wahr? Denn wer weiß, was morgen ist.« Behan drehte sich um und ging, die Wachmänner folgten ihm.

Während ihre Schritte verklangen, wandte Stone sich an Caleb. »Sehr aufmerksam von dem Burschen, im Haus eines Mannes nach dem Rechten zu sehen, mit dem er auf der Straße hin und wieder ein paar Worte gewechselt hat.«

»Er ist ein Nachbar, Oliver«, entgegnete Caleb. »Ich finde es ganz normal, dass er ein bisschen Acht gibt.«

»Mir gefällt der Kerl nicht«, gestand Milton. »Er stellt Dinge her, die Menschen töten.«

»Ganze Völkerscharen«, bekräftigte Reuben. »Für meine Begriffe ist der freundliche C. B. ein mieser kleiner Kriegs gewinnler.«

Es dauerte Stunden, die Bücher und anderen Druckwerke durchzuschauen, bis Caleb ein halbwegs ordentliches Ver zeichnis vorlag. Milton tippte sämtliche Daten seinem Notebook ein. »Und was nun?«, fragte er, als sie das letzte Buch zuklappten.

»Üblicherweise lässt man zum Schätzen einen Sachverständigen von Sotheby's oder Christie's kommen«, sagte Caleb. »Aber ich denke an jemand anders. Ich halte ihn für den besten Fachmann auf dem Gebiet antiquarischer Bücher. Ich möchte erfahren, ob er wusste, dass Jonathan ein Psalm Book besaß.«

»Ist der Wunderknabe in New York zu finden?«, er kundigte sich Stone.

»Nein, hier im D. C. Es sind nur zwanzig Minuten mit dem Wagen.«

»Wer ist es?«, fragte Reuben.

»Vincent Pearl.«

Stone blickte auf die Armbanduhr. »Wir müssen ihn wohl morgen besuchen. Es ist schon nach dreiundzwanzig Uhr.«

Caleb schüttelte den Kopf. »Nein, die Gelegenheit ist günstig. Pearls Antiquariat hat nur abends geöffnet.«

*IJ*

## KAPITEL I 4

Als der Camel Club die Villa DeHavens verließ, wurden die Männer durch zwei Ferngläser beobachtet. Eines wurde durch ein Dachfenster eines Gebäudes auf der anderen Straßenseite auf Stone und die anderen gerichtet; das zweite Fernglas hielt ein Mann in den Händen, der im Innenraum eines auf derselben Straße geparkten Lieferwagens mit der Aufschrift »D. C. Public Works« saß.

Als das Motorrad und der Chevy Nova abfuhren, folgte ihnen der Lieferwagen.

Nachdem die Fahrzeuge verschwunden waren, suchte der Beobachter im Haus an der Good Fellow Street mit dem Feldstecher die Umgebung ab.

Wie Caleb geschätzt hatte, brauchten sie bis zu Vincent Pearls Antiquariat zwanzig Minuten. Die Ladenfront hatte kein Firmenschild, sondern trug lediglich den Hinweis »Geöffnet Montag bis Sonntag von 20 bis 24 Uhr«. Caleb läutete am Eingang.

Reuben betrachtete die massive Tür und die vergitterten Fenster. »Ich vermute mal, er inseriert nicht.«

»Wer sich ernsthaft mit Büchersammeln beschäftigt«, erklärte Reuben, »weiß auch so, wo er Vincent Pearl finden kann.«

»Kennst du ihn gut?«, fragte Stone.

»Nein. Auf dem Niveau kann ich nicht mithalten. In den letzten zehn Jahren habe ich nur zweimal mit ihm geredet, beide Mal hier im Buchladen. Aber ich habe früher seine Vorträge gehört. Der Mann ist unvergesslich.«

Im Westen konnte man die helle Kuppel des Capitols sehen. Die Gegend, in der sie sich befanden, wurde von alten, moosbewachsenen Reihenhäusern aus Ziegeln und Naturstein beherrscht, die einst den Mittelpunkt einer aufblühenden Hauptstadt gebildet hatten.

»Bist du sicher, dass er da ist?«, fragte Milton.

Im nächsten Moment meldete sich ein strenge, tiefe Männerstimme: »Wer ist da?«

Milton erschrak, doch Caleb sprach sofort in eine kleine Sprechanlage, die unter dem verflochtenen Efeugewirr neben der Tür fast unsichtbar blieb. »Mr. Pearl, hier ist Caleb Shaw von der Kongressbibliothek.«

»Wer?«

Caleb wirkte peinlich berührt. »Caleb Shaw«, wiederholte er. »Ich arbeite im Lesesaal der Raritätenabteilung. Wir sind uns vor ein paar Jahren begegnet, als ein Sammler von Lincoln-Denk würdigkeiten in der Bibliothek vorsprach. Ich hatte Ihnen den Herrn damals vorgestellt.«

»Sie haben heute Abend keinen Termin.« Die Stimme klang verärgert. Caleb's Angaben konnten ihren Besitzer offenbar nicht sonderlich beeindrucken.

»Ich weiß, aber ich komme in einer dringenden Angelegenheit. Wenn Sie nur ein paar Minuten erübrigen könnten ...«

Sekunden später öffnete sich die Tür mit einem Klickgeräusch. Als die Männer eintraten, bemerkte Stone einen schwachen Lichtreflex über dem Eingang. Die kleine Überwachungskamera war einfallsreich als Vogelhäuschen getarnt worden. Den Lichtreflex verursachte eine Straßenlaterne. Fast jeder hätte ihn übersehen, doch Oliver Stone war nicht jeder – am wenigsten, wenn es um Überwachungstechniken ging.

Beim Betreten des Antiquariats fielen Stone zwei weitere Besonderheiten auf. Die Eingangstür, die aussah, als wäre sie aus altem Holz, bestand in Wirklichkeit aus zusätzlich armiertem Stahl in stählernem Rahmen, und das Schloss erweckte in Stones erfahrenen Augen den Eindruck, einbruchssicher zu sein. Die vergitterten Fenster hatten Scheiben aus sechs Zentimeter dickem Polycarbonatglas.

Das Interieur des Antiquariats überraschte Stone. Er hatte

erwartet, chaotische Verhältnisse vorzufinden, verstaubte Bücher in durchhängenden Regalen, Berge alter Pergamente und Lederbände, die ihrer Käufer harrten. Stattdessen war es sauber und ordentlich. Das Haus hatte zwei Etagen. Hohe, mit Schnitzereien verzierte Bücherschränke säumten die Wände, Glasschiebetüren schützten die darin aufgereihten Bücher. Über den mehr als drei Meter hohen Bücherschränken war die Führungsschiene für eine Schiebeleiter angebracht. In dem langen, schmalen Zwischenraum der Bücherschränke gab es drei hintereinander aufgestellte, ovale Kirschholztische mit dazu passenden Lehnstühlen. Drei bronzenen Leuchter spendeten schwaches Licht. Stone vermutete, dass die Helligkeit mittels Dimmer eingestellt werden konnte. Eine eins achtzig breite Wendeltreppe führte ins Obergeschoss, das man von unten zum Teil einsehen konnte. Eine Chippendale-Brüstung umgab die Deckenöffnung. Oben sah Stone weitere Bücherschränke.

Am Ende der Räumlichkeit befand sich ein lang gestreckter Schalter, der an eine Ladentheke erinnerte. Hinter diesem Schalter standen weitere Bücherschränke. Doch zu Stones Verwunderung war kein Computer zu sehen, nicht mal eine Registrierkasse.

»Sieht gemütlich aus. Hier möchte man sich am liebsten ein schönes Buch nehmen, ein Zigarettenrauchen und ein, zwei Gläschchen Whiskey trinken«, meinte Reuben.

»Du meine Güte!«, sagte Caleb schockiert. »Rauch hat eine verheerende Wirkung auf alte Bücher. Und ein verschütteter Tropfen Flüssigkeit kann ein für die Ewigkeit bestimmtes Werk ruinieren.«

Reuben setzte zu einer Entgegnung an, als sich hinter dem Schalter eine mit kunstvollen Schnitzereien verzierte Tür öffnete und ein alter Mann zum Vorschein kam. Außer Caleb sahen alle zweimal hin, denn der lange silbergraue Bart des Alten reichte bis auf die Brust, und das nicht minder lange weiße Haar fiel bis zwischen die Schulterblätter. Noch augen-

fälliger war die Kleidung: Die hochgewachsene, allerdings schmerbäuchige Gestalt war – obwohl spät am Abend – in einen bodenlangen blasslila Morgenrock gehüllt, an dessen Ärmel goldene Streifen schimmerten. Die randlose Brille hatte der Mann auf die hohe, faltige Stirn emporgeschen, in die ihm ungekämmt zottige Strähnen des Haupthaars hingen. Seine Augen waren ... Ja, schwarz, entschied Stone, es sei denn, die schummrige Beleuchtung täuschte ihn.

»Ist er Mönch?«, flüsterte Reuben Caleb zu.

»Pssst!«, machte Caleb, während der Mann sich dem Camel Club näherte.

Pearl blieb vor den Besuchern stehen. »Und?«, fragte er und blickte Caleb erwartungsvoll an. »Sind Sie Shaw?«

»Ja.«

»Um was für eine dringende Angelegenheit geht es?« Pearls Blick huschte nach links und rechts, als er die anderen Clubmitglieder beäugte. »Und wer sind diese Personen?«

Eilends stellte Caleb sie vor, allerdings nur mit Vornamen.

Am längsten verweilte Pearls Blick auf Stone. »Ich habe Sie im Lafayette Park gesehen, stimmt's, Sir?«, fragte er mit betonter Förmlichkeit. »Vor einem Zelt, nicht wahr, Sir?«

»Dann werde ich's wohl gewesen sein«, antwortete Stone.

»Auf Ihrem Schild steht ›Ich will die Wahrheit wissen‹, wenn ich mich recht entsinne«, fügte Pearl hinzu. »Haben Sie sie gefunden?«

»Das kann ich leider nicht behaupten.«

»Wenn ich den Wunsch hätte, die Wahrheit zu finden«, sagte Pearl, »käme ich als Letztes auf die Idee, meine Suche vor dem Weißen Haus zu beginnen.« Er wandte sich wieder an Caleb. »So, und nun zu Ihrem Anliegen.«

Rasch erklärte Caleb, dass er zu DeHavens literarischem Nachlassverwalter ernannt worden war und die Aufgabe erhalten hatte, die Sammlung seines Vorgesetzten für eine Auktion vorzubereiten.

»Ja, DeHavens Tod war in der Tat eine Tragödie«, sagte

Pearl ernst. »Und Sie sind zu seinem literarischen Nachlassverwalter bestimmt worden?«, fügte er verwundert hinzu.

»Ich habe Jonathan beim Aufbau seiner Sammlung geholfen«, entgegnete Caleb leicht gereizt, »und wir haben in der Bibliothek eng zusammengearbeitet.«

»Ach ja?«, antwortete Pearl patzig. »Aber offenbar brauchen Sie jetzt dennoch den Rat eines *Experten*.«

Calebs Gesicht nahm eine rosige Tönung an. »Ah ... ja, könnte man sagen. Ein Verzeichnis der Sammlung ist auf Miltions Notebook gespeichert.«

»Ich sähe es lieber in schriftlicher Form«, erwiderte Pearl.

»Wenn Sie einen Drucker haben«, sagte Milton, »kann ich die Liste schnell zu Papier bringen.«

Pearl schüttelte den Kopf. »Ich habe eine Druckerpresse im Haus, nur stammt sie aus dem sechzehnten Jahrhundert, deshalb bezweifle ich, dass sie mit Ihrem Plastikkästchen kompatibel ist.«

»Wohl kaum«, murmelte Milton betroffen. Als begeistertem Anhänger jeder technischen Neuerung warf ihn Pearls Mangel an einschlägigen Gimmicks offenbar aus dem Gleis.

»Egal, wir können das Verzeichnis ausdrucken und es Ihnen morgen hereinreichen«, schlug Caleb vor. Er zögerte. »Mr. Pearl«, sagte er dann, »da ich nun schon einmal hier bin, kann ich es Ihnen auch gleich sagen: Jonathan hatte eine Erstausgabe des Bay Psalm Books in seiner Sammlung. Wussten Sie das?«

Pearl schob die Brille von der Stirn auf die Nase. »Was haben Sie da gerade gesagt?«

»In Jonathans Sammlung befindet sich ein Exemplar des 1640er Bay Psalm Books.«

»Das ist unmöglich.«

»Ich hab's in der Hand gehabt.«

»Ausgeschlossen.«

»Aber wenn ich's sage!«, beharrte Caleb.

Pearl winkte ab. »Dann muss es sich um eine spätere Ausgabe des Psalm Books handeln. Also kein Grund zur Aufregung.«

»Das Exemplar enthält keine Noten. Noten gab es erst 1698 in der neunten Auflage.«

Pearl warf Caleb einen vernichtenden Blick zu. »Ich nehme an, es wird Sie nicht wundern, dass dieser Sachverhalt mir bekannt ist. Aber wie Ihre Einlassungen implizieren, gab es sieben weitere Ausgaben ohne Noten.«

»Es ist die Ausgabe von 1640. Das Erscheinungsjahr steht auf der Titelseite.«

»Dann ist es entweder ein Faksimile, Sir, oder eine Fälschung. Leider sind Fälscher bisweilen höchst geschickt. Ein ganz ehrgeiziger Schuft hat einmal den *Oath of a Freeman* gefälscht, ein Druckwerk, das ein Jahr älter ist als das Psalm Book.«

»Ich dachte«, meldete Stone sich daraufhin zu Wort, »das 1640er Psalm Book ist das älteste in Amerika gedruckte Buch.«

»Das ist es auch«, antwortete Pearl ungnädig. »Der Oath ist kein Buch, sondern ein einzelnes Blatt, eine so genannte Flugschrift. Und wie der Name andeutet, steht eine Art Schwur darauf, wenn man's so nennen will – ein Eid, den jeder männliche Puritaner ablegte, um in der Massachusetts Bay Colony wahlberechtigt sein und andere Privilegien genießen zu dürfen.«

»Und so ein Flugblatt ist mal gefälscht worden?«, fragte Stone.

»In der Tat. Und der Fälscher – Ironie des Schicksals – griff dabei auf ein Faksimile des Psalm Books zurück. Warum? Weil das Psalm Book und der Oath auf ein und der selben Druckerresse vom selben Drucker und mit denselben Lettern hergestellt wurden.« Mit einem Finger tippte Pearl auf Calebs Brust. »Dieser Kriminelle war überaus erfinderisch, sodass es ihm beinahe gelungen wäre, Ihre Kongressbiblio-

thek zum Ankauf seines Machwerks zu bewegen. Der Schwindel ist erst aufgeflogen, als ein Druckwesenfachmann gewisse Unstimmigkeiten entdeckte.«

»Ich bin seit über einem Jahrzehnt in der Raritätenabteilung tätig«, sagte Caleb eingeschnappt. »Ich habe das bei uns aufbewahrte Psalm Book genauestens untersucht und bin überzeugt, dass es sich in Jonathans Sammlung um ein Original der Erstausgabe handelt.«

Misstrauisch sah Pearl ihm ins Gesicht. »Wie war doch gleich Ihr Name?«

Nun wurde Calebs rosig angelaufenes Gesicht tomatenrot. »Caleb Shaw.«

»Also, Shaw, haben Sie das Buch den üblichen wissenschaftlichen Echtheitsprüfungen unterzogen?«

»Nein, aber ich hab's gesehen, in den Händen gehalten und gerochen!«

»Mein Gott, Mann, anhand einer so ungenügenden Untersuchung können Sie doch keine Gewissheit haben! Eine solch herausragende Sammlung hat DeHaven doch gar nicht besessen. Einen *Tamerlane*, ja, etliche Inkunabeln, ja, einen Dante, den übrigens ich ihm verkauft habe – das war der Kern seiner Sammlung. Niemals kann eine Erstausgabe des Psalm Books Bestandteil der Sammlung gewesen sein.«

»Und wie ist Jonathan dann an das Buch herangekommen?«, fragte Caleb frech.

Pearl schüttelte den Kopf. »Woher soll ich das wissen?« Sein Blick streifte die anderen Clubmitglieder. »Wie Ihr Freund Ihnen bestimmt erzählt hat, existieren weltweit nur noch elf Originaldrucke des Bay Psalm Books. Stellen Sie sich das einmal vor, Gentlemen. Um Ihnen eine Vergleichsmöglichkeit zu geben: Von Shakespeares erster Folioausgabe gibt es immerhin noch 228 Stück. Und von den elf Exemplaren des Bay Psalm Books sind nur fünf vollständig.« Er streckte die Finger der rechten Hand in die Höhe. »Fünf«, betonte er in tiefem Ernst.

Als Stone in Pearls glänzende schwarze Augen blickte, die aus den tiefen Höhlen zu quellen schienen wie Öl aus der Erde, erkannte er mit unumstößlicher Gewissheit, dass eine psychologische Diagnose Vincent Pearls nur zu einem Befund führen konnte: Dieser Mann litt an Bibliomanie.

Wieder wandte der Antiquar sich an Caleb. »Und da der Verbleib aller elf Exemplare bekannt ist, wüsste ich nicht, wie eins in Jonathan DeHavens Sammlung gelangt sein könnte.«

»Warum sollte er eine Fälschung im Tresor aufbewahren?«, hielt Caleb ihm entgegen.

»Vielleicht hielt er sie für echt.«

»Der Abteilungsleiter der Raritätenabteilung der Kongressbibliothek soll auf eine Fälschung hereingefallen sein?«, sagte Caleb verächtlich. »Das bezweifle ich.«

Pearl blieb unbeeindruckt. »Ach ja? Und wieso hätte die Kongressbibliothek dann beinahe eine Fälschung des Oath angekauft? Die Menschen glauben gern, was sie glauben möchten – dagegen sind auch Büchersammler nicht gefeit. Nach meinen Erfahrungen kennt der Selbstbetrug keine Schranken.«

»Vielleicht wäre es am besten«, erwiderte Caleb hartnäckig, »Sie kämen in Jonathans Haus, um sich persönlich davon zu überzeugen, dass das dortige Psalm Book ein Original ist.«

Mit den langen, schlanken Fingern der Rechten strich Pearl sich durch den Vollbart, während sein grimmiger Blick auf Caleb ruhte.

»Selbstverständlich wäre mir auch Ihr sachkundiges Urteil über den Rest der Sammlung höchst willkommen«, fügte Caleb in ruhigerem Tonfall hinzu.

»Ich glaube, ich kann es morgen Abend einrichten«, antwortete Pearl betont gleichgültig.

»Das wäre mir sehr recht«, sagte Caleb und reichte ihm eine Visitenkarte. »Das ist meine Diensttelefonnummer, nur damit wir uns noch verbindlich verständigen können. Haben

Sie Jonathans Anschrift?«

»Ja, in meiner Adressenkartei.«

»Ich halte es für besser, über das Psalm Book vorerst Schweigen zu bewahren, Mr.Pearl ...«

»Ich bewahre immer Schweigen«, sagte Pearl. »Vor allem, wenn es um Dinge geht, die offensichtlicher Unfug sind.«

Calebs Gesicht verfärbte sich knallrot, während Pearl den Camel Club ziemlich schroff zum Ausgang brachte.

»Na toll«, sagte Reuben, als er draußen den Motorradhelm aufsetzte. »Da bin ich wohl gerade Professor Dumbledore begegnet.«

»Wem?«, rief Caleb, den Pearls Schlussbemerkung noch sichtlich wurmte.

»Dumbledore. Eine Figur in Harry Potter, weißt du.«

»Nein, weiß ich nicht«, maulte Caleb.

»Was für ein verdammt Muggle«, murmelte Reuben, während er die Schutzbrille aufsetzte.

»Na, offenbar bezweifelt Pearl, dass dieses Exemplar des Psalm Books echt ist«, sagte Caleb mit verächtlichem Beiklang und fügte dann weniger selbstsicher hinzu: »Aber vielleicht hat er ja recht. Ich meine, ich hatte das Buch nur ein paar Augenblicke in Händen.«

»Aber so, wie du Pearl eben behandelt hast – da fände ich's besser, du behältst recht«, sagte Reuben.

Caleb errötete erneut. »Ich weiß selbst nicht, was in mich gefahren ist. Schließlich ist der Mann im antiquarischen Gewerbe eine Kapazität. Ich bin bloß Regierungsbibliothekar.«

»Ein erstklassiger Bibliothekar in der größten Bibliothek der Welt«, wandte Stone ein.

»Kann sein, dass der alte Kauz auf seinem Gebiet ein Ass ist«, sagte Milton, »aber er braucht einen Computer. Und einen Drucker, der nicht aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt.«

Der Chevy Nova rollte an. Als Reuben das Indian-

Motorrad anwarf, blickte Stone sich nach hinten um, indem er vorgab, sich im Beiwagen zurechtzusetzen. Sie fuhren los. Auch der Lieferwagen setzte sich in Bewegung und folgte dem Motorrad, als es kurz darauf eine andere Richtung einschlug als der Chevy.

## KAPITEL I 5

Stone bat Reuben trotz der späten Stunde, ihn nicht am Friedhofsgärtnerhäuschen des Mt. Zion Cemetery abzusetzen, sondern in der Nähe des Weißen Hauses. Stone war nicht entgangen, dass der Lieferwagen sie verfolgte, und er hatte beschlossen, etwas dagegen zu unternehmen.

Leise erklärte er Reuben die Situation, als er aus dem Beiwagen stieg, und beschrieb seinem Freund den Lieferwagen. »Halt die Augen offen«, empfahl Stone. »Falls der Wagen dir folgt, rufe ich dein Handy an.«

»Wäre es nicht besser, Alex Ford zu verständigen, um mehr Rückhalt zu haben? Schließlich ist er Ehrenmitglied des Camel Clubs.«

»Alex hat nicht mehr im Weißen Haus zu tun. Und ich möchte ihn ungern mit einer Sache behelligen, die womöglich harmlos ist. Aber es gibt andere Mitarbeiter des Secret Service, die mir aushelfen können.«

Nachdem Reuben losgefahren war, schlenderte Stone an seinem Zelt vorbei, vor dem das Schild mit der Aufschrift Ich will die Wahrheit wissen auftrat. Andere Protestler waren am heutigen Abend nicht zugegen, nicht einmal Stones Freundin Adelphia. Er lenkte seine Schritte zum Standbild eines polnischen Generals, der die Amerikaner bei ihrer Revolution unterstützt hatte. Zum Dank für seine wertvollen Dienste war ihm ein großes Denkmal errichtet worden, auf das täglich Hunderte von Vögeln schissen. Stone kletterte auf den Sockel der Statue und sah von dort aus den Lieferwagen auf der 15th Street parken, unweit des für den Verkehr gesperrten 1600er Blocks der Pennsylvania Avenue.

Stone kletterte vom Denkmal hinunter und ging zu einer der uniformierten Wachen, die an der Bannmeile des Weißen Hauses patrouillierten.

»Na, Oliver, was macht die Kunst?«, erkundigte sich der Mann, der seit zehn Jahren als Wächter am Weißen Haus

arbeitete und mit Stone gut bekannt war. Stone war stets höflich und hielt sich an die Auflagen der schriftlichen Demonstrationsgenehmigung, die er immer in der Tasche mit sich führte.

»Hör mal, Joe, mir ist da was aufgefallen. Vielleicht hat's damit nichts auf sich, aber ich weiß, dass der Secret Service ungern Risiken eingeht.« Rasch machte er Joe auf den Lieferwagen aufmerksam, doch ohne in die Richtung des Fahrzeugs zu blicken. »Ich dachte, du solltest Bescheid wissen für den Fall, dass ihr den Wagen mal kontrollieren wollt.«

»Danke, Oliver. Ich bin dir was schuldig.«

Wie Stone im Laufe der Jahre vor dem Weißen Haus herausgefunden hatte, betrachtete der Secret Service jede noch so unbedeutende Kleinigkeit als wichtig genug, ihr auf den Grund zu gehen, wenn es galt, den Präsidenten zu beschützen. Deshalb konnte Stone wenige Minuten später aus einem Abstand beobachten, wie Joe sich in Begleitung eines zweiten bewaffneten Wächters dem Lieferwagen näherte. Stone wünschte, er hätte den Feldstecher dabei, aber der lag auf seinem Schreibtisch im Friedhofswärterhäuschen. Gespannt beobachtete er, dass auf der Fahrerseite des Wagens das Seitenfenster heruntergelassen wurde.

Was dann geschah, verwunderte Stone sehr: Die zwei uniformierten Wachen machten auf dem Absatz kehrt und entfernten sich eilig vom Lieferwagen, dessen Seitenfenster sich wieder schloss. Die Männer mieden Stones Umfeld; ohne zu rennen, jedoch so schnell sie konnten, strebten sie in die entgegengesetzte Richtung, während der Lieferwagen an Ort und Stelle stehen blieb. »Verflucht noch mal«, murmelte Stone.

Jetzt war er im Bilde: Im Lieferwagen saßen Mitarbeiter einer Regierungsbehörde, die genug Macht besaßen, um sogar Secret-Service-Agenten wie lästige Kinder davonzujagen. Auch Stone musste verduften. Aber wie? Sollte er Reuben

anrufen? Eigentlich mochte er den Freund nicht in diese Angelegenheit hineinziehen.

Stone kam ein schrecklicher Gedanke. Holte seine Vergangenheit ihn nun doch ein?

Er fällte einen schnellen Entschluss, durchquerte den Park, erreichte die H Street und bog nach links ab. Die U-Bahn-Haltestelle Farragut West lag nur wenige Häuserblocks entfernt.

Er schaute auf die Uhr. Verdamm! Die U-Bahn fuhr nicht mehr. Stone wechselte die Richtung, warf immer wieder Blicke über die Schulter und achtete darauf, ob sich irgendwo der Lieferwagen zeigte. Er beschloss, die Straße entlangzuwandern; vielleicht konnte er einen Nachtbus erwischen.

Als er zur nächsten Kreuzung gelangte, bremste der angebliche Lieferwagen von »D. C. Public Works« mit kreischenden Reifen direkt vor ihm, und ein Insasse öffnete die seitliche Schiebetür.

Plötzlich hörte Stone jemanden seinen Namen rufen. »Oliver!«

Stone blickte nach rechts: Reuben hatte sein Motorrad auf den Gehweg gelenkt und fuhr genau auf ihn zu. Er verlangsamte gerade so weit, dass Stone in den Beiwagen springen konnte. Die Maschine knatterte laut, als Reuben sie vom Bürgersteig zurück auf die Straße lenkte und Gas gab, obwohl Stones lange Beine noch aus dem Beiwagen hingen.

Reuben, der sich auf den Straßen des Districts of Columbia fast so gut auskannte wie Stone, bog etliche Male links und rechts ab, ehe er die Geschwindigkeit des Motorrads wieder verringerte, in eine dunkle Gasse einbog und die Maschine hinter einem Müllcontainer zum Stehen brachte. Inzwischen hatte Stone sich im Beiwagen zurechtgesetzt. Nun blickte er den Freund an. »Dein Timing hätte nicht besser sein können, Reuben. Danke.«

»Als du nicht angerufen hast, hab ich umgedreht. Der Lieferwagen hatte die Verfolgung aufgegeben, also bin ich

ihm hinterhergefahren.«

»Erstaunlich, dass sie dich nicht bemerkt haben. Dein Motorrad ist ja ziemlich auffällig.«

»Sag mal, wer sind diese Kerle?«

Stone erzählte seinem Freund von dem Vorfall mit den beiden Secret-Service-Mitarbeitern.

»Es gibt nur wenige Regierungsbehörden«, sagte Reuben, »vor denen der Secret Service auf eigenem Territorium den Schwanz einzieht.«

»Ich wüsste nur zwei: CIA und NSA. So oder so keine tröstliche Aussicht.«

»Hast du eine Ahnung, was sie wollten?«

»Das erste Mal habe ich den Lieferwagen vor dem Antiquariat gesehen«, antwortete Stone. »Aber es könnte sein, dass er uns vorher schon beschattet hat.«

»Bei DeHaven?« Reuben schnippte mit den Fingern. »Glaubst du, es hängt irgendwie mit diesem Cornelius Behan zusammen? Er ist doch bestimmt gut Freund mit den Spionagebonzen.«

»Wenn man das zeitliche Zusammentreffen berücksichtigt, könnte es mit Behan zu tun haben«, sagte Stone und fügte in Gedanken hinzu: Vielleicht gibt es ja doch keinen Zusammenhang mit meiner Vergangenheit.

Reuben wirkte nervös. »Wenn sie uns beide beschattet haben, Oliver, hältst du es für denkbar, dass man auch jemanden auf Caleb und Milton angesetzt hat?«

Schon hatte Stone das Handy am Ohr. Er erreichte Caleb, weihte ihn in die Ereignisse ein und steckte das Handy weg. »Er hat Milton gerade zu Hause abgesetzt. Sie haben nichts bemerkt, aber für so was haben sie wahrscheinlich nicht den Blick.«

»Wieso sollten Geheimdienste sich für uns interessieren? Wir haben Behan erzählt, was wir bei DeHaven zu erledigen hatten. Was geht ihn DeHaven an?«

»Vielleicht meint er, dass DeHaven ihn etwas angeht, weil

er weiß, wie der Mann ums Leben gekommen ist. Wie man DeHaven ermordet hat, um genauer zu sein.«

»Du meinst, Behan hätte seinen Nachbarn abmurksen lassen? Weshalb?«

»Seinen Nachbarn – du sagst es. Möglicherweise hat DeHaven etwas gesehen, das er nicht sehen sollte.«

Reuben prustete. »Auf der Good Fellow Street, bei den Reichen und Berühmten?«

»Es ist bloß Spekulation, aber es bleibt die Tatsache bestehen, dass ich nicht sagen kann, was aus mir geworden wäre, wärst du nicht im richtigen Moment zur Stelle gewesen.«

»Und was machen wir nun?«

»Wir fangen mit Jonathan DeHaven an. Wir müssen uns Klarheit verschaffen, ob der Mann ermordet wurde oder nicht.«

»So was habe ich schon befürchtet.«

Stone schwang sich wieder in den Beiwagen und stellte die Beine diesmal ordnungsgemäß hinein. Reuben startete den Motor, und sie fuhren los.

Wie in alten Zeiten, dachte Stone. Und das war keine erfreuliche Vorstellung.

Die Männer im Lieferwagen erstatteten Roger Seagraves Meldung, der daraufhin ziemlich aus dem Häuschen geriet.

»Wir hätten den alten Knacker ja schnappen können«, erklärte der Mann am Telefon, »obwohl sein Kumpel uns dazwischengekommen ist, aber wir dachten, es könnte zu viel Aufsehen verursachen.«

Seagraves starre sein abhörsicheres Telefon an und überlegte, was er als Nächstes unternehmen sollte. »Wie lange waren sie bei DeHaven?«

»Über vier Stunden.«

»Und dann sind sie zu einem Antiquariat gefahren, und von dort zum Weißen Haus?«

»Genau. Einer von denen hat mit amtlicher Demonstrationsgenehmigung ein Zelt im Lafayette Park stehen. Dem Secret Service zufolge heißt er Stone, Oliver Stone. Das ist ja wohl ein Witz.«

»Dem Kerl ist immerhin aufgefallen, dass ihr ihn beschattet«, schnauzte Seagraves. »Also wäre ich mir nicht so sicher, dass er eine Witzfigur ist. Außerdem passt es mir nicht, dass ihr eure Ausweise herumzeigt, vor allem nicht dem Secret Service.«

»Wir haben in der Klemme gesteckt und hatten keine Wahl«, erwiderte sein Gesprächspartner. »Aber wir sind ja von der Agency.«

»Nur seid ihr diese Nacht nicht im Dienst«, entgegnete Seagraves schroff.

»Was sollen wir jetzt machen?«

»Nichts. Erst möchte ich mich eingehender über Mr. Stone informieren. Ihr hört von mir.« Seagraves beendete das Telefonat.

Ein Mann, der sich Oliver Stone nannte, hatte also gegenüber vom Weißen Haus ein Zelt stehen ... er konnte Experten beim Beschatten ertappen und war im Haus eines Mannes gewesen, den er, Seagraves, hatte liquidieren lassen.

Er sah ein neues Unwetter heraufziehen.

# KAPITEL I 6

In Newark war es kalt und regnerisch, als das Flugzeug landete. Annabelle hatte jetzt braunes Haar und kirschrote Lippen; sie trug eine elegante Brille, modische Kleidung und Schuhe mit Plateauabsätzen. Ihre drei Begleiter hatten Zweiteiler ohne Schlipps an. Sie verließen den Flugplatz getrennt. Dann fuhren sie nach Süden und trafen sich in einer Hotel-suite in Atlantic City.

Nach so vielen Jahren wieder in dieser Stadt zu sein rief bei Annabelle innere Anspannung hervor. Das letzte Mal war sie dem Tod nur haarscharf entgangen. Aber gerade diese Anspannung konnte sie dieses Mal wirklich das Leben kosten. Egal was geschah – sie musste sich auf ihre Nerven verlassen können. Fast zwanzig Jahre lang hatte sie sich auf dieses Projekt vorbereitet. Sie hatte nicht die Absicht, all den Aufwand und ihr Leben zu verschleudern.

In der vergangenen Woche hatte sie das mit den falschen Schecks erbeutete Geld von den Firmenkonten abgezogen und die Summe mitsamt der Beute aus den Geldautomaten auf ein Konto in Übersee überwiesen, für das die US-Bankvorschriften keinerlei Belang hatten. Bei 3 Millionen Dollar Startkapital brannten die Männer jetzt darauf, Annabelles Plan für »das ganz große Ding« zu erfahren.

Aber noch war sie nicht bereit, mit ihren Absichten herauszurücken. Den ersten Tag in Atlantic City verbrachte sie zum größten Teil mit Spaziergängen durch die Stadt, Stippvisiten in Spielkasinos und Gesprächen mit Namenlosen. Die Männer vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen und Tratschen. Leo und Freddy erzählten Tony von ihren früheren Abzockereien – Geschichten, die dermaßen ausgeschmückt und geschönt waren, wie es nur bei alten Erinnerungen der Fall sein konnte.

Schließlich rief Annabelle ihre Truppe zusammen.

»Mein Plan sieht vor«, erklärte sie den Männern, »aus unseren drei Millionen binnen kurzer Zeit sehr viel mehr zu machen.«

»Ich mag deinen Arbeitsstil, Annabelle«, sagte Leo.

»Genauer gesagt, aus unseren 3 Millionen sollen mindestens 33 Millionen werden. Ich kassiere dreizehnhalb, den Rest teilt ihr euch durch drei. Das wären sechseinhalb Millionen pro Nase. Hat irgendwer ein Problem damit?«

Eine volle Minute lang saßen die Männer entgeistert da. Endlich gab Leo eine ironische Antwort für alle. »Ja, allerdings. Das Problem ist, dass wir es kaum verkraften können.«

Zur Warnung hob Annabelle eine Hand. »Falls der Plan schiefgeht, können wir vom Startgeld einiges verlieren, aber nicht alles. Ist jeder mit dieser Idee grundsätzlich einverstanden? Ihr müsst euch darüber klar sein, dass die Summe, um die es hier geht, natürlich nicht ohne ein gewisses Risiko abgezockt werden kann.«

»Mit anderen Worten – derjenige, den wir abzocken, wird uns bis in alle Ewigkeit auf den Fersen sein«, sagte Leo und steckte sich eine Zigarette an. »Okay. Jetzt ist es wohl an der Zeit, dass du uns verrätst, wer es ist.«

Annabelle lehnte sich zurück und schob die Hände in die Taschen. Sie nahm den Blick nicht von Leos Gesicht.

»Ist es sooo schlimm?«, fragte er nervös.

»Wir knöpfen uns Jerry Bagger und das Kasino Pompeji vor«, teilte Annabelle den Männern mit.

»Ach du Scheiße!«, rief Leo, wobei ihm die Zigarette aus dem Mund fiel. Sie brannte ihm ein Loch ins Hosenbein. Wütend rieb er an dem Brandfleck und deutete mit zitterndem Finger auf Annabelle. »Ich wusste es! Ich hab gleich geahnt, dass du solch einen Mist abziehen willst!«

Tony sah beide der Reihe nach an. »Wer ist Jerry Bagger?«

»Der übelste Dreckskerl der Welt«, stieß Leo hervor. »Du solltest hoffen, ihm nie über den Weg zu laufen, Jungchen.«

»Wenn du Tony weiter so scharfmachst«, scherzte Annabelle, »will er die Nummer noch allein durchziehen.«

»Mit Jerry Bagger lege ich mich nicht für 3 Millionen, nicht für 33 Millionen und nicht für 333 Millionen an, weil ich sowieso nicht überlebe und deshalb nichts von der Knete habe.«

»Aber du bist mit uns gekommen, Leo. Und wie du eben schon sagtest – du hast gewusst, dass ich's auf ihn abgesehen habe.« Annabelle stand auf, kam um den Tisch herum und legte Leo den Arm um die Schultern. »Und wenn wir schon bei der Wahrheit sind, dann ist es doch so, dass du seit zwanzig Jahren auf eine Gelegenheit lauerst, es dem Dreckssack zu zeigen. Gib's zu.«

Auf einmal wirkte Leo verlegen, zündete sich eine weitere Winston an und blies den Rauch zur Zimmerdecke. »Jeder, der schon mal mit Bagger zu tun hatte, will diesen Mistkerl zur Hölle schicken. Na und?«

»Ich will ihn nicht umbringen, Leo, ich möchte ihm so viel Geld wegnehmen, dass es ihm richtig weh tut. Du könntest seine Familie umbringen – er würde längst nicht so jammern, als wenn jemand den Zaster abgreift, den er von den armen Trotteln einsackt, die jeden Tag durch seinen Spielsalon latschen.«

»Klingt cool«, meinte Tony, während Freddy noch unsicher wirkte.

Wütend sah Leo den jungen Mann an. »Cool? Du hältst das für cool? Ich will dir mal was sagen, du Grünschnabel. Wenn du bei Jerry Bagger einen solchen Flop landest wie in der Bank, bleibt von dir nicht genug übrig, um es deiner Mama in einem Briefumschlag zur Bestattung zu schicken.« Leo wandte sich um und wies erneut mit dem Finger auf Annabelle. »Lass mich eins klarstellen. Ich lege mich nicht mit Jerry Bagger an. Und ich lege mich erst recht nicht mit dem Kerl an, wenn so eine Lusche wie der Kleine dabei ist.«

»Okay, okay, Mann, ich hab einen Fehler gemacht!«, er-

regte sich Tony. »Ist dir das noch nie passiert?«

Leo gab ihm keine Antwort, starre stattdessen Annabelle an.

»Tonys Mitwirkung beschränkt sich auf das, was er am besten kann«, sagte Annabelle. »Er bekommt es nie mit Jerry persönlich zu tun.« Sie sah Freddy an. »Und Freddy bleibt sowieso im Hintergrund. Er muss nur ein paar erstklassige Papiere fabrizieren. Der Erfolg des Unternehmens hängt von dir und mir ab, Leo. Falls du nicht der Meinung bist, wir beide wären nicht gut genug, sehe ich keinen stichhaltigen Einwand.«

»Man kennt uns, Annabelle. Wir sind da schon gewesen.«

Wieder umrundete Annabelle den Tisch, öffnete eine Sammelmappe und hielt zwei Hochglanzfotos eines Mannes und einer Frau hoch.

»Wer ist das?«, fragte Freddy.

»Annabelle und ich«, antwortete Leo mürrisch, während er die Bilder betrachtete. »Vor langer Zeit. In Atlantic City«, äffte er sie nach.

»Woher hast du die Aufnahmen?«, fragte Tony.

»Jedes Kasino hat ein so genanntes Schwarzbuch – eine Porträtsammlung von Leuten, die versucht haben, eine krumme Tour abzuziehen«, erläuterte Annabelle. »Diese Informationen werden mit anderen Spielhöllen ausgetauscht. Du hast nie versucht, ein Kasino zu bescheißen, Tony, und ebenso wenig Freddy – was einer der Gründe ist, warum ich euch ausgeguckt habe. An die Fotos bin ich herangekommen, weil ich hier in der Stadt noch ein paar Kontakte habe. Erwischt und fotografiert hat man uns nie. Diese Bilder sind nach Personenbeschreibungen aus Standardkomponenten zusammengefügt worden. Hätten sie echte Fotos, wäre ich jetzt wohl nicht hier.«

»Aber so sieht ihr überhaupt nicht mehr aus!«, sagte Tony und fügte spöttisch hinzu: »Tolle Informationen.«

Annabelle entnahm der Sammelmappe zwei weitere Hoch-

glanzfotos. Diese Bilder hatten mehr Ähnlichkeit mit ihr und Leo. »Wie die Polizei es bei verschwundenen Kindern macht, beschäftigen die Kasinos Experten, die es verstehen, Fotos digital zu altern, wobei der normale Alterungsprozess zugrunde gelegt wird. Diese aktualisierten Bilder kommen dann ins Schwarzbuch und werden überdies dem elektronischen Überwachungssystem eingespeist, das mit Gesichtserkennungssoftware arbeitet. Darum werden wir ganz anders aussehen, wenn wir Jerry Bagger ausnehmen.«

»Ich leg mich nicht mit Jerry an«, knurrte Leo.

»Komm schon, Leo«, meinte Tony. »Das wird ein Heidenspaß.«

»Bring mich nicht auf die Palme, Junge!«, fuhr Leo ihn an.  
»Ich hab dich so schon gefressen!«

»Lass uns einen Spaziergang machen, Leo«, schlug Annabelle vor. Sie hob die Hand, als Tony und Freddy aufstanden, um sich ihnen anzuschließen. »Ihr bleibt«, sagte sie.  
»Wir sind bald zurück.«

Draußen löste sich gerade die Sonne aus einem Streifen düsterer Wolken. Annabelle zog die Kapuze über und setzte die Sonnenbrille auf. Leo zog sich die Baseballkappe tief in die Stirn und setzte gleichfalls eine Sonnenbrille auf.

Sie schlenderten auf die Anlegebrücke, die zwischen den Kasinos an der Uferstraße über den Strand führte, wobei sie an Paaren vorüberkamen, die auf Bänken saßen und aufs Meer blickten.

»Seit wir das letzte Mal hier waren, ist eine Menge gebaut worden«, stellte Annabelle fest. Die Kasinos hatten sich Ende der Siebzigerjahre rücksichtslos in der Stadt breitgemacht. Mitten in der Niedergangsphase des Seebads hatte man unverstehens Milliarden Dollar teure Spielhallen aus dem Boden gestampft. Während etlicher Jahre danach hatte kaum jemand sich weit von den Kasinos zu entfernen getraut, weil die umliegenden Stadtviertel als unsicher galten. Seitdem hatten die Verantwortlichen des Öfteren eine allgemeine Sanierung ver-

sprochen. Und weil die Kasinos zahlreiche Arbeitsplätze schufen und viel Geld streuten, sah es so aus, als würden die Versprechen endlich eingelöst.

Annabelle und Leo blieben stehen und beobachteten, wie ein riesiger Kran Stahlträger auf einen Rohbau schwenkte, dessen Baustellenschild die Errichtung von Luxusapartments ankündigte. Wohin man auch schaute, überall wuchsen neue Gebäude empor oder wurden Modernisierungen vorgenommen.

Leo stapfte zum Strand. Er zog Schuhe und Socken aus, während Annabelle sich der Treter entledigte und die Hosenbeine hochkrempelte. Nah am Wasser wanderten sie am Strand entlang. Nach einer Weile verharrete Leo, bückte sich, nahm eine Muschel und schleuderte sie einer anrollenden Welle entgegen.

»Bist du jetzt bereit, darüber zu reden?«, fragte Annabelle, die ihn aufmerksam im Auge behielt.

»Warumtust du das?«

»Was? Abzocken? Weil ich's schon mein Leben lang tue. Du solltest es besser als jeder andere verstehen, Leo.«

»Nein, ich meine, warum ziehst du ausgerechnet mich, Freddy und diesen Schnösel da rein? Für diese Sache hättest du so gut wie jeden kriegen können.«

»Ich wollte nicht irgendwen. Wir kennen uns schon lange, Leo. Und ich dachte, du wünschst dir eine zweite Gelegenheit, es Jerry zu zeigen. Oder liege ich da falsch?«

Leo warf noch eine Muschel in die Brandung. »So verläuft mein gesamtes Leben, Annabelle. Ich werfe den Wogen Muscheln entgegen, und sie rollen und rollen.«

»Komm mir bloß nicht mit philosophischem Schnickschnack.«

Leo musterte sie von der Seite. »Ist es wegen deines Alten?«

»Und du brauchst auch nicht meinen Seelenklempner zu spielen.« Annabelle ging ein wenig auf Abstand, verschränkte die Arme auf der Brust und blickte aufs Meer hinaus, wo am Horizont ein Schiff langsam seinem Kurs nach Irgendwo

folgte. »Mit 13 Millionen könnte ich mir eine Jacht kaufen, die groß genug ist, um den Ozean zu überqueren, oder?«, fragte sie.

Leo hob die Schultern. »Keine Ahnung. Wahrscheinlich. Ich hatte nie einen Grund, mich nach den Preisen für Hochseejachten zu erkundigen.« Er betrachtete seine nackten Füße; zwischen den Zehen rieselte Sand durch. »Annabelle, du konntest immer viel besser mit Geld umgehen als ich. Ich weiß, dass du nach all den Abzocken, die du schon durchgezogen hast, das Geld gar nicht mehr brauchst.«

»Wer hat schon Geld genug?«, entgegnete Annabelle, die dem Schiff nachschaute.

Nochmals hob Leo eine Muschel auf und warf sie ins Meer. »Du bist auf diesen Coup versessen, stimmt's?«

»Gar nicht mal so sehr. Aber der Teil von mir, auf den ich höre, sagt mir, dass ich die Sache anpacken muss.«

»Und dein Verstand sagt gar nichts?«

»Überhaupt nichts.«

»Ich wage nicht daran zu denken, was aus uns wird, falls wir einen Fehler machen.«

»Dann sorg dafür, dass es nicht dazu kommt.«

»Hast du eigentlich keine Nerven?«

»Nicht, dass ich wüsste.« Nun nahm Annabelle eine Muschel und schleuderte sie einer rauschenden Woge entgegen, die gleich darauf ihre Füße bis über die Knöchel umspülte. »Sind wir gut?«

Leo nickte bedächtig. »Ja, wir sind gut.«

»Du schiebst also nicht mehr quer?«

Er rang sich ein Lächeln ab. »So was kann man keiner Frau versprechen.« Sie traten den Rückweg zum Hotel an. »Ich habe lange nichts von deiner Mutter gehört«, sagte Leo unterwegs. »Wie geht's Tammy?« »Nicht allzu gut.« »Lebt dein Alter eigentlich noch?« »Ich bin doch wohl die Letzte, die so was weiß, oder?«, erwiderte Annabelle.

## KAPITEL 17

Die Vorbereitungen dauerten eine volle Woche. Unter anderem legte Annabelle Freddy eine Aufstellung der erforderlichen Dokumente und Ausweise vor. Als er das Ende der Liste las, schaute er zweimal hin. »Vier amerikanische Reisepässe?«

Tony hob den Blick. »Reisepässe? Wofür?«

Leo streifte ihn mit einem verächtlichen Blick. »Bildest du dir ein, du kannst einen Irren wie Jerry Bagger über den Tisch ziehen und im Land bleiben? Ich fass es nicht. Du solltest in die Mongolei gehen und ein paar Jahre lang als Mönch leben. Ich jedenfalls würde lieber eine Kutte tragen und Yaks reiten, ehe ich mir anhören muss, wie Bagger nach seiner Knete schreit und mich in kleine Stücke sägt, sobald er mich in die Pfoten kriegt.« Er setzte die Arbeit an seiner Verkleidung fort.

»Wir brauchen die Pässe, um für einige Zeit außer Landes zu gehen, bis hier die größte Aufregung vorbei ist«, erklärte Annabelle.

»Außer Landes?« Tony erhob sich halb vom Stuhl.

»Jerry ist nicht unfehlbar, aber es wäre dumm, das Schicksal herauszufordern«, sagte Annabelle. »Und du kannst die Welt sehen, Tony. Italienisch lernen.«

»Und meine Eltern?«, fragte Tony.

»Schick ihnen Ansichtskarten«, brummte Leo über die Schulter, während er sich bemühte, eine Perücke auf seinem Kopf zurechtzurücken. »Schreib ihnen einfach was über deine mickrigen Amateurnummern.«

»US-Reisepässe sind schwer zu fälschen, Annabelle«, sagte Freddy. »In der Szene werden sie für zehn Riesen gehandelt.«

Annabelle sah ihn mit festem Blick an. »Du kriegst für vier Stück sechseinhalb Millionen, Freddy.«

Er schluckte nervös. »Hast mich überzeugt. Du sollst sie haben.« Er ging mit der Liste hinaus.

»Ich war noch nie im Ausland«, gestand Tony.

»Am besten bereist man die Welt, solange man jung ist«, sagte Annabelle und nahm Tony gegenüber am Tisch Platz.

»Seid ihr schon mal im Ausland gewesen?«, fragte Tony.

»Soll das ein Witz sein?« Leo kicherte. »Glaubst du, man kann bloß in den Staaten abzocken?«

»Ich bin ganz schön rumgekommen«, sagte Annabelle.

Tony wirkte verängstigt. »Vielleicht könnten wir zusammen um die Welt reisen.«

Annabelle schüttelte den Kopf. »Wir trennen uns. Vier Einzelpersonen sind schwerer zu fangen als eine Vierergruppe.«

»Schön, okay, sehe ich ein«, sagte Tony.

»Du wirst genügend Geld zum Leben haben«, versicherte Annabelle.

Tony strahlte. »Und eine Villa in Europa. Mit eigenem Butler und so.«

»Schmeiß nicht sofort mit dem Geld um dich. So was ist wie eine Leuchtrakete. Fange klein an, und halte dich bedeckt. Ich schaff dich aus dem Land, aber von da an musst du auf dich allein aufpassen.« Annabelle beugte sich vor. »Und nun sollst du erfahren, was du zu tun hast.« Sie erklärte Tony seine Aufgabe in allen Einzelheiten. »Schaffst du das?«

»Kein Problem«, antwortete Tony unverzüglich. Aufmerksam forschte Annabelle in seiner Miene. »Ich bin vom MIT abgehauen, weil ich Langeweile hatte.«

»Ich weiß. Das ist der zweite Grund, warum ich dich ausgesucht habe.«

Tony senkte den Blick auf sein Notebook und tippte auf ein paar Tasten. »Etwas Ähnliches hab ich sogar schon mal gemacht. Ich hab die Einrichtung mit dem besten Sicherheitssystem der Welt reingelegt.«

»Welche denn?«, fragte Leo. »Das Pentagon?«

»Nein. Wal-Mart.«

Verdutzt schaute Leo ihn an. »Willst du mich verarschen? Wal-Mart?«

»He, Wal-Mart versteht keinen Spaß.«

»Wie schnell schaffst du es?«, fragte Annabelle.

»Gib mir ein paar Tage Zeit.«

»Nicht mehr als zwei. Vor dem Ernstfall will ich erst einen Test machen.«

»Kein Problem für mich«, sagte Tony zuversichtlich.

Leo verdrehte die Augen, sprach stumm ein Stoßgebet, schlug das Kreuzzeichen und befasste sich wieder mit der Perücke.

Während Freddy und Tony an der Erledigung ihrer Aufgaben arbeiteten, besuchten Leo und Annabelle in Verkleidung das Kasino Pompeji, das neueste und größte Kasino an der Landungsbrücke, das aus den Ruinen einer älteren Spielhölle erstanden war. Um seinem Namen alle Ehre zu machen, hatte das Pompeji tatsächlich einen aktiven Vulkan, der zweimal täglich »ausbrach«, um zwölf und um achtzehn Uhr. Allerdings schoss keine Lava aus dem Krater, sondern eine Wolke aus Gutscheinen für Speisen und Getränke. Da Kasinos Essen und Alkohol praktisch verschenkten, um die Gäste zum Spielen zu animieren, bedeutete diese Großzügigkeit für Jerry Bagger kein großes Opfer. Die täglichen beiden Eruptionen waren ein Publikumsmagnet. Schon frühzeitig stellen sich wahre Menschenmengen an; wenn die Leute ihre Gutscheine zusammengerafft hatten, verspielten sie im Kasino weit mehr Geld, als sie aus dem Bauch des falschen Vulkans jemals an Verzehrgegenwert erhaschen konnten.

»Typisch Bagger«, meinte Leo. »Er bringt Horden von Schwachköpfen so weit, dass sie sich um solchen Scheiß prügeln und dann im Kasino, wenn sie 'nen vollen Bauch und einen in der Krone haben, ihren letzten Cent verspielen.«

»Jerry schart Stammgäste um sich, das ist die einträglichste

Strategie im Spielhallengeschäft.«

»Ich weiß noch«, sagte Leo, »wie hier 1978 das erste Kasino eröffnet hat.«

Annabelle nickte. »Das Resorts International, größer als damals jede Spielhölle in Vegas, ausgenommen das MGM. Mein Vater hat da von Anfang an Abzockerteams eingeschleust.«

»Umso weniger hätte er später mit dir und mir zurückkommen sollen.« Leo zündete sich eine Zigarette an und deutete auf die Reihen der Kasinopaläste. »Da hat meine Laufbahn begonnen. Das Personal bestand zunächst überwiegend aus Einheimischen. Von einem Tag auf den anderen arbeiteten Krankenschwestern, Müllwagenfahrer und Tankwarte als Kartengeber, am Würfeltisch und als Croupiers. Sie waren so schlecht, dass man sie auf jede erdenkliche Art und Weise bescheißen konnte. Mensch, man brauchte nicht mal zu betrügen, man kam allein durch ihre Fehler an Geld. So blieb es ungefähr vier Jahre lang. Von den Mäusen, die ich damals eingestrichen habe, sind meine beiden Kinder aufs College gegangen.«

Annabelle sah ihn an. »Deine Familie hast du noch nie erwähnt.«

»Ja, dagegen bist du ein echtes Plappermaul.«

»Du hast meine Eltern gekannt. Was hätte ich noch erzählen können?«

»Ich hatte früh Kinder. Heute sind sie erwachsen und treiben irgendwo auf der Welt wer weiß was, genau wie meine Exfrau.«

»Hat sie gewusst, wie du dein Geld verdienst?«

»Nach einiger Zeit kann man es nicht mehr verheimlichen. Gegen das Geld hatte sie nichts, bloß die Art und Weise des Erwerbs war ihr nicht ganz recht. Den Kindern haben wir nie etwas verraten. Ich wollte, dass sie dem Gewerbe so fernbleiben wie nur möglich.«

»Kluge Entscheidung.«

»Ja, aber irgendwann wollten sie trotzdem nichts mehr von mir wissen.«

»Sieh nicht zurück, Leo. Man spürt dabei zu viele alte Wunden.«

Leo zuckte mit den Schultern; dann grinste er. »Wir waren ganz groß beim Roulette, was? Am Würfeltisch und beim Blackjack kann jeder kleine Taschendieb etwas reißen, aber beim Roulette können nur Profis sich längere Zeit halten. Nirgendwo in einem Kasino kann man dem ganz großen Geld so nahe kommen wie beim Roulette.« Er betrachtete Annabelle voller Bewunderung. »Du warst der beste Claimer, den ich je erlebt habe. Du hattest die aggressive und zugleich die weinerliche Tour drauf. Der Saalchef ist jedes Mal weich geworden. Und immer hast du früher als jeder andere die Dampfwalze kommen sehen.« Als »Dampfwalze« bezeichnete man misstrauisch gewordenes Spielhallenpersonal.

»Und du warst mit den Karten der beste Trickser, mit dem ich je zusammengearbeitet habe, Leo.«

»Ich war nicht übel, aber du warst mit den Karten ebenso gut. Manchmal glaube ich, dein Alter hat mich nur bei sich behalten, weil du es so wolltest.«

»Da überschätzt du meinen Einfluss. Paddy Conroy hat immer nur das getan, was Paddy Conroy in den Kram passte. Und am Ende hat's ihm in den Kram gepasst, uns übers Ohr zu hauen.«

»Ja, und uns Bagger zum Fraß vorzuwerfen. Mensch, wenn du nicht so blitzartig geschaltet hättest und wir ihm nicht haarscharf durch die Lappen gegangen wären ...« Leo richtete den Blick aufs Meer. »Dann wären wir wohl längst da draußen bei den Fischen.«

Annabelle nahm ihm die Zigarette aus dem Mund. »Und nachdem wir uns jetzt wegen unserer ruhmreichen Vergangenheit gegenseitig tüchtig auf die Schulter geklopft haben, wollen wir wieder an die Arbeit gehen.«

Sie hielten auf den Eingang des Kasinos zu, blieben jedoch

abrupt stehen. »Lass erst den Viehtransport vorbei«, empfahl Leo.

Jedes Kasino hatte einen Busbahnhof, dessen Fahrzeuge vormittags um elf Uhr mit dem Pendelverkehr anfingen. Sie karrten zumeist ältere Besucher heran, die den ganzen Tag im Kasino verbrachten, ihre Rente verzockten und Junkfood mampften. Am Abend krochen sie wieder in den Bus, fuhren heim und hatten für den Rest des Monats kaum noch etwas zum Leben, aber den festen Willen zurückzukehren, sobald die nächste Rente überwiesen wurde.

Leo und Annabelle sahen die Krampfadergeschwader ins Pompeji strömen, um früh genug für den ersten Vulkanausbruch des Tages zur Stelle zu sein, und folgten ihnen langsam ins Gebäude. Sie schauten sich dort mehrere Stunden lang um und erlaubten sich ein paar Glücksspiele. Leo probierte es mit mäßigem Erfolg am Würfeltisch, während Annabelle sich beim Blackjack versuchte und mehr gewann, als sie verlor.

Später trafen sie sich an der Bar, um etwas zu trinken. Leo gaffte einer kurvenreichen, bezopften Kellnerin nach, die ein Tablett mit Getränken an einen umlagerten Würfeltisch brachte, an dem drei Reihen Wettbegierige den ersten Schritt zum Reichtum zu tun hofften. »Also?«, fragte Annabelle mit leiser Stimme.

Leo kaute Pekannüsse und schlürfte Jack Daniels mit Cola. »Blackjack-Tisch Nummer fünf«, antwortete er. »Sieht mir ganz so aus, als käme da fauler Zauber aus dem Schuh.« Er meinte den Kartenbehälter.

»Hängt der Geber mit drin?«

»Oh ja. Und was hast du zu bieten?«

Annabelle trank einen Schluck Wein, ehe sie ihm antwortete. »Am Roulettetisch da drüber ist ein ziemlich fähiges vierköpfiges Nachwetterteam zugange.«

»Ich dachte, man hätte den Spielern inzwischen eingetrichtert, ihren Einsatz einzusacken. Und was ist mit all den hochmodernen Decken- und Mikrokameras?«

»Du weißt doch, wie verrückt es am Roulettetisch zugeht, gerade deshalb ist er ja ein Mekka für das Nachwetten. Und wenn man gut ist, bleibt einem trotz des ganzen Hightech-Krimskrams alles möglich.«

Leo stieß mit Annabelle an. »Haben wir das nicht immer gewusst?«

»Wie steht's mit der Sicherheit?«

»Nichts Besonderes. Vermutlich liegt der Geldspeicher unter tausend Tonnen Beton und wird von einer Million Wächter mit Maschinenpistolen behütet.«

»Gut, dass wir da nicht reinmüssen«, meinte Annabelle mit trockenem Humor.

»Ja, du möchtest dir ja nicht den Nagellack zerkratzen.« Er stellte das Glas ab. »Wie alt müsste Jerry jetzt sein?«

»Sechsundsechzig.«

»Ich wette, das Alter hat sein Herz nicht erweicht«, sagte Leo missmutig.

»Bestimmt nicht.« Aus Annabelles Tonfall sprach eine solche Gewissheit, dass Leo sie argwöhnisch musterte. »Man informiert sich über das Opfer, Leo, weißt du das nicht mehr? Regel Nummer eins.«

»Au verdammt, da kommt das Arschloch höchstpersönlich«, zischte Leo und drehte den Rücken in eine andere Richtung. An ihm vorüber sah Annabelle sechs Männer durch den Saal streben, alle jung, groß und kräftig. In ihrer Mitte ging ein weiterer Mann, zwar kleiner und mit einem dichten Schopf weißen Haars, aber offensichtlich sehr rüstig. Er trug einen teuren blauen Anzug und einen gelben Schlipss. Jerry Baggars Gesicht war tief gebräunt. Auf einer Wange hatte er eine Narbe, und die Nase war offenbar mehrere Male gebrochen worden. Unter den buschigen weißen Brauen funkelte ein Paar verschlagener Augen. Seine Blicke huschten durchs Kasino und schienen aus seinem Imperium der Geldschlitze, Spielkarten und verflogenen Hoffnungen sämtliche interessanten Informationen aufzusaugen.

Als die Gruppe sich entfernte, drehte Leo sich wieder um und versuchte, seine Atmung zu beruhigen. »Es fügt sich nicht so gut in meinen Plan, Leo«, sagte Annabelle pikiert, »dass du schon hyperventilierst, wenn der Typ nur durchs Kasino schleicht.«

Leo hob die Hand. »Kein Grund zur Sorge, ist schon wieder vorbei.« Er atmete noch einmal tief durch.

»Wir sind ihm nie Auge in Auge begegnet. Nur seine Gorillas waren hinter uns her, um uns plattzumachen. Es ist doch nicht so, dass er dich erkennen könnte.«

»Ich weiß, ich weiß.« Leo leerte das Glas. »Und was nun?«

»Wenn die Zeit reif ist, gehen wir los. Bis dahin feilen wir an unserer Geschichte, prägen uns die Stichwörter ein und bringen alles auf Vordermann, so gut es geht, denn Jerry ist so unberechenbar, dass wir gar nicht perfekt genug sein können.«

»Ich hatte ganz vergessen, wie großartig du mich aufzumuntern verstehst.«

»Es ist besser, man sieht den Tatsachen ins Auge. Wenn er uns Fallen stellt, müssen wir uns herauswinden, sonst ...«

»Schon gut. Was dann passiert, ist uns völlig klar.«

Stumm sahen er und Annabelle durch den Saal Jerry Bagger und dessen Korona nach, als diese das Kasino verließen, sich auf eine kleine Fahrzeugkolonne verteilten und abfuhren, vielleicht, um jemandem, der den Kasinokönig um dreißig Mäuse betrogen hatte, die Kniescheiben zu zertrümmern. Da mochte man gar nicht erst daran denken, was er mit jemandem anstellte, der ihn um 30 Millionen erleichterte.

# KAPITEL I 8

Gegen Ende der Woche fühlten sie sich bereit. Annabelle zog ein nachtschwarzes Kleid, Stöckelschuhe und ein Minimum an Schmuck an. Sie hatte jetzt eine blonde Igelfrisur. Mit den Fotos im Schwarzbuch hatte sie nicht die geringste Ähnlichkeit. Leos Äußerer war noch gründlicher verändert worden. Das Haar seiner Perücke war grau und schütter und hatte ausgeprägte Geheimratsecken. Er trug einen kleinen Ziegenbart, einen dreiteiligen Anzug und eine schmale Brille auf der Nase.

»Weißt du, was mich stört?«, sagte er zu Annabelle. »Dass wir andere Abzocker in die Scheiße reiten.«

»Die würden das Gleiche mit uns tun, wenn sie die Gelegenheit hätten, sich Millionen an Land zu ziehen. Außerdem sind die Leute, die wir aufs Korn genommen haben, eher mittelmäßig. Früher oder später fliegen sie ohnehin auf. Und es geht ja nicht zu wie in den alten Zeiten. Es werden keine Leichen mehr in der Wüste verbuddelt oder im Atlantik versenkt. Wettspielbetrug gilt heutzutage als Vergehen. Man bleicht eine Geldstrafe oder sitzt ein paar Tage ab, verlegt das Betätigungsfeld auf die Schiffskasinos im Mittelwesten oder räumt in den Indianer-Kasinos von Neuengland ab, bis genug Zeit verstrichen ist. Dann wechselt man die Tarnung, kommt zurück und fängt von vorn an.«

»Trotzdem, es sind doch Kollegen.«

Annabelle zuckte mit den Achseln. »Wenn du dich wohler fühlst, besorg ich mir die Namen und schicke jedem als Entschädigung zwanzig Riesen.«

Leos Miene bewies, dass ihm die Idee gefiel. »Na gut«, sagte er, »aber nimm's nicht von meinem Anteil.«

Sie hatten sich von Freddy und Tony getrennt und in einem der besten Hotels im Umkreis der Landungsbrücke ein-

quartiert. Von nun an sollte es keinen direkten Kontakt zu den beiden anderen Männern mehr geben. Bevor sie sich verabschiedeten, hatte Annabelle ihnen – vor allem Tony – noch einmal eingeschärft, stets daran zu denken, dass es in der Stadt von Spitzeln wimmelte. »Werft nicht mit Geld um euch, macht keine scherhaften Andeutungen und sagt nichts, was den Rückschluss erlauben könnte, dass hier eine Riesen-Abzocke läuft. Ein Versprecher kann das Ende bedeuten.« Sie richtete den Blick auf Tony. »Das ist jetzt der Ernstfall«, fügte sie hinzu. »Keine Schnitzer mehr.«

»Ich halte dicht, Annabelle, ich schwör's.«

Mit einem Taxi fuhren Leo und Annabelle zum Kasino Pompeji und nahmen unverzüglich ihre Beobachtungstätigkeit auf. Annabelle hatte ein Abzockerteam im Auge, das in sämtlichen Kasinos in der Umgebung der Landungsbrücke am Roulettetisch die Nummer mit der Nachwette abzog. Es gab verschiedene Formen des Nachwettens, das seinen Namen von einem betrügerischen Trick beim Pferdewetten hatte, bei dem der Einsatz erst gemacht wurde, wenn man das Ergebnis des Rennens kannte. Beim Roulette bestand die Methode darin, unbemerkt Chips mit hohem Wert auf die Gewinnzahl zu setzen, nachdem die Kugel ausgerollt war. Manche Trickser gingen anders vor: Der Spieler versteckte teure Chips unter einem Stapel Chips mit geringem Wert, ehe die Kugel rollte. Verlor die Zahl, entfernte der Spieler unauffällig die teuren Chips, gewann sie, brauchte er nur unter den Augen des Croupiers Freudenschreie auszustoßen. Letztere Variante hatte den Vorteil, dass sie die leistungsfähigen Deckenkameras überlistete, weil man sie ausschließlich auf Gewinner richtete. Dann zeigten die Aufnahmen, dass der Spieler die Chips nicht getrickst hatte, weil er eine heimliche Chip-Rücknahme ja nur dann vornahm, wenn er verlor. Diese Nachwetten beim Roulette erforderten viel Übung, ein Gespür für das richtige Timing, Geduld, natürliche Begabung und vor

allem eiserne Nerven.

Früher waren Annabelle und Leo wahre Meister im Nachwetten gewesen. Doch die Überwachungstechnik, die heute in den meisten Kasinos eingesetzt wurde, verringerte die Erfolgsaussichten erheblich, sodass nur noch die allerbesten Abzocker über längere Zeit am Ball bleiben konnten. Außerdem hatte diese Methode den Nachteil, dass man sie in einem Kasino nur eine bestimmte Zeit lang anwenden konnte, um nicht aufzufallen; deshalb mussten Wetten und Einsätze hoch genug sein, um das Risiko zu rechtfertigen.

Leo behielt an einem Blackjack-Tisch einen Gentleman im Auge, der ausdauernd spielte und eine beachtliche Gewinnsträhne hatte. Die Glückssträhne war nicht so spektakulär, als dass sie Verdacht erregt hätte, doch Leo überschlug im Kopf, dass der Mann unter dem Strich deutlich mehr einsackte als die Mindestentschädigung für die Mühe, auf dem Hintern zu sitzen und kostenlose Drinks zu kippen. Übers Handy kontaktierte er Annabelle.

»Bist du so weit?«, fragte er.

»Anscheinend gehen meine Nachwetter gleich wieder zum Angriff über, also lass uns zuschlagen.«

Annabelle ging zu einem gedrungenen Mann, in dem sie den Saalchef erkannte, und flüsterte ihm Informationen ins Ohr, indem sie mit dem Kinn auf den Roulettetisch wies.

»An Tisch Nummer sechs findet ein dreigestaffelter Präzisionsfischzug statt«, raunte sie. »Die zwei Frauen rechts sind Komplizen. Der Trickser sitzt am unteren Ende des Tischs. Der Claimer ist der Dünne mit Brille links hinter dem Croupier. Verständigen Sie Ihre Observierer, dann können die mit den Deckenkameras beobachten, wie die Chip-Rücknahme erfolgt.«

Roulettetische waren so groß, dass die Überwachung routinemäßig mit zwei Deckenkameras vorgenommen wurde; eine blieb ausschließlich auf das Rouletterad gerichtet, eine andere erfasste die gesamte Tischfläche. Das Problem war,

dass der Observierer jeweils nur eine Kamera bedienen konnte.

Der Saalchef blickte Annabelle verblüfft an, durfte ihre offenbar sachkundigen Angaben aber auf keinen Fall ignorieren. Sofort erteilte er per Headset-Mikrofon Anweisungen.

Unterdessen wandte Leo sich an den Saalchef der Nachbarabteilung. »An Blackjack-Tisch fünf ist ein Betrüger zugange und macht den Mischmuffel«, raunte Leo. »Der Spieler auf Platz drei hat einen Kartenzähler am rechten Oberschenkel befestigt. Aus geringem Abstand kann man unter dem Hosenbein die Umrisse erkennen. Im rechten Ohr hat er einen Empfänger stecken, der die Signale des Computers registriert. Die Deckenkamera kann das Abheben nicht verfolgen, weil es von den Armbewegungen des Spielers verdeckt wird, aber mit einer Handkamera lässt er sich leicht ertappen, wenn man von der Seite filmt.«

Wie bei Annabelle brauchte der Saalchef nur wenige Sekunden, um alles Nötige zu veranlassen: Augenblicke später erschien ein Mitarbeiter des Kasinos mit einer Handkamera.

Fünf Minuten später führten Hausdetektive die entgeisterten Trickbetrüger ab, und die Polizei war schon unterwegs.

Weitere zehn Minuten später betraten Annabelle und Leo einen Teil des Kasinos, in den man keiner zockwütigen Oma jemals Zugang gewährt hätte, auch wenn ihr Rentenscheck geplatzt wäre.

Hinter dem großen Schreibtisch seines protzigen Büros erhob sich Jerry Bagger. Zwar hatte er die Hände in den Taschen, doch an seinen Handgelenken und um den kräftigen braunen Hals funkelten augenfällige Klunker.

»Entschuldigt, wenn ich mich nicht bedanke, weil ihr mir den Verlust von ein paar lausigen Riesen erspart habt«, blaffte er mit einer Stimme, die seine Herkunft aus Brooklyn verriet.

»Ich bin's nur nicht gewöhnt, dass Leute mir Gefälligkeiten erweisen. Dann sträuben sich mir nämlich die Nackenhaare. Und das mag ich gar nicht. Ich will, dass sich bei mir nur aufrichtet, was ich im Hosenstall habe.«

Die sechs anderen Männer im Büro, alle in teure Anzüge gekleidet, deren breite Schultern sich nicht durch Polster erklärten, musterten Leo und Annabelle, hielten dabei die Hände vor dem Bauch gefaltet.

Annabelle trat vor. »Wir haben es nicht aus Gefälligkeit getan, sondern aus einem anderen Grund: damit wir Ihnen vorgestellt werden.«

Bagger spreizte die Hände. »Und jetzt seid ihr da, und ich stehe vor euch. Und was nun?«

»Wir möchten ein Angebot unterbreiten.«

Bagger verdrehte die Augen. »Ah, jetzt kommt's.« Er setzte sich auf eine Ledercouch, nahm aus einer Schale auf dem Couchtisch eine Walnuss und knackte sie nur mit der Rechten. »Jetzt versprecht ihr mir, ihr könnt meinen Geldspeicher füllen, stimmt's? Tja, ich hab aber schon einen vollen Geldspeicher.« Er verzehrte die zerbröckelte Nuss.

»Ja. Und gleichzeitig können Sie dem Heimatland dienen.«

»Dem Heimatland?«, schnaubte Bagger. »Demselben Heimatland, das ständig nach einem Vorwand sucht, mich einzulochen, obwohl ich einem vollkommen legalen Gewerbe nachgehe?«

»Dagegen können wir etwas tun«, behauptete Annabelle.

»Ach, auf einmal seid ihr von der Regierung?« Bagger blickte seine Gorillas an. »He, Jungs, wir haben Regierungsbeamte im Kasino. Ruft unseren Bestatter an.« Die Totenschläger lachten pflichtschuldigst.

Annabelle reichte ihm eine Visitenkarte. Er warf einen Blick darauf. »Pamela Young, International Management AG«, las er laut. »Sagt mir nichts.« Er warf ihr die Visitenkarte zu. »Meine Jungs haben erzählt, ihr kennt euch mit Trickbetrug aus. Veranstaltet die Regierung jetzt Seminare

auf dem Gebiet? Ist die Wirtschaftslage so schlecht?«

»Wie hoch ist Ihr täglicher Umsatz?«, fragte Leo. »Dreißig Millionen? Vierzig? Sie müssen gewisse Rücklagen haben, um Steuerforderungen zu begleichen, trotzdem bleibt eine Menge Schotter ungenutzt liegen. Was machen Sie mit dem überschüssigen Geld? Nur zu, rücken Sie ruhig mit der Sprache raus.«

Konsterniert starnte der Kasinokönig ihn an. »Ich tapeziere zu Hause die Wände damit, du Arschgeige.« Er heftete den Blick auf seine Totschläger. »Schafft mir diesen Wichser aus den Augen.«

Die Männer gehorchten. Zwei von ihnen packten Leo so, dass seine Füße nicht mehr den Boden berührten.

»Was würden Sie von zehn Prozent Zinsen für dieses Geld halten?«, sprudelte Annabelle hervor.

»Klimpergeld interessiert mich nicht.« Bagger stand auf und kehrte an den Schreibtisch zurück.

»Alle zwei Tage 10 Prozent.«

Bagger blieb stehen, drehte sich um und linsten sie an.

»Wie gefällt Ihnen das?«, fügte Annabelle hinzu.

»Es ist zu schön, um wahr zu sein, also ist es unwahr.« Aus einer Schreibtischschublade klaubte er einen stahlgrauen Chip im Wert von 5000 Dollar und schnippte ihn Annabelle zu. »Gönnt euch ein bisschen Vergnügen. Ihr braucht euch nicht zu bedanken. Betrachtet es als Geschenk Gottes. Und klemmt dir beim Rausgehen nicht den süßen Hintern ein.« Auf einen Wink ließen die Gorillas von Leo ab.

»Denken Sie noch mal darüber nach, Mr. Bagger«, riet ihm Annabelle. »Wir kommen morgen wieder und fragen Sie ein zweites Mal. Unsere dienstlichen Anweisungen sehen vor, dass wir immer zweimal fragen. Wenn Sie dann auch nicht einwilligen, geht Onkel Sam ein Haus weiter und schlägt das Geschäft einem Ihrer Konkurrenten vor.«

»Dann mal viel Glück.«

»Es hat in Vegas geklappt«, sagte Annabelle selbstbewusst,

»und es wird auch hier klappen.«

»Na klar, Süße. Ich wüsste wirklich gern, was für tollen Stoff du dir reinziehst.«

»Im Kasinogewerbe sinken die Gewinne seit fünf Jahren, Mr. Bagger. Was glauben Sie, wieso die Kasinobetreiber in Vegas immer noch Milliardenunternehmen führen? Man könnte meinen, sie drucken das Geld.« Annabelle schwieg einen Augenblick lang. »In gewisser Weise tun sie das auch. Gleichzeitig stärken sie dem Heimatland den Rücken.« Bagger setzte sich wieder an den Schreibtisch und betrachtete sie zum ersten Mal mit einem Fünkchen Interesse. Mehr brauchte Annabelle in diesem Moment auch nicht. »Und haben Sie sich je gefragt, wieso die Regierung die Kasinobetreiber in Vegas in den letzten zehn Jahren in Ruhe gelassen hat? Ich spreche nicht von der Mafiabekämpfung, das ist bekanntlich ein Dauerbrenner. Aber Sie und ich, wir sehen ja, was läuft. Sie hingegen hat das Justizministerium ins Visier genommen.« Nochmals schwieg Annabelle für einen Moment. »Und mir ist klar, dass ein so kluger Mann wie Jerry Bagger nicht an Zufall glaubt.« Sie legte die Visitenkarte auf den Schreibtisch. »Sie dürfen jederzeit anrufen. In unserem Beruf hat man keine festen Arbeitszeiten.« Ihr Blick streifte die Gorillas, die noch neben Leo standen. »Danke, Jungs, wir finden den Weg allein.«

Annabelle und Leo verließen das Büro.

»Beschattet sie!«, schnauzte Bagger, kaum dass die Tür sich hinter dem Paar geschlossen hatte.

# KAPITEL I 9

Leo und Annabelle saßen in einem Taxi. Annabelle wandte den Blick nicht vom Rückfenster.

»Sind sie da?«, fragte Leo im Flüsterton.

»Natürlich. Wo denn sonst?«

»Für einen Augenblick hatte ich den Eindruck, dass die Kerle mich gleich aus dem Fenster werfen. Warum muss ich immer den Bösen spielen, während du die Gute gibst?«

»Weil du den Bösen so überzeugend spielst.«

Leo lief es kalt über den Rücken. »Bagger ist immer noch so ein Albtraum, wie ich ihn in Erinnerung habe. Hast du gesehen, wie er mit einer Hand die Nuss geknackt hat?«

»Hör auf, Leo, er ist ein leibhaftiges Klischee aus einem billigen Mafiafilm.«

Das Taxi hielt vor ihrem Hotel, und sie stiegen aus. Annabelle stöckelte ein Stück weit die Straße entlang, überquerte sie und klopfte bei einem gelben Hummer, der eben dort vorgefahren war, an die Seitenscheibe. Die Scheibe senkte sich und gab den Blick auf einen von Baggers Gorillas frei. »Sie können Mr. Bagger ausrichten, dass ich in Zimmer vierzehnzwölf wohne. Und hier ist noch eine Visitenkarte, nur für den Fall, dass er die andere vernichtet hat.«

Sie wandte sich ab und stieß zu Leo. Zusammen gingen sie ins Hotel. Annabelles Handy summte. Der Anrufer war Tony, der ihr meldete, dass er in Bereitschaft sei. Annabelle hatte einen sehr teuren Feldstecher gekauft und Tony damit im Zimmer eines Hotels direkt gegenüber vom Kasino Pompeji untergebracht; von dort hatte er einen vorzüglichen Ausblick auf Baggers Bürofensterfront.

Der Anruf, den Annabelle erwartete, erreichte ihr Hotelzimmer zehn Minuten später. Sie gab Leo ein Zeichen, worauf er mit seinem Blackberry eine Textnachricht an Tony schickte.

Annabelle legte eine Hand auf den Telefonhörer und winkte mit der anderen in Leos Richtung. »Na los, na los ...« Das Telefon läutete fünf-, sechs-, siebenmal. Beim neunten Klingelton bekam Leo eine Bestätigung und nickte Annabelle zu. Sie riss den Hörer ans Ohr. »Hallo?«

»Wie hast du meine Jungs so schnell bemerkt?«, kollerte Bagger.

»Wenn es um Observation geht, ist mein ... mein Chef nicht zu schlagen, Mr. Bagger«, antwortete Annabelle. »Es ist bloß eine Sache der Ausrüstung, der Mittel und der unbeschränkten Finanzen.« In Wahrheit war von vornherein klar gewesen, dass Bagger sie beschatten ließ, deshalb hatte Annabelle durchs Rückfenster des Taxis den Straßenverkehr beobachtet. Bei den vorangegangenen Erkundungen hatte sie festgestellt, dass Bagers Gorillas ausnahmslos gelbe Hummer fuhren. Man konnte sie kaum übersehen.

»Soll das heißen, dass ich unter Beobachtung stehe?«, zeterte Bagger.

»Wir stehen alle in der einen oder anderen Hinsicht unter Beobachtung, Mr. Bagger. Sie sollten sich deswegen keineswegs schikaniert fühlen.«

»Hör auf mit der Mister-Bagger-Scheiße. Woher wisst ihr so viel über Kasino-Trickbetrug, dass ihr in meinem Kasino zwei Abzockereien ausgespäht habt? Man könnte fast glauben, ihr seid selbst aus der Abzockerszene.«

»Nicht ich habe diese Vorgänge gespannt. Wir hatten heute drei Observationsgruppen in Ihrem Kasino, die auf etwas geachtet haben, was uns als Köder dienen könnte.«

Die Mitglieder dieser Gruppen sind tatsächlich Experten für Kasino-Trickbetrug. Wir wurden von ihnen informiert, und wir haben es Ihren Saalchefs gesteckt. Alles ganz einfach.«

»Also schön, lassen wir es erst mal dabei bewenden. Was genau stellt ihr euch denn eigentlich vor?«

»Ich dachte, ich hätte in Ihrem Büro meine Absichten deut-

lich ...«

»Ja, ja. Ich weiß noch, was ihr gesagt habt. Ich will wissen, was es bedeutet.«

»Darüber möchte ich nicht am Telefon reden. Die National See ...« Annabelle unterbrach sich mitten im Satz. »Festnetzanschlüsse sind nicht allzu abhörsicher.«

»National Security Agency wolltest du sagen, stimmt's?«, knurrte Bagger. »Die Nationale Sicherheitsbehörde. Die Supergeheimen. Ich weiß alles über sie.«

»Bei allem Respekt, niemand weiß alles über die NSA, nicht einmal der PDVS«, widersprach Annabelle, indem sie noch eine vielsagende Abkürzung einflocht, die für nichts anderes als »Präsident der Vereinigten Staaten« stand. Am anderen Ende der Leitung blieb es still. »Sind Sie noch dran?«, fragte Annabelle.

»Ja, bin ich.«

»Sollen wir uns noch einmal in Ihrem Büro treffen?«

»Geht nicht, ich ... äh, bin schon im Auto.«

»Nein, sind Sie nicht. Sie sitzen noch im Büro.« Diese Information hatte Leo von Tony erhalten.

Sofort wurde die Verbindung getrennt. Annabelle legte den Hörer auf, sah Leo an und zwinkerte ihm zur Ermutigung zu. Er schöpfte tief Atem. »Wir fischen in gefährlichen Wassern, Annie.«

Annabelle amüsierte sich. »Du hast mich immer nur Annie genannt, wenn du sehr, sehr nervös warst, Leo.«

Er wischte sich ein Schweißrinnensal von der Stirn und entzündete eine Winston. »Na ja, manche Dinge ändern sich eben nie.«

Das Telefon klingelte. Annabelle nahm ab. »Das ist *meine* Stadt«, schnauzte Bagger. »Und in meiner Stadt spioniert niemand mir nach.«

»Mr. Bagger«, entgegnete Annabelle gelassen, »da diese Angelegenheit Sie anscheinend um Ihre Seelenruhe bringt, mache ich es mir einfach. Ich melde nach oben, dass Sie unser

zweites und letztes Angebot abgelehnt haben. Dann müssen Sie sich nicht mehr mit uns herumärgern. Wie erwähnt, wir sprechen jemand anderes an.«

»In dieser Gegend gibt's kein Kasino, wo man euch diese alberne Geschichte glaubt.«

»Es dreht sich nicht darum, ob man irgendwelche Geschichten glaubt. Wir erwarten doch nicht, dass erfahrene Kasinoinhaber uns blindlings Glauben schenken. Deshalb führen wir Probetransaktionen durch. Wir schanzen ihnen schnell viel Geld zu, dann können sie sich entscheiden. Entweder ziehen sie mit, oder sie lassen es sein. Die Zinsen dürfen sie allemal einheimsen.«

Annabelle hörte, dass Bagger schwerer atmete. »Um wie viel Geld geht es?«, erkundigte er sich.

»Wie viel wollen Sie?«

»Warum sollte die Regierung mir so einen Deal anbieten?«

»Die ›Regierung‹ hat viele Gesichter. Nur weil ein Teil der Regierung für Sie wenig übrighat, heißt das nicht, dass ein anderer Teil in der Zusammenarbeit mit Ihnen keinen Vorteil sieht. Gerade der Umstand, dass die Justiz Sie aufs Korn nimmt, macht Sie für uns interessant.«

»Inwiefern soll das ein Vorteil sein?«

»Wer würde jemals glauben«, entgegnete Annabelle unverblümt, »dass die US-Regierung mit einem Mann wie Ihnen zusammenarbeitet?«

»Seid ihr von der NSA?«

»Nein.«

»CIA?«

»Auf alle derartige Fragen kann ich nur mit Nein antworten. Und wir tragen in solchen Situationen keine Dienstmarke und keinen Dienstausweis.«

»Ich habe mehr als einen Politiker in Washington in der Tasche. Ein Anruf, und ich weiß Bescheid.«

»Ein Anruf, und Sie wissen gar nichts, denn von dem Gebiet, auf dem ich tätig bin, haben Politiker keinen blassen

Schimmer. Aber telefonieren Sie ruhig ein bisschen. Rufen Sie die CIA an. Sie hat ihren Sitz in Langley, das liegt in McLean, Virginia, falls es Ihnen nicht bekannt ist. Viele Leute denken, sie säße im D. C. Ob Sie's glauben oder nicht, sie steht sogar im Telefonbuch. Verlangen Sie den National Clandestine Service, das ist so was wie die operative Leitung. Aber um Ihnen die Telefoniererei zu ersparen: Man wird Ihnen die Auskunft geben, noch nie von Pamela Young oder der International Management gehört zu haben.«

»Woher soll ich wissen, dass die Justiz mich nicht zu leimen versucht?«

»Ich bin keine Anwältin, aber meines Erachtens wäre das ein klarer Fall von Anstiftung. Und wenn Sie prüfen wollen, ob wir Abhörgeräte dabeihaben, tun Sie sich keinen Zwang an.«

»Was muss ich unter ›Probetransaktion‹ verstehen?«, fragte Bagger.

»Es werden nur am Computer ein paar Tasten gedrückt.«

»Das musst du mir erklären.«

»Nicht am Telefon. Nur persönlich.« Annabelle hörte Bagger aufstöhnen.

»Habt ihr schon zu Abend gegessen?«, fragte er.

»Nein.«

»Dann in zehn Minuten im Pompeji. Ihr werdet am Eingang abgeholt.« Das Telefonat wurde beendet.

Annabelle legte auf und schaute zu Leo. »Wir sind drin.«

»Und nun kommt der Härtetest«, sagte Leo.

»Nun kommt der Härtetest«, pflichtete Annabelle ihm bei.

## KAPITEL 20

Eine Stunde später ging ein ausgezeichnetes Abendessen zu Ende, das Bagers Privatkoch zubereitet hatte. Bagger gönnte sich ein Glas Bourbon, Annabelle und Leo blieben beim Wein, als sie sich an einem Kamin, in dem Gasflammen flackerten, in bequemen Ledersesseln niederließen. Bagger hatte Annabelle beim Wort genommen und sie und Leo auf versteckte Abhörgeräte durchsuchen lassen.

»So, der Bauch ist voll, die Leber kriegt ihr Teil, nun erzählt mir mal was«, verlangte Bagger. Er hielt einen Finger hoch. »Zuerst will ich wissen, was dahintersteckt. Dann reden wir über das Geld.«

Annabelle sah Leo an und lehnte sich, das Glas in der Hand, in den Sessel. »Erinnern Sie sich an die Iran-Contra-Affäre?«, fragte sie.

»Schwach.«

»Es gibt Gelegenheiten, bei denen man den Interessen Amerikas am besten dient, indem man gewissen Ländern und Organisationen Unterstützung leistet, die in der amerikanischen Öffentlichkeit kein so gutes Ansehen genießen.«

»Zum Beispiel, wenn man Osama bin Laden Waffen liefert, damit er gegen die Russen kämpft?«, spöttelte Bagger.

»Es ist eine Entscheidung für das kleinere zweier Übel. Solche Entscheidungen müssen ständig getroffen werden.«

»Und was hat das mit mir zu schaffen?«

»Wir beziehen Geld aus Quellen, die Wert auf äußerste Diskretion legen«, sagte Annabelle. »Manchmal ist es privater Herkunft. Es muss recycelt werden, ehe man es nutzen kann.« Sie trank ein Schlückchen Wein.

»Gewaschen, meinst du«, äußerte Bagger.

Annabelle zeigte ihm ein etwas zimperliches Lächeln.

»Nein, ich meine recycelt.«

»Ich schnalle noch immer nicht den Zusammenhang.«

»El Primero Banco *del Caribe*. Ist sie Ihnen ein Begriff?«

»Sollte sie's sein?«

»Gehen da nicht Teile Ihrer Einnahmen hin?«, mischte Leo sich ein. »Da ist man darauf spezialisiert, gegen ein gewisses Entgelt Kohle verschwinden zu lassen. Also zahlt man keine Steuern.«

Bagger erhob sich halb von seinem Platz. »Es gehört zu unserem Job, so etwas zu wissen«, sagte Annabelle. »Nehmen Sie's nicht persönlich. Sie sind nicht der Einzige, über den wir eine Datei haben.«

Bagger sank zurück in den Sessel und beäugte Annabelles stachelige Edelpunkfrisur. »Du siehst nicht aus wie 'ne Geheimagentin.«

»Genau darauf kommt es ja an, oder?«, meinte sie, beugte sich vor und schenkte sich Wein nach.

»Woher soll ich wissen, dass ihr echt seid? Egal, wo ich anrufe, keiner will von euch gehört haben. Welche Sicherheiten hab ich denn da?«

»Geld lacht, Humbug kracht«, antwortete Annabelle, indem sie sich wieder in den Sessel lehnte.

»Und das soll heißen?«

»Bestellen Sie Ihren Oberbuchhalter her.«

Kurz musterte Bagger sie misstrauisch; dann griff er zum Telefon. Eine Minute später kam der Angeforderte herein.

»Ja, Sir?«

Annabelle holte einen Zettel aus der Tasche und reichte ihn dem Mann. »Überprüfen Sie an Ihrem Computer dieses Konto. Es besteht bei El Banco del Caribe. Hier haben Sie die Kontonummer und ein Einmalpasswort.

Dann kommen Sie wieder und nennen Mr. Bagger den Kontostand.«

Der Mann sah Bagger an, worauf dieser nickte. Der Oberbuchhalter ging und kehrte ein paar Minuten später zurück.

»Na?«, fragte Bagger ungeduldig.

»3012000 Dollar und 16 Cent, Sir.«

Bagger sah Annabelle an. Mit einem Mal zeigte sein Blick Respekt. Er entließ den Oberbuchhalter mit einem Wink. »Okay«, sagte er, nachdem die Tür zugefallen war. »Ich höre.«

»Um die Bedenken unserer Geschäftspartner zu zerstreuen, nehmen wir häufig erst einmal eine Probetransaktion vor, bisweilen auch mehrmals, falls das erforderlich ist.«

»Hast du schon erwähnt. Wie läuft so was?«

»Sie überweisen Geld auf ein Konto bei El Banco, das wir Ihnen nennen, und es bleibt dort zwei Tage lang. Während dieser Frist laufen die ›Zinsen‹ auf, und danach wird der Gesamtbetrag auf das Konto Ihrer Hausbank zurücküberwiesen.«

»Von welchen Summen reden wir?«

»Im typischen Fall ist es eine Million. Das überwiesene Geld fließt in einen Fonds. Nach zwei Tagen haben Sie hundert Riesen herausgeschlagen. Wenn Sie möchten, können Sie diese Masche alle zwei Tage durchführen.«

»Fließt?«, wiederholte Bagger. »Willst du nicht sagen, es wird recycelt?«

Annabelle hob das Glas und trank ihm zu. »Sie lernen schnell.«

Dennoch machte Bagger ein finsternes Gesicht. »Ihr stellt euch vor, ich überweise eine Million Kröten auf ein Konto, das ihr mir nennt, und warte dann zwei Tage ab, ob die Flocken plus Zinsen zu mir zurückkehren? Sehe ich so aus, als hätte ich statt Hirn 'nen Kuhladen in der Birne?«

Annabelle setzte sich neben ihn und nahm sachte seinen Arm. »Ich will Ihnen mal was erklären, Jerry ... Ich darf doch Jerry zu Ihnen sagen?«

»Ich will es vorerst mal durchgehen lassen.«

»An den beiden Tagen, an denen Ihr Geld auf dem Konto liegt, bleiben mein Kollege und ich hier in Ihrem Hotel, und

Ihre Jungs können uns bei Tag und Nacht beobachten. Sollte Ihr Geld nicht mitsamt den versprochenen Zinsen zurück auf Ihr Konto rollen, dürfen Sie mit uns anstellen, was Ihnen beliebt. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber ich werfe mein Leben nicht für einen Haufen Kohle weg, den ich nie zu sehen kriege.«

Bagger musterte sie von Kopf bis Fuß, schüttelte den Kopf, stand auf, ging zum Fenster und starrte durch das kugelsichere Glas ins Freie. »Das ist das Verrückteste, was ich je gehört habe. Und ich muss bekloppt sein, dass ich es mir überhaupt anhöre.«

»Es ist keineswegs so verrückt, wenn man sich die heutige Welt anschaut. Vieles muss getan werden, um unser Heimatland zu verteidigen. Manche dieser Schritte sind nicht immer ganz legal oder populär. Wenn das amerikanische Volk wüsste, was in Wirklichkeit alles geschieht ...« Annabelle zuckte mit den Schultern. »Aber mich darum zu kümmern zählt nicht zu meinem Tätigkeitsbereich. Meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass Geld dort ankommt, wo es gebraucht wird. Als Gegenleistung für Ihre Hilfe wird Ihnen eine außergewöhnliche Prämie gezahlt. So einfach ist das.«

»Aber das ist doch alles bloß elektronisches Geld. Wozu muss es gewaschen werden?«

»Selbst der Weg eines digitalen Dollars kann zurückverfolgt werden. Es ist sogar viel leichter als bei Bargeld. Die Eingänge müssen mit anderen finanziellen Zugängen vermengt werden, die in keinem Bezug zur Regierung stehen. Alles wird elektronisch umgewälzt. Es ist so ähnlich, als ob man Fingerabdrücke von einem Schießeisen abwischt. Danach können die Gelder hinfließen, wo Bedarf besteht.«

»Und du sagst, in Vegas wird's längst so gemacht? Wenn ich also dort anrufe und mich erkundige ...«

»Man wird Ihnen nichts sagen«, unterbrach Annabelle ihn, »weil sie dort so instruiert worden sind.« Sie stand auf und trat zu ihm. »Wir haben ein sagenhaftes Angebot an Sie,

Jerry, aber es hat auch eine Schattenseite. Erlauben Sie mir, sie Ihnen zu erklären. Es ist nur recht und billig, wenn Sie Bescheid wissen.« Sie führte ihn zurück zur Couch. »Sollten gewisse Leute darauf aufmerksam werden, dass Sie irgendwo über unser Arrangement geplaudert haben ...«

Bagger lachte. »Droh mir nicht, Kleine. Ich habe die Kunst der Einschüchterung erst erfunden.«

»Mit Einschüchterung gebe ich mich nicht ab, Jerry«, entgegnete Annabelle unbeeindruckt, ohne den Blick von ihm zu wenden. »Falls Sie über unser Arrangement plaudern, erhalten sie Besuch von gewissen Männern, egal wo Sie sind. Diese Männer fürchten niemanden, gleich wen Sie sich mieten, um sich zu schützen. Sie sind an kein Gesetz irgendeines Landes gebunden, und sie werden jeden in Ihrem Umfeld umbringen, ob Mann, Frau oder Kind. Dann nehmen sie Sie mit.« Annabelle schwieg, um ihre Worte wirken zu lassen. »Ich bin schon lange in diesem Gewerbe, und ich habe Dinge angestellt, von denen Sie wahrscheinlich überrascht wären, aber mit diesen Männern möchte ich nicht aneinandergeraten, nicht mal mit einer Truppe Elitesoldaten im Rücken. Diese Burschen sind die Besten der Besten. Und der übelste Abschaum. Die würden Ihnen zeigen, Jerry, was richtige Schmerzen sind, bevor sie Sie ins Jenseits befördern.«

»Und so ein Gesocks wird von unserer Regierung bezahlt!« Bagger verlor die Beherrschung. »Kein Wunder, dass alles den Bach runtergeht.« Er trank einen Schluck Bourbon, und Annabelle und Leo bemerkten, dass seine Hand zitterte. »Verdammtd, warum sollte ich ...«, begann er.

Annabelle unterbrach ihn, weil sie ahnte, was er sagen wollte. »Aber wie ich meinen Vorgesetzten versichert habe: Jerry Bagger plaudert nicht. Er streicht die willkommenen Sondereinnahmen ein und hält den Mund. Ich rede nicht ins Blaue hinein, Jerry. Jemand wie Sie ist der ideale Partner für unsere Zwecke. Sie haben Grips, Mumm und Moneten, und Sie scheuen nicht die eine oder andere Gratwanderung.« Sie

musterte Bagger. »Es würde mir sehr gegen den Strich gehen, Jerry«, fügte sie hinzu, »das Geschäft einem anderen Kasino anzutragen, aber ich habe einen klar umrissenen Auftrag.«

Im nächsten Moment feixte Jerry und tätschelte ihr das Bein. »Ich bin genauso patriotisch wie jeder andere Hurensohn. Also, was soll's, versuchen wir's.«

# KAPITEL 21

Am Morgen nach dem Besuch in DeHavens Haus veranstaltete der Camel Club in Stones Friedhofswärterhäuschen eine eilig anberaumte außerordentliche Mitgliederversammlung. Stone erzählte Milton und Caleb in allen Einzelheiten, was sich am Vorabend ereignet hatte.

»Das heißtt, wir werden jetzt bespitzelt«, sagte Caleb ängstlich und schaute zum Fenster hinaus.

»Ich wäre erstaunt«, meinte Stone gelassen, »wenn es anders wäre.«

Sein kleines Häuschen hatte ein sparsames Interieur: ein altes Bett, einen großen, abgenutzten, mit Zeitungen und Zeitschriften beladenen Schreibtisch, Regale voller Bücher in verschiedenen Sprachen, die Stone alle beherrschte, eine kleine Küche mit verschlissenem Esstischchen, ein winziges Bad sowie ein Sortiment nicht zusammenpassender Lehnstühle, die an dem Kamin standen, der als einzige Heizung diente.

»Und das macht dir gar nichts aus?«, fragte Milton.

»Ich wäre besorgter, hätten sie versucht, mich zu töten, und das wäre ihnen trotz Reubens heldenhaftem Eingreifen ohne Weiteres möglich gewesen.«

»Und was nun?«, fragte Reuben. Er stand nahe am Kamin und wärmte sich. Sein Blick fiel auf die Uhr. »Ich muss zur Arbeit.«

»Ich auch«, erklärte Caleb.

»Hör mal, Caleb«, sagte Stone, »ich müsste mich mal in den Tresorräumen der Bibliothek umschauen. Ist das machbar?«

Caleb wirkte unsicher. »Na ja, unter normalen Umständen schon. Ich bin berechtigt, Besucher in die Tresorräume zu führen, muss allerdings einen Grund angeben. Freunde und Verwandte einfach ohne vorherige Anmeldung mitzubringen

ist unerwünscht. Und nach Jonathans Tod wurde die Aufsicht verschärft.«

»Und wenn der Besucher ein Gelehrter aus Übersee wäre?«, fragte Stone.

»Das wäre natürlich etwas ganz anderes.« Caleb musterte Stone. »Welchen ausländischen Gelehrten kennst du denn?«

»Ich glaube«, sagte Reuben, »er spricht von sich selbst.«

Streng sah Caleb seinen Freund an. »Oliver, ich kann unmöglich an einer Täuschung der Kongressbibliothek mitwirken!«

»Eine verzweifelte Situation verlangt verzweifelte Maßnahmen. Nach meiner Einschätzung sind wir zu Zielscheiben höchst gefährlicher Leute geworden, nur weil wir auf einmal mit Jonathan DeHaven zu tun haben. Deshalb müssen wir herausfinden, ob er eines natürlichen Todes gestorben ist oder nicht. Wenn wir uns den Ort seines Ablebens ansehen, kann uns das helfen, diese Frage zu klären.«

»Aber wir wissen doch, woran er gestorben ist«, sagte Caleb. Die anderen Clubmitglieder schauten überrascht drein.

»Ich hab's erst heute früh erfahren«, erklärte Caleb hastig.

»Ein Kollege aus der Bibliothek hat mich angerufen. Jonathan ist an kardiopulmonalem Herzversagen verstorben, hat die Autopsie ergeben.«

»Daran stirbt jeder«, sagte Milton. »Es bedeutet nichts anderes, als dass das Herz stehen bleibt.«

Stone zog eine versonnene Miene. »Milton hat recht. Und es liegt nahe, dass der Gerichtsmediziner gar nicht weiß, was DeHaven umgebracht hat.« Er stand auf und heftete den Blick auf Caleb. »Ich möchte heute Vormittag in eure Tresorräume.«

»Oliver, du kannst bei uns nicht einfach unangemeldet als Gelehrter aufkreuzen.«

»Warum nicht?«

»Es geht einfach nicht. Es sind Vorschriften und bestimmte Verfahren zu beachten.«

»Ich behauptete einfach, ich wäre zu einem Verwandtenbesuch in der Stadt und hätte den spontanen Entschluss gefasst, die umfangreichste Bibliothek der Welt zu besichtigen.«

»Nun ja, das könnte klappen«, gestand Caleb widerwillig. »Aber wenn man dir Fragen stellt, auf die du keine Antwort weißt?«

»Keine Rolle ist leichter zu spielen als die eines Gelehrten, Caleb«, versicherte Stone. Anscheinend fühlte Caleb sich durch diese Bemerkung gekränkt, doch Stone achtete nicht auf seine Verärgerung. »Ich bin um elf Uhr in der Bibliothek«, fügte er hinzu. Er schrieb etwas auf einen Zettel und reichte ihn Caleb. »Das ist meine Tarnung.«

Caleb guckte auf den Zettel und hob verdutzt den Blick.

Damit endete die Mitgliederversammlung des Camel Clubs. Allerdings nahm Stone noch Milton zur Seite, um ihm mit leisen Worten etwas mitzuteilen.

Ein paar Stunden später händigte Caleb einem älteren Mann namens Norman Janklow, einem regelmäßigen Guest des Lesesaals, ein Buch aus.

»Hier ist es, Norman.« Das Buch war ein Exemplar von Ernest Hemingways *In einem anderen Land*. Janklow war Hemingway-Fan. Der Band, den er jetzt entgegennahm, war eine Erstausgabe des Romans, zudem von Hemingway signiert.

»Wie gern würde ich dieses Buch besitzen, Caleb«, sagte Janklow.

»Ist mir klar, Norman. Ich auch.« Eine Hemingway-Erstausgabe mit Autogramm kostete mindestens 35000 Dollar, wusste Caleb – ein Preis, der seine monetären Möglichkeiten überstieg, und wahrscheinlich auch Janklows Mittel. »Aber wenigstens kann man es hier mal in die Hand nehmen.«

»Ich fange jetzt endlich an, meine Hemingway-Biografie zu schreiben.«

»Hervorragend.« Janklow fing schon seit zwei Jahren mit seiner Hemingway-Biografie an. Anscheinend bauchpinselte ihn diese Vorstellung, und Caleb gönnte ihm die harmlose Spinnerei.

Behutsam betastete Janklow das Buch. »Der Einband wurde restauriert«, stellte er leicht gereizt fest.

»Ja, stimmt. Viele unserer Erstausgaben amerikanischer Meisterwerke waren unter ungünstigen Bedingungen untergebracht, ehe die Raritätenabteilung sie erworben hat. Seit Jahren bemühen wir uns, den Restaurationsrückstand aufzuarbeiten. Dieses Exemplar war längst überfällig. Ich vermute, wegen eines verwaltungstechnischen Fehlers. So was kommt vor, wenn man fast eine Million Publikationen unter einem Dach aufbewahrt.«

»Mir wäre es lieber, die Bücher blieben im Originalzustand.«

»Nun ja, unser Hauptanliegen ist die Erhaltung. Eben weil wir Bücher restaurieren, steht Ihnen heute dieser Band zur Verfügung.«

»Ich bin Hemingway mal begegnet.«

»Ich kann mich erinnern, Sie haben es mir erzählt.« Mehr als hundertmal.

»Ein uriger Kerl war er, der alte Ernest. Wir haben uns in einem Café in Kuba abgefüllt.«

»Ja, richtig. Ich erinnere mich. Aber ich will Sie nicht von Ihren Recherchen abhalten.«

Janklow setzte die Lesebrille auf, legte sich ein paar Blätter Schreibpapier und einen Bleistift zurecht und vertiefte sich in Hemingways abenteuerliche Welt blühenden Vorstellungsvermögens und verknappter Sprache.

Pünktlich um elf Uhr betrat Oliver Stone den Lesesaal der Raritätenabteilung. Er trug einen zerknitterten dreiteiligen Tweedanzug und benutzte einen Gehstock. Das weiße Haar hatte er überaus ordentlich gekämmt, sein Bart war fein säuberlich gestutzt, und auf der Nase hatte er eine große

Sonnenbrille, die ihm etwas Insektenhaftes verlieh. Er ging so gebeugt, dass er zwanzig Jahre älter wirkte. Caleb verließ seinen Schreibtisch, obwohl er den Freund nur mit knapper Not erkannt hatte.

Als eine der Kolleginnen am Eingang sich Stone näherte, eilte Caleb ihm schleinigst entgegen. »Dorothy, ich kümmere mich darum. Ich kenne den Gentleman.«

Mit umständlichen Gebärden reichte Stone ihm eine schneeweisse Visitenkarte. »Wie versprochen, Herr Shaw, ich bin da, um die Bücher zu sehen.« Er sprach mit starkem deutschem Akzent, der sehr echt klang.

Dorothy, die Kollegin am Zugangsschalter, staunte ihn an. »Das ist Dr. Aust«, sagte Caleb zu ihr. »Wir haben uns Vorjahren auf einer Buchmesse kennen gelernt. In Frankfurt, nicht wahr?«

»Nein, Leipzig«, berichtigte ihn Stone. »Ich weiß es genau, denn es war Spargelzeit, und wenn Spargelzeit ist, esse ich meistens Spargel.« Er lächelte Dorothy zu, die sein Lächeln erwiderte und an ihren Arbeitsplatz zurückkehrte.

Plötzlich kam ein anderer Mann in den Lesesaal und blieb bei Stone und Caleb stehen. »Caleb, ich muss mal kurz mit Ihnen reden.«

Caleb wurde ein wenig blass. »Oh, hallo, Kevin. Äh, Kevin, das ist Dr. Aust aus Deutschland. Dr. Aust, das ist Kevin Philips. Seit Jonathans Ableben ist er diensthabender Leiter der Raritätenabteilung.«

»Aha, ja, wegen des viel zu frühen Hinscheidens von Herrn DeHaven«, sagte Stone. »Sehr traurig, sehr traurig.«

»Sie kannten Jonathan?«, fragte Philips.

»Nur seinen Ruf. Ich halte es für unwiderlegbar, dass er mit seiner Monografie über James Logans metrische Übertragung der *Monostichia Catonis* zu diesem Thema das letzte Wort gesprochen hat, nicht wahr?«

Philips setzte eine Miene des Bedauerns auf. »Ich muss gestehen, ich habe sie nicht gelesen.«

»Diese Lektüre ist sehr zu empfehlen, weil Logans Untersuchung die erste in Nordamerika entstandene Auseinandersetzung mit der europäischen Klassik ist«, klärte Stone ihn freundlich auf.

»Dann setze ich Logan ganz bestimmt auf meine Lese-liste«, beteuerte Philips. »Es ist eine Ironie, aber Bibliothekare finden oft keine Zeit zum Lesen.«

»Dann belästige ich Sie auf keinen Fall mit einer Bibliografie meiner Werke«, sagte Stone, indem er schmunzelte. »Zumal sie in Deutsch verfasst sind«, fügte er mit einem Kichern hinzu.

»Da Dr. Aust gerade in der Stadt ist«, erklärte Caleb, »habe ich ihn zu einer Besichtigung unserer Tresorräume eingeladen. Irgendwie sind wir beide spontan auf diesen Einfall gekommen.«

»Ja, natürlich, wieso nicht«, sagte Philips. »Soll uns eine Ehre sein.« Er senkte die Stimme. »Caleb, haben Sie das über Jonathan erfahren?«

»Oh ja.«

»Er hatte schlicht und einfach einen Herzinfarkt.«

Caleb schielte Stone an, der kaum merklich nickte. »Ja, so ist es wohl gewesen.«

Philips schüttelte den Kopf. »Meine Güte, und dabei war er jünger als ich. Da wird man wirklich nachdenklich, was?« Er blickte Stone an. »Dr. Aust, soll ich die Führung übernehmen?«

Stone lächelte und stützte sich gebeugt auf seinen Gehstock. »Nein, Herr Philips, ich sähe es lieber, wenn Sie sich die Zeit nehmen, um die Monografie Ihres verstorbenen Kollegen über die Monostichia *Catonis* zu lesen.«

Philips lachte gedämpft. »Wie schön, dass selbst berühmte Gelehrte sich einen gesunden Sinn für Humor bewahrt haben.«

»Ich gebe mir Mühe, Sir«, sagte Stone, indem er sich andeutungsweise verbeugte. »Ich gebe mir Mühe.«

Nachdem Philips sich entfernt hatte, strebten Caleb und Stone zu den Tresorräumen. »Woher weißt du über Jonathans Spezialgebiet Bescheid?«, erkundigte sich Caleb, sobald niemand mehr sie belauschen konnte.

»Ich habe Milton gebeten, für mich zu recherchieren. Er hat diese Monografie im Internet gefunden und mir ausgedruckt. Für den Fall, dass jemand wie Philips uns in die Quere kommt, hab ich mir den Text eingescannt und zur Brust genommen.« Caleb wirkte verstimmt.

»Was ist los?«, fragte Stone.

»Weißt du, es ist schon deprimierend, wie leicht ein Gelehrter gespielt werden kann.«

»Ich bin mir sicher, dass deine vorteilhafte Begrüßung für deinen Chef den Ausschlag gegeben hat.«

Caleb strahlte. »Ja, könnte schon sein«, sagte er bescheiden, »dass ich ein klein wenig zum Erfolg beigetragen habe.«

»Gut, und nun zeig mir, welchen Weg du an dem Tag gegangen bist.«

Caleb tat wie geheißen; die Führung endete im obersten Stockwerk. Erwies auf eine Stelle des Fußbodens. »Da hat er gelegen.« Er schauderte. »Du lieber Himmel, war das ein schrecklicher Anblick!«

Stone sah sich um, verharrte und zeigte auf einen Gegenstand an der Wand. »Was ist das?«

Caleb schaute hin. »Ach, das ist eine Düse der Brandbekämpfungsanlage.«

»Was denn? Trotz der vielen kostbaren Bücher wird hier zum Löschen Wasser benutzt?«

»Aber nein. Es ist ein Halon-1301-System.«

»Halon 1301?«, wiederholte Stone.

»Halon ist ein Gas ... das heißt, eigentlich ist es eine Flüssigkeit, aber wenn sie aus dem System kommt, wird sie zu Gas. Es ersticken das Feuer, ohne die Bücher zu beeinträchtigen.«

Diese Aussage löste bei Stone merkliche Erregung aus. »Erstickt? O Gott!« Befremdet blickte Caleb ihn an. Stone fragte: »Kannst du dir nicht denken, was ich meine?«

Schlagartig begriff Caleb, was Stone meinte. »Erstickt? Nein, Oliver, das kann unmöglich Jonathans Todesursache gewesen sein.«

»Wieso nicht?«

»Weil eine Person mehrere Minuten Zeit hätte, um diesen Bereich zu verlassen, ehe sie eine Wirkung spürt. Deshalb verwendet man Halon in von Menschen benutzten Gebäuden. Und es gibt einen Alarm, ehe das Gas freigesetzt wird. Zwar arbeitet man momentan an einem Austausch der Löschanlage, aber nicht, weil sie gefährlich wäre.«

»Sonst?«

»Halogene schädigen stark die Ozonschicht. Halon 1301 darf hierzulande noch zum erneuten Gebrauch recycelt werden, die Herstellung aber ist in den USA seit Mitte der Neunzigerjahre verboten. Allerdings ist die Regierung nach wie vor der größte Verwender.«

»Du weißt ja 'ne Menge über das Zeug.«

»Als die Löschanlage installiert wurde, mussten alle Mitarbeiter eine Schulung besuchen. Außerdem habe ich mich über das Thema zusätzlich informiert.«

»Weshalb?«

»Weil ich mich oft in den Tresorräumen aufhalte und ungern ein scheußliches Ende nehmen möchte«, bekannte Caleb. »Du weißt, dass es mir völlig an persönlichem Mut mangelt.«

Stone betrachtete die Düse. »Wo wird das Gas gelagert?«

»Im Keller. Es gelangt durch Rohre nach oben.«

»Du sagst, es wird als Flüssigkeit gelagert, kommt aber als Gas heraus?«

»Genau. Die Ausspritzgeschwindigkeit der Düse verwandelt die Flüssigkeit in Gas.«

»Dann muss es sehr kalt sein.«

»Ja, wenn man dabei vor der Düse steht, kann man sich Er-

frierungen zuziehen.«

»Was weißt du noch?«

»Na ja, wenn man lange genug hier im Raum bleibt, kann man natürlich ersticken. Faustregel ist: Fehlt es am Sauerstoff für ein Feuer, ist auch kein Sauerstoff zum Leben da.«

»Könnte das Gas einen Herzinfarkt verursachen?«

»Keine Ahnung. Aber das ist belanglos. Das System war nicht in Betrieb. Man hört den Warnton im ganzen Haus. Jonathan hätte schon tot sein müssen, um ihn zu überhören.«

»Und wenn die Warnanlage abgeschaltet war?«

»Wer hätte das tun sollen?«, hielt Caleb skeptisch dagegen.

»Ich weiß es nicht.«

Während der Unterhaltung hatte ein großes Belüftungsgitter, das in eine Säule integriert war, die ein Buchregal stützte, Stones Aufmerksamkeit erregt. »Gehört das zur Klimaanlage?«, fragte er. Caleb nickte. »Es muss etwas dagegen gefallen sein«, meinte Stone und deutete auf zwei verbogene Gitterstäbe.

»So was kommt vor, wenn jemand Bücherkarren umherschiebt.«

»Ich lasse Milton wegen des Halon-Systems recherchieren, vielleicht entdeckt er ja noch was«, sagte Stone. »Und Reuben hat aus seiner Zeit beim militärischen Geheimdienst noch alte Bekannte bei der Mordkommission vom D. C. und beim FBI. Ich werde ihn bitten, bei den Leuten bezüglich der Ermittlungen nachzufragen.«

»Wir haben heute Abend in DeHavens Haus ein Treffen mit Vincent Pearl vereinbart. Sollen wir angesichts der veränderten Lage den Termin absagen?«

Stone schüttelte den Kopf. »Nein. Diese Männer können uns aufspüren, Caleb, egal wo wir sind. Wenn wir in Gefahr schweben, will ich die Wahrheit selbst aufdecken, statt zu warten, bis es knallt.«

»Warum bin ich nicht einfach Mitglied in einem friedlichen, langweiligen Buchklub geworden?«, murmelte Caleb, als sie die Tresorräume verließen.

## KAPITEL 22

Am Abend fuhren sie in Calebs Chevy Nova zu DeHavens Wohnsitz. Inzwischen hatte Milton zahlreiche Informationen über Brandbekämpfungssysteme gesammelt. Dazu zählte unter anderem, dass »Halon 1301 geruch- und farblos« war und »Feuer durch Sauerstoffentzug, also Verunmöglichung des Verbrennungsprozesses« lösche. »Es verflüchtigt sich schnell und hinterlässt keine Rückstände. Sobald ein Halon-1301-System aktiviert wird, entlädt der Tank sich innerhalb von etwa zehn Sekunden.«

»Kann das Gas tödlich wirken?«, fragte Stone.

»Wenn man lange genug im Einflussbereich bleibt, kann durchaus der Tod durch Ersticken eintreten, je nach Dichte der Gaskonzentration. Auch ein Herzstillstand kann die Folge sein.« Stone schaute Caleb vielsagend an. »Nach dem Ergebnis der Autopsie ist DeHaven allerdings an kardiopulmonalem Herzversagen gestorben«, äußerte Milton. »Hätte er einen Herzstillstand gehabt, wäre als Todesursache myokardialer Infarkt genannt worden. Ein Herzschlag beziehungsweise Herzinfarkt ist physiologisch einwandfrei erkennbar. So was hätte der Gerichtsmediziner nicht übersehen.«

Stone nickte. »Na gut. Aber zum Ersticken kann es kommen, sagst du.«

»Nachdem ich nochmals mit Caleb darüber gesprochen habe«, antwortete Milton, »bezweifle ich, dass in diesem Fall die Rede davon sein kann.«

»Ich habe mich noch einmal gründlicher über das Halon-130i-System der Bibliothek schlaugemacht«, erklärte Caleb. »Es ist ein KBNS-System. Die Abkürzung steht für ›Keine-beobachtbaren-Nebenwirkungen-Standard‹, eine in der Brandbekämpfung normierte Anforderung. Diese Norm bezieht sich auf das Verhältnis zwischen der zum Feuerlöschen

unentbehrlichen Gaskonzentration und dem vorgeschriebenen Grad ihrer Unschädlichkeit für den menschlichen Organismus. Kurzum, bei einem KBNS-System bleibt genügend Zeit, sich aus dem Einsatzbereich des Gases in Sicherheit zu bringen, ehe es sich gesundheitsschädlich auswirken kann. Und selbst wenn es keinen Warnton gegeben hätte, wäre Jonathan auf das Geräusch der Gaseinspritzung aufmerksam geworden. Das Halon konnte ihn unmöglich so schnell umwerfen, dass er nicht hätte entkommen können.«

»Tja, dann sieht's so aus, als ob meine Theorie über Jonathan DeHavens Tod falsch ist«, gab Stone zu. Er spähte durch die Windschutzscheibe. Sie waren soeben in die Good Fellow Street eingebogen. »Ist das Vincent Pearl?«, fragte Stone.

Caleb nickte. »Wahrscheinlich kann er's nicht erwarten«, sagte er gereizt, »meine Einschätzung des Psalm Books zu widerlegen.«

Reuben feixte. »Wie ich sehe, hat er die Kutte daheim gelassen.«

»Haltet die Augen offen«, mahnte Stone, während sie aus dem Auto stiegen. »Wir werden ganz bestimmt beobachtet.«

Er hatte recht. Auf der anderen Straßenseite wurde dasselbe Fernglas wie am Vortag auf sie gerichtet, als sie Pearl begrüßten und sich anschickten, ins Haus zu gehen. Zudem hatte der Observator eine Kamera und machte ein paar Schnappschüsse.

Drinnen schlug Stone vor, dass nur Caleb den Antiquar ins Panzergewölbe begleitete. »Es ist ziemlich eng da unten, und wir sind keine Experten«, sagte er zur Begründung. »Wir warten hier oben.«

Caleb blickte Stone mürrisch an, weil es ihm anscheinend wenig behagte, Pearl allein ausgeliefert zu werden. Pearl wiederum maß Stone argwöhnischen Blicks; dann hob er die Schultern. »Ich brauche bestimmt nicht lange, um zu beweisen, dass dieses Psalm Book keine authentische Erstaus-

gabe ist.«

»Lasst euch Zeit«, rief Stone, als die beiden Männer den Lift betraten.

»Aber nicht so lange, dass die Holzwürmer euch anknabbern«, brummte Reuben.

»Also los, schnell«, sagte Stone, als die Lifttür sich geschlossen hatte. »Machen wir uns ans Durchsuchen.«

»Warum warten wir nicht, bis Pearl fort ist?«, fragte Milton. »Dann könnten wir gemeinsam mit Caleb alles in Ruhe anschauen.«

»Es ist nicht wegen Pearl. Ich möchte Caleb nicht dabeihaben. Er hätte bestimmt irgendwelche Einwände.«

Sie trennten sich und durchsuchten während der folgenden halben Stunde das Haus, so gründlich sie konnten.

»Nichts«, fasste Stone schließlich enttäuscht zusammen.

»Kein Tagebuch, keine Briefe.«

»Das hier hab ich in einem Fach des Schlafzimmerschranks gefunden«, sagte Reuben, der ein Foto in einem kleinen Rahmen in der Hand hielt. Es zeigte einen Mann und eine Frau. »Neben der Frau, das ist DeHaven. Ich erkenne ihn anhand seines Bilds in der Zeitung.«

Stone betrachtete das Foto und drehte es um. »Kein Name, kein Datum. Aber DeHavens Aussehen zufolge muss es vor vielen Jahren aufgenommen worden sein.«

»Caleb hat von dem Anwalt erfahren, dass DeHaven mal verheiratet war«, sagte Milton. »Kann das seine Ehefrau gewesen sein?«

»Falls ja, hat er Glück gehabt«, bemerkte Reuben. »Und sie wirken sehr zufrieden, also müssen sie noch am Anfang der Ehe gestanden haben. So was ändert sich im Laufe der Zeit, glaub mir.«

Stone schob das Foto in die Tasche. »Halten wir uns erst einmal daran.« Er blieb stehen und hob den Blick zur Zimmerdecke. »Das Haus hat ein Mansardendach.«

»Na und?«, fragte Reuben.

»Bei so alten Häusern gibt's dann meistens einen Dachboden.«

»Mir ist im Obergeschoss nichts dergleichen aufgefallen«, erklärte Milton.

»Vielleicht ist der Zugang versteckt«, sagte Stone.

Reuben sah auf die Uhr. »Wieso brauchen die beiden Bücherwürmer so lange? Ob die sich an die Gurgel gegangen sind?«

»Ich glaube nicht, dass sie mit kostbaren Erstausgaben aufeinander einprügeln«, beruhigte Milton ihn.

»Egal was sie beschäftigt, wir wollen hoffen, dass es noch ein Weilchen dauert«, sagte Stone. »Milton, du bleibst hier und stehst Schmiere. Sobald du den Lift hörst, warnst du uns.«

Die Suche nahm einige Minuten in Anspruch, doch zu guter Letzt entdeckte Stone den Eingang zum Dachboden hinter einer dicht an dicht mit Anzügen behängten Kleiderstange in DeHavens Schlafzimmerschrank. Die Tür war abgeschlossen, doch Stone hatte Nachschlüssel dabei, und es gelang ihm, das Schloss rasch zu knacken.

»Das muss nachträglich so eingerichtet worden sein«, vermutete Reuben.

Stone nickte. »Schränke zum Durchsteigen waren im neunzehnten Jahrhundert nicht sonderlich beliebt.«

Sie erklommen die Stiege. Unterwegs entdeckte Stone einen Lichtschalter und betätigte ihn; allerdings spendete die Lampe nur schwache Helligkeit. Sie betraten den geräumigen Dachboden und schauten sich um. Alles schien seit dem Bau des Hauses unverändert geblieben zu sein. Es gab mehrere Kisten und alte Koffer, doch stellte sich bei ihrer Untersuchung heraus, dass sie entweder leer waren oder voller unbrauchbarem Kram.

Dann sah Reuben etwas vor einem halbbogenförmigen Bleiglasfenster stehen. »Was hat denn ein Fernrohr hier zu suchen?«, fragte er.

»Nun ja, man wird ein Fernrohr wohl kaum im Keller aufstellen, oder?«

Reuben sah hinein. »Na, das ist ja ein Ding.«

»Was denn?«, rief Stone.

»Es ist auf das Nachbargebäude gerichtet.«

»Auf wessen Haus?«

»Woher soll ich ...« Reuben verstummte und drehte am Okular. »Oh, verdammt.«

»Was ist? Lass sehen.«

»Einen Moment, Oliver«, sagte Reuben. »Erst will ich eine gründliche Observation vornehmen.«

Einige Augenblicke lang wartete Stone; dann schob er den Freund beiseite. Er wischte das Okular sauber und erhielt durch ein Fenster Einblick ins Nachbarhaus. Zwar waren Vorhänge vorgezogen, aber das Fenster hatte ein fächerförmiges Oberlicht, das sie nicht verdeckten. Nur aus diesem hohen Blickwinkel konnte man durch das Oberlicht ins Zimmer sehen. Jetzt erkannte Stone, was Reuben so neugierig gemacht hatte. Der Raum war ein Schlafzimmer. Cornelius Behan saß nackt auf einem großen Himmelbett und guckte einer großen, hübschen Brünetten zu, die für ihn einen langsamem Striptease vollführte. Ihr Kleid und ein schwarzer Slip lagen schon auf dem Parkettboden. Gegenwärtig öffnete sie den BH. Als er fiel, hatte sie nur noch hohe Stöckelschuhe und halterlose Strümpfe an.

»He, Oliver, ich bin wieder dran!«, beschwerte sich Reuben und rüttelte mit seinen Pranken an Stones Schultern. Stone ließ sich nicht beeindrucken. »Mann, das ist unfair, ich hab das verdammt Fernrohr zuerst gesehen«, nörgelte Reuben.

Vor Stones Augen streifte die junge Frau die Strümpfe an den langen Beinen ab und warf sie Behan zu, der einen der Strümpfe über einen gewissen Teil seiner Anatomie hängte. Die Frau lachte, packte einen Bettpfosten und begann einen recht professionell wirkenden Pole Dance. Als sie die Schuhe

von den Füßen schüttelte und sich barfuß und nackt auf Behan zuschwang, der sie lüstern erwartete, überließ Stone das Teleskop wieder seinem Freund.

Reuben justierte das Okular. »So 'n Mist«, murkte er, »du hast es unscharf gemacht!«

»Stimmt gar nicht. Du hast auf die Linse gehechelt.«

Reuben beobachtete das Geschehen. »Ein kleiner, unattraktiver Mann und eine so schöne Frau. Welche Erklärung kann es dafür geben?«

»Ach, ich könnte dir Milliarden Gründe nennen.« Stone wurde nachdenklich. »DeHaven war also ein Spanner.«

»Kann man es ihm verübeln?«, entgegnete Reuben. »Au, das sah aus, als hätte es weh getan! Nee, schon gut, sah schlimmer aus, als es war ... Mannomann, diese Grazie ist aber gelenkig! Hals über Kopf, könnte man sagen.«

Stone hob den Kopf. »Wie bitte?«

Reuben war zu hingerissen, um zu antworten. »Aaah, jetzt sind sie auf dem Fußboden gelandet ... Uiii, stell dir vor, jetzt hebt sie ihn hoch!«

»Reuben, Milton ruft uns. Caleb und Pearl kommen wohl rauf.«

Doch Reuben hörte nicht zu. »Was ist denn das? So was hab ich bisher bloß im Affenhaus gesehen. Der Lüster muss wirklich fest in der Decke verankert sein.«

»Reuben! Komm!«

»Wie schafft sie das bloß freihändig?«

Stone packte den Freund und zerrte ihn zur Stiege. »Los doch!«

Unablässig beschwerte sich Reuben, während Stone ihn die Stufen hinabschubste. Sie trafen im Erdgeschoss ein, gerade als Caleb und Stone aus dem Lift traten.

Milton warf Stone und Reuben einen bösen Blick zu, weil sie sich erst in letzter Sekunde einfanden. Der Antiquar wirkte fassungslos, wogegen Calebs Gesicht einen Ausdruck des Triumphs zeigte.

»Ich weiß, es muss ein Schock für Sie sein«, sagte er und klopfte Pearl auf die Schulter. »Aber ich habe Ihnen gesagt, es ist ein Original.«

»Also ist es eine 1640er Erstausgabe?«

Pearl nickte matt. »Und ich habe sie in Händen gehalten. In diesen Händen.« Er sank in einen Sessel. »Ich bin fast in Ohnmacht gefallen. Shaw musste mir Wasser reichen.«

»Uns allen unterläuft mal ein Irrtum«, sagte Caleb inverständnisvollem Tonfall, dem sein breites Grinsen jedoch widersprach.

»Noch heute Morgen habe ich jede Einrichtung angerufen, die ein Psalm Book hat«, berichtete Pearl. »Yale, die Kongressbibliothek, die Old South Church in Boston ... überall habe ich angerufen. Alle haben mir bestätigt, dass ihr Exemplar vorhanden ist.« Mit einem Taschentuch tupfte er sich das Gesicht ab.

»Wir haben das Exemplar auf sämtliche gängigen Kriterien zur Feststellung der Authentizität geprüft«, sagte Caleb. »Darum haben wir so lange gebraucht.«

»Ich war der festen Überzeugung gewesen, dass es sich um eine Fälschung handelt«, gab Pearl erschüttert zu. »Zwar haben wir das ganze Buch untersucht, aber mir war schon nach einem Blick auf die ersten Seiten klar, dass es echt ist. Schon der ungleichmäßige Druck sprach dafür. Der Drucker hat manchmal die Druckerschwärze verdünnt, sonst sähe man zwischen den Buchstaben Spritzer. In Erstausgaben findet man im Text häufig Flecken getrockneter Druckerschwärze, die das Lesen erschweren. Damals war es noch nicht üblich, die Lettern regelmäßig zu waschen. Auch die übrigen Echtheitsbeweise, die man erwartet, ja, die vorliegen *müssen*, sind vorhanden. Alle.«

»Selbstverständlich muss die Echtheit noch von einer Expertengruppe offiziell festgestellt werden, die das Exemplar einer stilistischen, historischen und wissenschaftlichen Analyse unterzieht«, merkte Caleb an.

»So ist es«, pflichtete Pearl ihm bei. »Dennoch weiß ich im Herzen schon, wie das Ergebnis ausfallen wird.«

»Dass es ein zwölftes Exemplar des Psalm Books gibt?«, vergewisserte sich Stone.

»Jawohl«, antwortete Pearl mit gedämpfter Stimme. »Und Jonathan DeHaven hatte es in seiner Sammlung.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen, dass er es mir verschwiegen hat. Eines der seltensten Bücher der Welt zu haben, ein Buch, das nicht einmal die bedeutendsten Sammler aller Zeiten besaßen, und es geheim zu halten ... Warum?« Ratlos sah er Caleb an. »Warum, Shaw?«

»Ich weiß es nicht«, bekannte Caleb.

»Was ist denn so ein Buch wert?«, fragte Reuben.

»Wert?«, rief Pearl. »Wert? So ein Werk hat keinen Geldwert.«

»Aber wenn es verkauft werden soll, muss doch jemand einen Preis festsetzen.«

Pearl stand auf, um hin und her zu schreiten. »Der Verkaufspreis wird das höchste Gebot sein. Und es werden viele, viele Millionen Dollar sein. Zur Zeit schwimmen etliche Sammler und Institutionen im Geld, und der Fund wird auf gewaltiges Interesse stoßen. Seit sechs Jahrzehnten ist kein Psalm Book mehr auf dem Markt gewesen. Nun wird sich die allerletzte Gelegenheit ergeben, ein solches Exemplar einer Sammlung einzuverleiben.« Er blieb stehen und richtete den Blick auf Caleb. »Es wäre mir eine Ehre, die Auktion in die Wege zu leiten. Ich könnte es in Zusammenarbeit mit Sotheby's oder Christie's tun.«

Caleb holte tief Atem. »Erst muss ich das Ganze mal verkraften, Mr. Pearl. Lassen Sie mich ein, zwei Tage lang über alles nachdenken, dann rufe ich Sie an.«

Pearl wirkte enttäuscht, rang sich jedoch ein Lächeln ab.

»Ich warte gespannt auf Ihren Anruf.«

»Caleb«, sagte Stone, als Pearl verschwunden war, »während ihr unten im Panzergewölbe gewesen seid, haben

wir das Haus durchsucht.«

»Was habt ihr?«, rief Caleb. »Oliver, ich muss schon sagen! Ich habe den Zutritt zu diesem Haus ausschließlich in meiner Eigenschaft als Jonathans literarischer Nachlassverwalter erhalten. Ich habe kein Recht, sein anderes Eigentum in Augenschein zu nehmen, und Ihr schon gar nicht.«

»Erzähl ihm von dem Fernrohr«, sagte Reuben mit selbstgefälligem Schmunzeln.

Stone tat es, und statt Zorn empfand Caleb plötzlich Verblüffung. »Jonathan hat Leute beim Geschlechtsverkehr beobachtet? Das ist ja widerwärtig!«

»Oh nein, keineswegs, es ist vielmehr sehr erhebend«, widersprach Reuben ernsthaft. »Willst du mit mir nach oben gehen und dir ein paar Eindrücke verschaffen?«

»Nicht doch, Reuben«, sagte Stone. Dann zeigte er Caleb das Foto DeHavens und der jungen Frau.

»Wenn das Jonathans Frau war«, sagte Caleb, »muss das Foto aufgenommen worden sein, bevor ich ihn kennen gelernt habe.«

»Da er das Foto lange aufbewahrt hat«, meinte Milton, »ist es denkbar, dass er noch mit ihr in Verbindung stand.«

»Falls ja, sollten wir sie vielleicht ausfindig machen«, überlegte Stone. Sein Blick fiel auf ein Buch, das Caleb in der Hand hatte. »Was ist das?«

»Ein Buch aus Jonathans Sammlung, das restaurierungsbedürftig ist. Irgendwie ist es feucht geworden. Letztes Mal ist es mir nicht aufgefallen. Ich bringe es in die Restaurationsabteilung der Bibliothek. Unsere Restauratoren sind die besten der Welt. Einer von ihnen arbeitet noch ein bisschen nebenbei. Ich bin mir sicher, er kann den Schaden beheben.«

Stone nickte. »Aufgrund unerklärlicher Umstände hatte Jonathan DeHaven in seiner Sammlung eines der seltensten antiquarischen Bücher der Welt«, sagte er im Tonfall einer Warnung. »Er beobachtete am Fernrohr einen ehebrechenden Rüstungsproduzenten und hat möglicherweise mehr als

Geschlechtsverkehr gesehen. Und niemand weiß, wie er wirklich gestorben ist.« Er blickte seine Freunde an. »Ich glaube, wir wissen, was wir zu tun haben.«

»Weshalb müssen wir überhaupt etwas tun?«, fragte Reuben.

Stone sah ihn an. »Vielleicht ist Jonathan DeHaven ermordet worden. Jemand hat uns beschattet. Caleb arbeitet in der Kongressbibliothek, wo DeHaven sein Vorgesetzter war, und ist zu seinem literarischen Nachlassverwalter ernannt worden. Falls Cornelius Behan in DeHavens Tod verwickelt ist, könnte er jetzt argwöhnen, dass Caleb etwas weiß. Also schwebt Caleb möglicherweise in Gefahr. Je schneller wir die Wahrheit herausfinden, umso besser.«

»Wundervoll«, sagte Caleb sarkastisch. »Ich hoffe nur, dass ich dieses Abenteuer überlebe.«

## KAPITEL 23

»Sie erhalten von unserer zuständigen Stelle eine E-Mail«, erklärte Annabelle. Sie stand mit Bagger und mehreren seiner Mitarbeiter in der Betriebszentrale des Kasino Pompeji. »Wenn Sie die E-Mail öffnen, finden Sie detaillierte Instruktionen darin.«

»Wir öffnen ungern E-Mails unbekannter Herkunft«, sagte einer der Männer.

Annabelle nickte. »Überprüfen Sie sie mit sämtlichen Virensuchern. Ich nehme an, Sie sind auf dem aktuellen Stand.«

»Sind wir«, versicherte derselbe Mann zuversichtlich.

»Dann tut, was die Lady sagt, und checkt die E-Mail ganz genau«, knurrte Bagger.

Leo saß in einer Ecke der Räumlichkeit und behielt die Männer unter wachsamer Beobachtung. Seine Aufgabe war es, schon den geringsten Ansatz zum Misstrauen oder das leiseste Aufkeimen einer Irritation zu erkennen, während Annabelle die Sache durchzog. Dem Erfolg war es gewiss nicht abträglich, dass sie einen kurzen, sehr engen Rock trug – ohne Strumpfhose – und die beiden obersten Knöpfchen ihrer Bluse stets offen blieben. Alle Männer im Raum achteten begierig auf die Bewegungen ihrer Oberschenkel und das Wippen ihrer Brüste. Und solange sie das taten, konnten sie nicht so klar denken, wie es hätte sein müssen. Annabelle Conroy verstand es, jede Waffe ihres Arsenals zu nutzen, wie Leo seit langem wusste.

»Die einzige Form geduldeter Kommunikation geschieht durch das sichere Webportal, das in der E-Mail genannt ist. Unter keinen Umständen dürfen Sie Telefon oder Faxgerät verwenden, beide können angezapft werden.« Sie blickte Bagger an. »Ich muss mich berichtigen«, fügte sie hinzu.

»Beide werden angezapft.«

Bei dieser Bemerkung rutschten Bagers Brauen aufwärts. »Ihr habt's gehört«, sagte er, ohne sich dazu zu äußern. »Nur das Internet.« Tatsächlich konnte Bagger bei der ganzen Transaktion gelassen bleiben, denn er hatte ein Ass, sogar zwei Asse in der Hand: Bis sein Geld wieder da war, behielt er Annabelle und Leo im Gewahrsam.

»Der E-Mail ist zu entnehmen, wohin und wie die Einlage zu überweisen ist. In zwei Tagen kehrt die Summe plus Zinsen zurück auf Ihr Konto.«

»Binnen zwei Tagen wird eine Million zu 1,1 Millionen, ja?«, fragte Bagger.

Annabelle nickte. »Wie ich schon sagte, Jerry, kein schlechtes Geschäft.«

»Ich will's hoffen«, meinte Bagger in ominösem Tonfall. »Wann kann's losgehen?«

Annabelle guckte auf die Armbanduhr. »Die E-Mail müsste jeden Moment eintreffen.«

Bagger schnippte mit den Fingern, und einer der Mitarbeiter sah nach. »Da ist sie«, teilte der Mann mit. Er drückte einige Tasten. »Ich setze erst noch ein paar zusätzliche Virenscanner auf sie an, um ganz sicher zu sein, dass sie sauber ist.« Zwei Minuten verstrichen, dann hob der IT-Experte den Blick. »Okay, sie ist einwandfrei.«

»Öffnen«, befahl Bagger.

»Bestimmt haben Sie ein eigenes Bankingprogramm, nicht wahr?«, fragte Annabelle, obwohl sie dank ihrer sorgfältigen Recherchen die Antwort längst kannte.

»Wir loggen uns direkt bei der Bank ein«, sagte Bagger. »Ich mag's nicht, wenn Dritte sich mit meinem Zahlungsverkehr befassen oder mitkriegen, wohin ich Geld schicke. Wir erledigen unsere Zahlungsaufträge ausnahmslos am Computer. So gefällt es mir am besten.«

Mir auch, dachte Annabelle.

Zehn Minuten später waren aus Bagers Vermögen eine

Million Dollar zu einem ganz bestimmten Konto unterwegs.

»So, und nun seid ihr für die nächsten achtundvierzig Stunden meine ›Gäste‹«, sagte Bagger, als sie die Betriebszentrale verließen. »Da ergibt sich doch sicher eine Gelegenheit, sich besser kennen zu lernen.« Er lächelte und betrachtete Annabelles hochgewachsene, geschmeidige Gestalt von Kopf bis Fuß.

»Klingt gut«, sagte Annabelle.

»Ja, klingt gut«, meinte auch Leo.

Bagger sah Leo an, als hätte er schon vergessen, dass er ebenfalls einen Teil der Abmachung verkörperte. »Ja, gut«, murmelte er nur.

An den nächsten beiden Tagen aßen sie ihr Frühstück, das Mittag- und das Abendessen jedes Mal gemeinsam mit Bagger. In der übrigen Zeit hielten Baggers Gorillas vor ihren Hotelzimmern im Kasino Pompeji Wache und begleiteten sie auf all ihren Wegen. Bis in den späten Abend hockte Annabelle mit dem Kasinokönig bei Drinks zusammen und vereitelte gekonnt seine Annäherungsversuche, ließ ihm aber noch genug Mut für ein nächstes Mal. Wohlüberlegt deutete sie »abenteuerliche Erlebnisse« ihres vorgeblichen geheimdienstlichen Werdegangs an, um interessant und anziehend für ihn zu bleiben. Bagger schwafelte seinerseits mit dem ganzen Repertoire an Spiegelfechterei und Aufschneiderei, die man von einem solchen Mann erwarten musste, viel über sich selbst.

»Aus Ihnen wäre ein tüchtiger Geheimdienstler geworden, Jerry«, lobte sie ihn, während sie mit Martinis auf seiner Couch saßen. »Sie haben Köpfchen und Nerven aus Stahl, eine seltene Kombination.«

»Sag ich auch immer.« Er rutschte näher und betatschte ihren Schenkel. Dann wollte er sie küssen, aber sie drehte das Gesicht zur Seite.

»Jerry, wenn ich mich auf so was einlasse, könnte ich

ernste Scherereien kriegen.«

»Ach, wer soll es denn erfahren? Wir sind doch hier unter uns. Ich weiß, ich bin kein junger Hirsch mehr, aber ich bin jeden Tag im Fitnessraum und kann dir auf der Spielwiese so manche Überraschung bereiten, Schätzchen.«

»Lassen Sie mir einfach ein bisschen Zeit. Es ist nicht so, dass ich abgeneigt wäre, bloß hab ich momentan viel um die Ohren. Einverstanden?« Sie gab ihm ein Küsschen auf die Wange, und er war fürs Erste wieder zufrieden.

Am Ende der zweitägigen Frist war Bagger um 100000 Dollar reicher.

»Wollen wir's mal mit fünf Millionen versuchen, Jerry? Dann kämen Sie in achtundvierzig Stunden an eine halbe Million Zinsen.« Lässig saß Annabelle mit übereinandergeschlagenen Beinen auf Bagers Schreibtischkante, während Leo sich auf der Couch flächte.

»Nur wenn du bleibst«, antwortete Bagger, »bis das Geld wieder eintrudelt.«

Sie zwinkerte ihm zu. »Das gehört zur Vereinbarung, Jerry. Ich stehe zur Verfügung.«

»Das sagst du jedes Mal. Wohin geht das Geld eigentlich?«

»El Banco del Caribe, wie erwähnt.«

»Nein, ich meine, welche überseeische Operation wird damit finanziert?«

»Sie könnte es Ihnen sagen«, mischte Leo sich ein, »aber dann müsste ich Sie und sie liquidieren.« Ein Augenblick peinlichen Schweigens folgte, bis Annabelle lachte. Leo und Bagger stimmten ins Gelächter ein, Bagger allerdings etwas zögerlich.

Zwei Tage später hatte die Fünf-Millionen-»Einlage« Bagger 500000 Dollar eingebracht.

»Verdammst noch mal«, sagte Bagger, »das ist ja besser als Gelddrucken.« Er saß mit Annabelle und Leo in seinem Büro. »Ich weiß, dass Onkel Sam massenhaft Zaster hat, trotzdem

frage ich mich, wie die Regierung sich so was leisten kann.«

Annabelle zuckte mit den Schultern. »Wir können es gar nicht. Deshalb haben wir ja Billionen-Dollar-Defizite. Wenn wir mehr Geld brauchen, verscherbeln wir einfach weitere Schatzwechsel an die Saudis und Chinesen. Das kann nicht in alle Ewigkeit klappen, aber gegenwärtig läuft's.« Sie sah Bagger an und legte eine Hand auf seinen Arm. »Aber wenn Sie Mitleid mit Onkel Sam haben, Jerry, dürfen Sie uns das Geld gern ›zinslos‹ überlassen.«

Bagger lachte. »Seit vierzig Jahren halte ich mich an ein und dasselbe Motto: Jeder Arsch ist sich selbst der Nächste.«

Kein Motto könnte besser zu dir passen, dachte Annabelle, während sie ihm voller vorgetäuschter Bewunderung zu lächelte.

Im Sessel beugte Bagger sich vor, schielte dabei hinüber zu Leo. »Bist du jemals ohne den Schatten?«

»Kommt drauf an«, sagte Annabelle.

»Auf was?«

»Wie gut Sie und ich uns anfreunden.«

»Ich weiß genau, wie wir uns richtig gut anfreunden können.«

»Dann mal raus mit der Sprache.«

»Ich nehme eine ›Einlage‹ von 10 Millionen vor und kassiere für die Mühe ein rundes Millionchen. Kann Onkel Sam da mitziehen?«

»Überweisen Sie ganz einfach den Betrag, Jerry.«

»Und du bleibst hier, bis ich es zurückbekomme?«

»Wir bleiben beide«, sagte Leo.

Bagger verzog das Gesicht und senkte die Stimme zum Flüsterton, sodass Leo ihn nicht mehr hören konnte. »Ich vermute, wenn ich ihm eine Abreibung verpasse, reite ich mich tief in die Scheiße, was?«

»Erinnern Sie sich an den untersten Abschaum, von dem ich erzählt habe? Krümmen Sie ihm ein Haar, und dieses Ge- sindel erscheint auf Ihrer Schwelle. Ich rate wirklich davon

ab.«

»Verflucht noch mal«, murkte Bagger.

»Es ist doch alles gar nicht so unerfreulich, Jerry. Innerhalb von zwei Tagen sacken Sie eine Million ein und müssen dafür nicht mehr tun, als mit mir zu essen und zu trinken.«

»Ich will mehr, das ist dir doch klar?«

»Das wusste ich von dem Moment an, Jerry, als Sie den Stoff meines Kleids geprüft haben.«

Bagger brüllte vor Lachen. »Deine Art gefällt mir, Süße. Du bist zu gut für die Regierung. Du solltest für mich arbeiten. Dann erreichen wir in dieser Stadt ein ganz neues Niveau.«

»Glänzenden Zukunftsaussichten stehe ich immer offen gegenüber. Aber befassen wir uns doch erst mal damit, dass Sie an die Million gelangen. Ich möchte, dass Sie gut genug situiert bleiben, um mich so zu verwöhnen, wie ich es inzwischen zu genießen gelernt habe.« Annabelle tätschelte Bagger die Hand und strich mit einem Fingernagel zärtlich über die Handfläche. Sie spürte, dass er von Kopf bis Fuß erschauderte.

»Du bringst mich um, Schätzchen«, winselte er in jämmerlichem Tonfall.

Oh nein. Das kommt später.

## KAPITEL 24

Zwei Tage später war Bagger, seit Annabelle und Leo ihm über den Weg gelaufen waren, um insgesamt 1,6 Millionen Dollar reicher geworden, ohne allerdings zu ahnen, dass das Geld aus der Dreimillionenbeute stammte, die sie bei ihren vorherigen Fischzügen gemacht hatten. Die Überweisung der »Zinszahlungen« war durch Tony von ihrem Konto auf das Konto vorgenommen worden, auf dem Baggers »Einlage« zeitweilig ruhte. Das Ganze glich einem Schneeballsystem, das unweigerlich irgendwann platzen musste. Dass es auch in diesem Fall dazu kam, wollte Annabelle selbstverständlich nicht zulassen.

Bagger empfand sichtlich Zufriedenheit, zumal er glaubte, dass die Regierung, sein gefürchteter Widersacher, die Zeche zahlte. In ihrem luxuriösen Hotelzimmer – nach dem letzten Zahlungseingang war ihr und Leo auf Baggers persönliche Anordnung die Präsidentensuite zugeteilt worden, wo der Kasinokönig sie praktisch mit Blumen überschüttete – durchforschte Annabelle Zeitung um Zeitung nach einem Thema der Berichterstattung, das sie für ihre Zwecke brauchte, und endlich fand sie es. Weder hier noch irgendwo anders im Kasino konnten sie und Leo sich freimütig unterhalten. Sie mussten unterstellen, dass man sie entweder mit elektronischen Mitteln belauschte oder die Gorillas die Ohren spitzten. Als einzige Form der Verständigung blieb ihnen daher ein ausgefeiltes System von Hand- und Augenzeichen, das sie im Lauf der Jahre entwickelt hatten und das keinem Dritten auffiel.

Als sie sich im Korridor begegneten, sagte Annabelle »Guten Morgen!« und gab Leo ein Zeichen, indem sie am rechten Zeigefinger den Ring drehte. Leo erwiderte den Gruß; dann befummelte er den Knoten seines Schlipses und

schnäuzte sich die Nase. Auf diese Weise bestätigte er, ihr Zeichen verstanden zu haben und zu wissen, was er zu tun hatte.

Bevor sie den Lift betrat, um Badders Büro aufzusuchen, atmete Annabelle noch einmal tief durch. Im Gegensatz zu Leos Annahme hatte sie sehr wohl Nerven. Dieser letzte Schritt entschied über Erfolg oder Misserfolg des Coups. Falls es nicht tadellos lief, war alles, was sie in den vergangenen Wochen getrieben hatten, vergebens gewesen. Dann verlor sie nicht nur das Bagger überwiesene Geld – sie würde auch nicht mehr lange genug leben, um noch etwas von ihrem Anteil der restlichen 1,4 Millionen zu haben.

Annabelle erreichte das Büro und wurde sofort eingelassen, weil die Gorillas sich längst an ihr Kommen und Gehen gewöhnt hatten. Bagger empfing sie mit einer Umarmung, bei der eine Hand tiefer glitt, als es sich gehörte; seine Finger packten ihr Gesäß und drückten leicht zu, ehe die Hand sich entfernte. Annabelle hatte Bagger jedes Mal ein wenig zudringlicher werden lassen; sie wusste, dass er vorerst keinen stärkeren Anreiz brauchte. Er ging auf Abstand und lächelte. »Was kann ich heute Morgen für mein zauberhaftes Finanzgenie tun?«

Annabelle setzte eine trübsinnige Miene auf. »Es gibt schlechte Neuigkeiten. Ich werde in mein Einsatz-HQ. gerufen.«

»Zum Henker, was soll das heißen?«

»Das heißt, ich werde an einen neuen Einsatzort geschickt.«

»Wohin?« Er sah ihr ins Gesicht. »Ich sehe schon«, sagte er, »du darfst es mir nicht verraten.«

Sie hielt ihm eine Seite der Morgenzeitung hin. »Daraus können Sie sich was zusammenreimen.«

Bagger nahm die Zeitung und starre auf den Artikel, den sie ihm zeigte. Der ziemlich detaillierte Bericht betraf einen Korruptionsskandal im Dunstkreis der russischen Regierung,

in den auch ein ausländischer Investor verstrickt sein sollte. Entgeistert sah Bagger sie an. »Du gehst von Kasinos zu einem lausigen Investor in Moskau?«

Annabelle nahm die Zeitungsseite zur Hand. »Er ist nicht irgendein Investor.«

»Du kennst die Leute?«

»Ich kann nur eins sagen: Die Vereinigten Staaten haben das allergrößte Interesse daran, dass diese Angelegenheit nie vor einem Gericht breitgetreten wird. Deshalb muss ich eingreifen.«

»Wie lange bleibst du fort?«

»Schwer zu sagen. Wenn ich in Russland fertig bin, werde ich woanders sein.« Sie rieb sich die Schläfen. »Haben Sie Aspirin?«

Bagger öffnete eine Schreibtischschublade und reichte Annabelle ein Plastikröhrchen. Er füllte ihr ein Glas Wasser. Sie löste darin drei Brausetabletten auf und trank es leer.

Bagger setzte sich. »Du siehst wirklich angeschlagen aus.«

»Jerry«, antwortete sie müde, indem sie sich erneut auf seine Schreibtischkante schwang, »im letzten Jahr bin ich an so vielen verschiedenen Orten gewesen, dass ich den Überblick verloren habe. Würde ich einen normalen Reisepass benutzen, müssten ungefähr zwanzig Stempel drin sein. Manchmal macht es einen fix und fertig. Aber keine Sorge, ich krieg's auf die Reihe.«

»Warum steigst du dann nicht aus?«, drängte Bagger.

Annabelle lachte bitter auf. »Aussteigen? Und meinen Pensionsanspruch verlieren? Dafür bin ich schon zu lange dabei. Auch Staatsdiener müssen mal essen.«

»Dann komm und arbeite für mich. Ich zahle dir in einem Jahr mehr, als du bei den Clowns in zwanzig Jahren verdienst.«

»Ja, klar.«

»Das ist mein Ernst. Ich mag dich. Du kannst was.«

»Es gefällt dir, dass du durch mich in kurzer Zeit über

anderthalb Millionen Mäuse eingestrichen hast.«

»Ja, ich will's nicht leugnen. Aber inzwischen kenne ich dich ganz gut. Und du gefällst mir, Pam.«

»In Wahrheit heiße ich gar nicht Pamela. So gut kennst du mich wirklich.«

»Das macht die Sache doch nur umso spannender. Denk drüber nach, ja?«

Annabelle spielte die Zaudernde. »Ich habe in den letzten Tagen über meine Zukunft nachgedacht. Ich bin unverheiratet. Meine Arbeit ist mein Leben, und umgekehrt. Und ein junges Reh bin ich auch nicht gerade mehr.«

Bagger stand auf und schlang einen Arm um ihre Schulter. »Willst du mich verarschen? Du bist einfach wundervoll. Jeder Mann wäre überglücklich, dich zu haben.«

Sie tatschte seinen Arm. »Du hast mich noch nicht frühmorgens gesehen, bevor ich mein Make-up auflege und Kaffee trinke.«

»Ach, meine Liebe, von mir aus können wir mich jederzeit auf die Probe stellen.« Bagger's Hand rutschte hinunter in Annabelles Kreuz und blieb dort, streichelte sie sanft. Er streckte die andere Hand in Richtung Schreibtisch aus und drückte eine Taste, und die elektrischen Rollos schlossen sich über den Fenstern.

»Was soll denn das?«, fragte Annabelle und wölbte die Brauen.

»Bei gewissen Dingen bin ich gern ungestört.« Seine Hand bewegte sich tiefer hinab.

Genau im richtigen Augenblick summte Annabelles Handy. Sie warf einen Blick auf die Rufnummer des Anrufers. »Oh verdammt.« Sie verließ den Schreibtisch und entfernte sich von Bagger, den Blick aufs Display geheftet.

»Wer ist das?«, fragte er.

»Mein Abteilungsleiter. Wenn er anruft, sieht man nur Nullen.« Annabelle tat so, als müsste sie sich zusammenreißen, und nahm den Anruf entgegen. »Ja, Sir?« Mehrere

Minuten lang sprach sie kein Wort und hörte nur zu; dann trennte sie die Verbindung. »Dreckskerl!«, schrie sie. »So ein Arschloch!«

»Was ist denn los, Schätzchen?«

Annabelle schien innerlich zu schäumen. »Meinem hoch geschätzten Abteilungsleiter, dem elenden Blödmann, beliebt es, mir neue Anweisungen zu erteilen. Statt nach Russland muss ich nach Portland in Oregon, stell dir das mal vor!«

»Oregon? Braucht ihr denn Geheimdienstler in Oregon?«

»Das ist ein Abschiebeposten, Jerry. Dorthin versetzt unser Laden Leute, die höheren Ortes unangenehm aufgefallen sind.«

»Wie ist es möglich, dass du an ein und demselben Morgen, statt nach Russland zu fliegen, nach Oregon umdirigiert wirst?«

»Der Auftrag in Russland kam von meinem Einsatzleiter. Die Schnapsidee mit Oregon hatte mein Abteilungsleiter, der auf der nächsthöheren Ebene sitzt. Deshalb haben seine Anordnungen Vorrang.«

»Was hat dein Abteilungsleiter denn gegen dich?«

»Keine Ahnung. Vielleicht mache ich meine Arbeit zu gut.« Annabelle tat so, als wollte sie etwas hinzufügen, würde es sich dann aber verkneifen.

Doch Bagger entging es nicht. »Komm schon, sag's ruhig. Vielleicht kann ich dir helfen.«

Annabelle seufzte. »Ob du's glaubst oder nicht, der Kerl will mit mir schlafen. Aber er ist verheiratet, darum hab ich ihm geraten, er soll die Finger bei sich behalten.«

Baggers Augen funkelten. »So ein Schweinehund. Immer der gleiche Scheiß. Wenn die Frau nicht einknickt, kriegt sie einen Tritt in den Hintern.«

Trübselig betrachtete Annabelle ihre Hände. »Das ist der Schlussstrich unter meine Laufbahn, Jerry. Portland! Gottverdammst noch mal!« Sie schleuderte das Handy an die Wand, wo es in zwei Teile zerbrach. Dann sank sie in einen

Sessel. »Vielleicht hätte ich doch mit dem Mistkerl pennen sollen.«

Bagger massierte ihr die Schultern. »Auf gar keinen Fall. Wenn du dich einmal mit so einem Schleimbeutel einlässt, erwartet er, dass du immer wieder nachgibst. Und dann wird er dich irgendwann leid oder zieht sich ein neues Liebchen an Land. Und schließlich endest du mir nichts, dir nichts doch in Portland.«

»Ich würde dem miesen Schwein zu gern mal so richtig eins auswischen.«

Bagger blickte versonnen drein. »Da könnte ich unter Umständen dran drehen.«

Annabelle maß ihn mit aufmerksamen Blicken. »Jerry, dem Mann kannst du nichts anhaben!«

»An so was denke ich gar nicht, Schätzchen. Aber du hast gesagt, er könnte sauer sein, weil du deine Arbeit zu gut machst. Wie soll man so was verstehen?«

»Wenn ich hohe Summen akquiriere, erwarten die Leute geradezu, dass ich aufsteige. Aber sobald es dann so weit ist, empfindet er mich als Gefahr für seinen Posten. Glaub es oder nicht, Jerry, es gibt nur wenige Frauen, die schaffen, was ich leiste. Ich weiß von etlichen Kollegen, dass sie lieber eine Abteilungsleiterin hätten. Auf jeden Fall, wenn ich öfter Leute wie dich einbeziehe und unsere überseeischen Operationen mit reichlich ›recyceltem‹ Geld abpolstere, ist es natürlich vorteilhaft für meine Laufbahn. Nur sieht mein Abteilungsleiter darin eine Bedrohung für sich.«

»Teufel noch mal, dass man für zu gute Arbeit bestraft wird, ist wirklich nur im Staatsdienst möglich.« Kurz überlegte Bagger. »Also, ich weiß, wie man diesem Blödian zeigen kann, was 'ne Harke ist.«

»Was meinst du?«

»Unser nächstes Geschäft mit El Banco.«

»Jerry, ich werde abberufen. Mein Kollege und ich sitzen heute Abend im Flugzeug.«

»Sicher, sicher, aber ich hab da einen Vorschlag. Bevor du abreist, kannst du doch noch eine Transaktion veranlassen, oder?«

Annabelle tat nachdenklich. »Ja, sicher. Schön und gut, ich meine, die Vollmacht hab ich. Aber keine ›Einlage‹ in Millionenhöhe schützt mich vor der Willkür dieses Dreck-sacks.«

»Ich rede nicht von einer mickrigen Million.« Bagger musterte Annabelle. »Was war die höchste einzelne Einlage, die du bisher recycelt hast?«

Annabelle tat so, als müsste sich erst erinnern. »Bei den meisten Transaktionen ging es um eine Million bis fünf Millionen. In Vegas allerdings habe ich mal 15 Millionen an Land gezogen. Und zwanzig in New York, aber das ist schon zwei Jahre her.«

»Alles Kleinvieh.«

»Kleinvieh?«

»Was für eine Akquisition würde diesen Burschen krank-ärgern? Na?«

»Ich weiß, nicht, Jerry. 30 Millionen ...«

»Erhöhen wir auf 40 Millionen. Und lassen wir sie statt zwei Tage vier Tage liegen.«

Bagger rechnete im Kopf etwas durch. »Das gäbe statt 10 sogar 20 Prozent. Also 8 Millionen für mich. Ein ordentliches Scheibchen Recycling.«

»Du kannst 40 Millionen entbehren?«

»Hach, was glaubst du, mit wem du sprichst? Und wir hatten hier letzte Woche zwei Championships. Mein Geld-speicher ist randvoll.«

»Warum willst du das tun?«

»Sogar jemand wie ich gerät in Versuchung, wenn er in vier Tagen 8 Millionen absahnen kann.« Bagger streichelte Annabelles Nacken. »Außerdem habe ich mich an dich gewöhnt, Schätzchen.«

»Trotzdem muss ich nach Oregon. Ich darf mich dienst-

lichen Anweisungen nicht widersetzen.«

»Gut, flieg nach Oregon. Aber denk ernsthaft darüber nach, ob du nicht aussteigst und lieber zu mir kommst. Ich gebe dir von den 8 Millionen 10 Prozent und richte dir das Leben herrlich ein.«

»Ich bin nicht wild darauf, von dir ausgehalten zu werden, Jerry. Ich hab ein Gehirn.«

»Ja, hast du. Und ich habe vor, Nutzen daraus zu ziehen. Und auch aus dem Rest von dir.« Bagers Hand strich über ihren Rücken. »Ich ruf die Jungs an.«

»Aber ich habe doch gesagt, dass ich heute Abend mit einem Privatflugzeug nach Oregon fliege.«

»Ich hab's kapiert.«

»Was ich damit sagen will, Jerry ... du bekommst dein Geld nicht zurück, ehe ich fort bin.«

Bagger lachte. »Ach, du meinst, du stehst nicht mehr als Geisel zur Verfügung? Ich glaube, darüber sind wir hinaus, Schätzchen. Du hast mir 1,6 Millionen zugeschanzt, und noch ist nicht Schluss. Damit hast du aus meiner Sicht deine Zuverlässigkeit bewiesen.«

»Hi es nur, wenn du dir ganz sicher bist. 40 Millionen sind eine Stange Geld.«

»He, es war nicht deine Idee, es war meine. Ich zieh die Sache durch.«

Annabelle stand auf. »Ich habe schon viele solcher Transaktionen hinter mir, Jerry, für mich ist es Routine.« Sie schwieg einen Moment. »Außer dir wollten alle immer bloß wissen: Wie viel, wie viel? Gierige Lumpen!« Sie schwieg nochmals, schien nach Worten zu suchen, obwohl sie alles auswendig gelernt und geprobt hatte. »Du bist der Erste, der mal was für mich tut. Und ich weiß es zu würdigen. Mehr, als du jemals verstehen wirst.« Der letzte Satz enthielt vermutlich die einzige Wahrheit, die sie je in Bagers Gegenwart geäußert hatte.

Sie sahen sich an. Langsam hob Annabelle die Arme und

wappnete sich. Sofort drängte Bagger sich an sie.

Sein widerliches Rasierwasser verschlug ihr schier den Atem. Ohne viel Umschweife fanden seine starken Hände den Weg unter ihren Rock und blieben dort. Annabelle duldet es, ertrug stumm das grobe Fummeln. Am liebsten hätte sie ihm das Knie in den Unterleib gerammt.

Nimm dich zusammen, ermahnte sie sich. Du hältst es aus. Du musst es aushalten.

»Oh, Schätzchen«, stöhnte Bagger ihr ins Ohr. »Komm, lass es uns hier tun. Einmal wenigstens, ehe du abreist. Gleich hier auf der Couch. Ich bin verrückt nach dir. Verrückt!«

»Ich glaube dir, Jerry, ich fühl's an meinem Bein«, sagte Annabelle, als es ihr endlich gelang, sich ihm zu entwinden. Sie rückte ihre Unterwäsche zurecht und strich sich den Rock glatt. »Na schön, mein Hengst, ich sehe, ich kann dir nicht mehr lange widerstehen. Sag mal, bist du schon in Rom gewesen?«

Bagger wirkte verdutzt. »Nein. Wieso?«

»Jedes Jahr, wenn ich meinen allzu seltenen Urlaub habe, miete ich dort eine Villa. Ich rufe dich an und gebe dir alle Einzelheiten durch. Und in zwei Wochen, von heute an gerechnet, treffen wir uns da.«

»Warum in zwei Wochen? Weshalb nicht gleich?«

»Dadurch bekomme ich Zeit, bei meiner neuen Dienststelle anzutanzen und vielleicht die Vierzig-Millionen- Akquisition zu nutzen, um einen besseren Einsatzbereich als Portland herauszuschinden.«

»Aber es bleibt bei meinem Angebot, für mich tätig zu werden. Und ich kann verdammt hartnäckig sein.«

Sinnlich fuhr sie mit einem Finger über seinen Mund. »Zeig mir in Rom, wie beharrlich du bist, Liebling.«

Zwei Stunden später verließ die Vierzig-Millionen- Überweisung das Kasino Pompeji auf elektronischem Wege. Die E-Mail, die Tony als erste an die Betriebszentrale des Kasinos geschickt hatte, war mit einer speziellen Komponente ge-

spickt gewesen, einer ultramodernen Spyware, die es ihm jetzt ermöglichte, von außen auf das Computersystem des Kasinos Einfluss zu nehmen. Mit ihrer Hilfe hatte er das Bankingprogramm mit einem neuen Code infiltriert.

Alle drei vorherigen Überweisungen waren tatsächlich an El Banco del Caribe gegangen, doch als man die 40 Millionen überwies, wurden sie automatisch an eine andere ausländische Bank umgeleitet, auf ein Konto, dessen Inhaberin Annabelle Conroy war. Während es für Baggers Mitarbeiter den Anschein hatte, als wäre das Geld bei El Banco eingetroffen – das Pompeji erhielt automatisch eine elektronische Quittung –, stand schon jetzt unumstößlich fest, dass Bagger keinen Cent davon wiedersah. Die Spyware bildete in Annabelles Plan das Kernstück; nur durch sie ließen sich Baggers Computer manipulieren. Sobald Tony sie etabliert hatte, waren Tür und Tor offen gewesen. Und dann hatte Annabelle ihre Rolle gespielt, in deren Verlauf sie dafür sorgte, dass Geldgier und Lust Bagger weit genug verblendeten, um die beste Methode zum Abzocken anwenden zu können, indem das Opfer die Abzockmethode selbst vorschlug.

In vier Tagen, fast auf die Minute genau, musste Bagger ein bisschen nervös werden, wenn sein Geld ausblieb. Eine Stunde später wurde ihm gewiss mulmig zumute. Und noch eine Stunde später kochte er zweifellos vor mörderischer Wut. Bis dahin waren Annabelle und ihre Kumpane längst mit über 41 Millionen steuerfreien Dollars zur Verschönerung des Lebens über alle Berge.

Dann konnte Annabelle Conroy sich eine Hochseejacht kaufen und den Rest ihres Lebens auf dem Meer verbringen, ohne jemals wieder Hammel scheren zu müssen. Dennoch hatte sie das Empfinden, dass Bagger keine ausreichend schwere Strafe traf, als sie sein Büro verließ, um ihren Koffer zu packen. Doch vor dem Kofferpacken beabsichtigte sie zu duschen, um das Gefühl seiner schmierigen Hände auf ihrer Haut abzuwaschen.

Beim Duschen dachte Annabelle nochmals daran, dass der Verlust des Geldes keine ausreichende Bestrafung jenes Mannes darstellte, von dem ihre Mutter ermordet worden war, weil Paddy Conroy ihn um 10000 Dollar betrogen hatte. Sie konnte sich gar keine Strafe vorstellen, die hart genug gewesen wäre. Und doch musste Annabelle zugeben, der Verlust von 40 Millionen Dollar war ein ganz netter Anfang.

## KAPITEL 25

Roger Seagraves hatte Oliver Stones Wohnsitz ermittelt und in Stones Abwesenheit Männer in das Friedhofsgärtnerhäuschen geschickt. Sie hatten es gründlich durchsucht, ohne eine Spur zu hinterlassen. Am wichtigsten war jedoch, dass sie Stones Fingerabdrücke gesichert hatten – einmal von einem Glas, einmal von der Arbeitsfläche in der Küche.

Seagraves hatte nach den Fingerabdrücken im allgemeinen CIA-Datenbestand gefahndet, aber nichts gefunden. Mittels eines Passworts, das er von einem Kollegen »organisiert« hatte, versuchte er es mit einer äußerst geheimen Datenbank, erhielt Zugang und ließ dort nach den Fingerabdrücken forschen. Nach einer Minute geriet er an Unterverzeichnis 666, von dem er wusste, doch kam auf seine Suchanforderung bezüglich der Fingerabdrücke Stones der Bescheid »Zugriff verweigert«. Seagraves kannte Unterverzeichnis 666, weil sich darin auch seine Personaldatei befand, auch wenn er heute nicht mehr als die Art von »Personal« tätig war, die man in diesen Dateien erfasste. Über die Nummerierung 666 hatte er oft gelacht, weil er sie als ebenso pfiffig wie zutreffend empfand.

Seagraves schloss die Bildschirmfenster und dachte über den neuesten Stand der Dinge nach. Stone hatte für die CIA gearbeitet, aber seinem Alter nach zu urteilen, musste es lange her sein. Wahrscheinlich war er »Terminator« gewesen, denn die Dreimal-sechs-Klassifikation gab es nicht für Leute, die bei der CIA Stifte schwangen oder Computertasten drückten. Vorerst wusste Seagraves nicht, was er von dieser Entdeckung halten sollte. Er hatte erfahren, dass an Stones Freund in der Kongressbibliothek der Auftrag ergangen war, DeHavens Büchersammlung zu verkaufen. Dummerweise war Stone darauf aufmerksam geworden, dass Seagraves' Männer ihn

beschatteten. Und ein Dreimal-sechs-Mann war ein Mensch mit angeborener Paranoia; sie war eine der zahlreichen Voraussetzungen für seinen Job.

Soll ich ihn umgehend liquidieren?, fragte sich Seagraves. Oder wird dadurch alles nur noch schlimmer? Schließlich beschloss er, diese Maßnahme aufzuschieben. Die Option stand ihm auch später noch frei. Nötigenfalls, sagte er sich, erledige ich es selbst. Ein Dreimal-sechs liquidiert einen anderen Dreimal-sechs. Jung gegen Alt, und in diesem Konflikt siegt immer der Junge. Du bleibst am Leben, Oliver Stone. Wenigstens vorerst.

Aber irgend etwas musste er gegen den Mann unternehmen. Besser heute als morgen.

Zwei Tage nach dem letzten Aufenthalt in DeHavens Haus fuhren Stone und Reuben mit Reubens Motorrad zu einem Antiquariat in Old Town Alexandria. Die Buchhandlung hatte einen lateinischen Namen, dessen Übersetzung »Viertes Buch der Sentenzen« bedeutete. Caleb war Mitinhaber des Ladens, der früher »Doug's Books« hieß, bis Caleb auf die brillante Idee kam, ihm einen Namen zu geben, der die gebildete, wohlhabende Kundschaft der hiesigen Gegend wirksamer anlockte. Doch Stone suchte das Antiquariat keineswegs auf, um sich noch mehr alte Schwarten anzusehen. Vielmehr hatte er dort ein kleines Archiv angelegt, in das er nun Einblick zu nehmen beabsichtigte.

Der Inhaber der Buchhandlung, also Doug, der sich im Alltag aber förmlicher mit »Douglas« anreden ließ, gestattete Stone freien Zutritt in das verborgene Archiv.

Douglas fürchtete sich nämlich vor Stone, weil ihm Caleb (auf Stones eigenen Wunsch) weisgemacht hatte, er wäre ein wahnsinniger Mörder und nur infolge eines Verfahrensfehlers aus der forensischen Klinik entlassen worden.

Stones Privatarchiv befand sich im Keller des uralten Gebäudes hinter einer Geheimtür, die man öffnete, indem man

an einem Draht zog, der im Abzug eines Kamins hing. In der Kammer hinter der Geheimtür, einem ehemaligen Priesterversteck, lagerten viele Andenken aus Stones früherem Leben, eine Sammlung etlicher Notizbücher sowie Kladden, in die er Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften geklebt hatte.

Während Reuben die Taschenlampe hielt, kramte Stone mehrere Kladden heraus und nahm sie mit. Reuben setzte ihn am Friedhofsgärtnerhäuschen ab.

»Halt bloß die Augen offen, Oliver«, warnte ihn Reuben. »Wenn der kleine Scheißkerl Behan hinter diesen Sauereien steckt, dürfen wir nicht vergessen, dass er eine Menge Einfluss und Beziehungen hat.«

Stone versicherte ihm, vorsichtig zu sein, verabschiedete sich und betrat das Haus. Er brühte sich einen starken Kaffee auf, setzte sich an den Schreibtisch und blätterte in den Kladden. Die Berichte, die er las, beschäftigten sich mit der Ermordung Robert »Bob« Bradleys, des Sprechers des Abgeordnetenhauses, und der fast gleichzeitigen Zerstörung seines Wohnsitzes – ein zeitliches Zusammentreffen zweier Ereignisse, in dem nicht einmal der Naiveste einen Zufall erblicken konnte. Doch allem Anschein nach gab es keinerlei Verbindung zwischen dem unzweifelhaften Mord an Bradley, den eine einheimische Terroristengruppe verübt haben wollte, die sich »Amerikaner gegen 1984« nannte, und dem offenbar natürlichen Ableben Jonathan DeHavens. Das FBI hatte von den »Amerikanern gegen 1984« ein Bekennerschreiben erhalten, in dem es hieß, Bradleys Ermordung sei der erste Schlag ihres Krieges gegen die Bundesregierung gewesen. Die Terroristen hatten weitere Attentate angekündigt; infolgedessen waren in Washington die Sicherheitsvorkehrungen verstärkt worden.

Während er Seiten umblätterte, ließ irgend etwas Stone nicht los, doch was es war, wollte ihm einfach nicht bewusst werden. Bradley war nur kurze Zeit Sprecher des Abgeordnetenhauses gewesen, und zwar nach einem Politskandal,

bei dem der vorherige Sprecher sowie der Chef der Mehrheitsfraktion als käuflich entlarvt und im Zusammenhang mit Wahlkampfetats der Geldwäsche überführt worden waren. Normalerweise wäre ein anderer Parteibonze in das Amt des Sprechers nachgerückt, doch weil beide Führungskräfte im Gefängnis saßen, galt es, ungewöhnliche Konsequenzen zu ziehen. Und Bob Bradley, ein resoluter Ausschussvorsitzender mit makelloser Reputation, den man nie im Dunstkreis der hochstehenden Karrieristen seiner Partei herumschleimen gesehen hatte, war der politische Moses geworden, der das Parteivolk aus der an Tretminen reichen Wüste der Korruption führen sollte.

Den Anfang hatte er gemacht, indem er eine moralische Wende im Abgeordnetenhaus und die Zerschlagung des Lobbyismus ankündigte. Verheißen hatten dergleichen schon viele Politiker, aber während kaum jemand, falls überhaupt einer, es jemals ernsthaft angegangen hatte, war man von Bob Bradley der Meinung gewesen, dass er es schaffen könnte.

Stone klappte eine andere Kladde auf und widmete sich der Lektüre eines anderen Artikels. Er befasste sich mit Cornelius Behan und schilderte, wie er ohne Geld in der Tasche in die USA gekommen wäre und mit nichts als Fleiß und Geschäftssinn einen internationalen Konzern aus dem Boden gestampft hätte. Rüstungsproduzenten genossen den Ruf – häufig voll auf begründet –, sich wenig um ethische Grundsätze zu kümmern. Kongressmitglieder für politische Gefälligkeiten zu bezahlen war eines der ältesten Spielchen, die man in Washington trieb. Panzer- und Flugzeugfabrikanten verstanden sich darauf so gut wie alle Industriellen.

Am Ende des Artikels über Behan wurden detailliert zwei riesige Aufträge abgehandelt, die sein Unternehmen sich kürzlich gesichert hatte. Ein Auftrag stammte vom Pentagon und betraf eine neue Generation konventioneller Raketen-systeme; bei dem zweiten, von der Regierung erteilten Auftrag ging es um den Bau eines gigantischen neuen Bunkers

außerhalb Washingtons, in dem der Kongress im Fall eines kataklystischen Angriffs auf die Vereinigten Staaten Zuflucht suchen sollte. Zwar argumentierten einige Zyniker, angesichts einer solchen, nur aus politischem Versagen erklärbaren Katastrophe wäre die Eliminierung dieser erhabenen Versammlung nicht das Übelste für die Nation, eher ein tröstlicher Nebeneffekt, doch Stone hielt sich mehr an die konservative Ansicht, dass das Land irgendeine Art von Regierung brauchte.

Bei beiden Aufträgen ging es um Milliarden, und Behan hatte beide erhalten. Wie der Artikel darlegte, hatte er die Konkurrenz in sämtlichen entscheidenden Punkten aus dem Feld geschlagen. Als »könnte Behan ihre Gedanken lesen«, schrieb der Journalist. An das Gedankenlesen glaubte Stone nicht, doch weil er als junger Mann Geheimdienstler gewesen war, glaubte er an die Zweckmäßigkeit der Industriespionage.

Stone lehnte sich im Sessel zurück und trank Kaffee. Falls Behan den Vorgänger Bradleys in der Tasche gehabt hatte, mochte er es als sinnvoll erachtet haben, den Störenfried zu beseitigen, als Bradley die Korruptionsbekämpfung zum Ziel erhab. Selbstverständlich hatte Behan keine Garantie haben können, dass Bradleys Nachfolger sich kooperativer zeigte, doch die Einschüchterungswirkung besaß allemal ihren Wert: Würde ein neuer Sprecher des Abgeordnetenhauses noch geneigt sein, politisch in Bradleys Fußstapfen zu treten, um die Moral wiederherzustellen, wenn eben dieses Ziel Bradley einen gewaltsaen Tod eingebracht hatte? Die Terroristengruppe konnte ohne Weiteres ein undurchschaubares Ablenkungsmanöver sein.

Stone hatte zuerst über Bradley nachgelesen, weil er zwischen seiner Ermordung und DeHavens Tod ausschließlich ein Bindeglied sah. Diese Verbindung war Cornelius Behan, ein Mann, der Milliarden verdiente, indem er eine Fülle von Gegenständen produzierte, die im Namen des Friedens zahllose Menschen töteten.

Hatten in dem Lieferwagen mit der Aufschrift »D.C. Public Works« Behans Männer gesessen? Konnten sie imstande sein, sogar den Secret Service zu verscheuchen? Oder waren es Mitglieder einer anderen Regierungsbehörde gewesen, die mit Behan zusammenwirkte und die Aufgabe hatte, ihm Hindernisse aus dem Weg zu räumen? Seit Jahrzehnten diskutierte man über die Existenz des »militärisch-industriellen Komplexes«. Stone hatte nie einen Zweifel an dessen Existenz gehabt. Schließlich war er jahrelang für diesen riesigen Machtapparat tätig gewesen. Falls in den vergangenen dreißig Jahren keine maßgeblichen Veränderungen eingetreten waren – und dafür gab es keine Anzeichen –, war der militärisch-industrielle Komplex noch heute eine Macht, die nicht zögerte, Menschen zu liquidieren, wenn sie ihr in die Quere kamen. Auch das wusste Stone aus persönlicher Erfahrung. Schließlich war es seine dienstliche Pflicht gewesen, solche Personen zu beseitigen.

Er nahm sich vor, Milton gründlich recherchieren zu lassen, um so viel wie möglich über Bradley und Behan herauszufinden. Milton verstand es, sich in Datenspeicher einzuhacken, zu denen er keinen offiziellen Zugang hatte; doch gerade dort ließen sich die interessantesten Informationen aufspüren. Stone selbst nahm sich vor, die Ruine von Bradleys Wohnsitz aufzusuchen, um dort möglicherweise Erkenntnisse zu gewinnen. Außerdem musste er noch einmal in Jonathan DeHavens Haus, um einen Blick durch das Fernrohr zu werfen, allerdings nicht, weil er auf eine weitere Episode aus Behans Sexualleben erpicht gewesen wäre. Nein, irgendwo gab es etwas Offensichtliches, das er übersah.

Plötzlich fröstelte es ihn, sodass er aufstand, um im Kamin ein Feuer zu entzünden. Er blieb stehen und rieb sich die Arme. Kälte durchrieselte seine Gliedmaßen. Was hatte die Frau gesagt? Er zermarterte sich das Hirn, um sich an den genauen Wortlaut zu erinnern. »Ihre Temperatur ist fast

wieder auf den Normalwert gestiegen.« Ja, das hatte die Krankenschwester gesagt, als sie Caleb untersuchte. Schon in dem Moment hatte Stone es als sonderbar empfunden, denn in einem Krankenhaus sprach man im Allgemeinen von Normalisierung, wenn die Körpertemperatur sank anstatt zu steigen. Aber die Krankenschwester hatte gesagt, Caleb's Temperatur sei »auf den Normalwert gestiegen«, da war Stone sich vollkommen sicher.

Erregung erfasste ihn. Allmählich ergab einiges Sinn. Stone nahm das Handy, um die anderen Clubmitglieder anzurufen, verharrte jedoch, als sein Blick durchs Fenster fiel. Er hatte Ausblick auf die Straße, an die der Friedhof grenzte. Draußen parkte ein weißer Lieferwagen mit der Beschriftung »D.C. Public Works«. Im Laternenschein konnte Stone es deutlich erkennen.

Sofort entfernte er sich vom Fenster und wählte Reubens Nummer, kam aber nicht durch. Er schaute auf das Handy. Auf dem Display leuchtete die Anzeige »kein Netz«. Dabei war die Verbindung in dieser Gegend ausgezeichnet. Stone sah zum Fenster hinüber. Störsender. Er versuchte es mit dem Festnetztelefon, doch es funktionierte nicht.

Stone schnappte sich seinen Mantel und huschte zur Hintertür. Er hatte vor, über den rückwärtigen Zaun zu klettern und durch das Straßenlabyrinth Georgetowns zu einem leer stehenden Haus zu eilen, das ihm gelegentlich als Zufluchtsort diente. Vorsichtig öffnete er die Hintertür und schlüpfte hinaus. Der Zaun war in Sichtweite.

Der Schlag traf Stones Brust völlig unerwartet, und er sank auf die Knie. Noch als ihm das Bewusstsein schwand, sah er einen Mann vor sich stehen, der eine schwarze Kapuze trug und mit beiden Fäusten einen Pistolenlauf umklammerte. Bevor Stone auf den harten Untergrund schlug und reglos liegen blieb, hatte er als Letztes den Eindruck, dass der Mann schmunzelte.

## KAPITEL 26

Er befand sich in der typischen undurchdringlichen Finsternis eines Verhörszenarios. Stone erkannte es in dem Moment, als er aufwachte. Ringsum war es so pechschwarz, dass er keinen einzigen Teil seines Körpers sehen konnte, ja, dass es beinahe schien, als wäre er körperlos. Seine Hände hatte man über dem Kopf zusammengebunden, die nackten Füße balancierten mühevoll auf den Zehen. In der Räumlichkeit war es sehr kalt. Solche Orte waren immer kalt, weil Kälte schneller zermürbt als Hitze. Er spürte, dass ihm nicht nur die Schuhe fehlten – er war vollkommen nackt.

»Wach?«, rief eine Stimme aus der Finsternis ihm zu. Stone nickte. »Antworte!«, fuhr die Stimme ihn an.

»Wach«, bestätigte Stone. Er wollte sich auf das absolute Minimum beschränken. So etwas hatte er schon einmal durchgemacht – vor drei Jahrzehnten, als ein Auftrag schiefgegangen und er Häftling in einem Land gewesen war, in dem kein Amerikaner gern Häftling sein möchte.

»Name?«

Vor genau dieser Frage hatte er sich immer gefürchtet. »Oliver Stone.«

Etwas traf ihn mit Wucht am Hinterkopf und betäubte ihn für einen Moment. »Name?«

»Oliver Stone«, wiederholte Stone mit unsicherer Stimme. Er überlegte, ob der Hieb ihm einen Schädelbruch verursacht haben könnte.

»Na gut, lassen wir's vorerst dabei, Oliver«, sagte die Stimme. »DeHaven?«

»Wer?«

Auf einmal spürte Stone, dass etwas sein Bein umschlang. Er wollte danach treten, merkte jedoch, dass man seine Beine gefesselt hatte. Wie eine Schlange wand sich das Etwas an

seinem Bein herauf. Er atmete tief ein und kämpfte gegen die Panik an. Es konnte keine Schlange sein, beruhigte er sich, sie simulierten nur eine. Denn was da an ihm hochkroch, biss nicht. Allerdings wurde der Druck stärker. O Gott, aber es fühlt sich an wie eine verdammte Schlange. Vielleicht eine Boa? In der vollständigen Dunkelheit drohten selbst Stones abgehärtete Nerven zu versagen.

»DeHaven?«, ertönte die Stimme ein weiteres Mal.

»Was wollen Sie wissen?«

Der Druck ließ nach, doch das Etwas blieb. »Wie ist er gestorben?«

»Ich weiß es nicht.«

Sofort nahm der Druck wieder zu. Nun wickelte das Etwas sich um Stones Bauch. Gleich darauf konnte er nicht mehr voll einatmen. Ihm schmerzten Arme und Beine, und seine Achillessehnen schienen infolge des langen Stehens auf den Zehenspitzen jede Sekunde reißen zu können. »Wurde wohl ermordet«, keuchte Stone.

Der Druck nahm ein wenig ab. Rasch atmete Stone durch. Seine Lungen dehnten sich nur mühsam. »Wie?«

Verzweifelt dachte Stone darüber nach, was er antworten sollte. Er hatte keine Ahnung, wer diese Leute waren, und wollte möglichst wenig preisgeben. Als er schwieg, verschwand der Druck ganz. Verwirrt atmete Stone auf. Er hätte es besser wissen müssen.

Als man die Stricke löste, fiel er auf den Fußboden. Kräftige Fäuste, die in Handschuhen steckten, packten Stone. Als er impulsiv dorthin schlug, wo der Kopf eines seiner Peiniger sein musste, prallte seine Faust auf etwas Hartes; es bestand aus Glas und Metall. Sie trugen Nachtsichtgeräte.

Die Männer hoben Stone auf und beförderten ihn einige Schritte weit; dann warfen sie ihn auf einen harten Gegenstand, vermutlich ein langes Brett, und banden ihn darauf fest. Anschließend kippte man ihn mitsamt dem Brett in die Waagerechte und bedeckte sein Gesicht mit Zellophan. Ein

Schwall Wasser klatschte ihm ins Gesicht, drückte das Zellophan in Augen, Mund und Nase. Er röchelte. Sie unterzogen ihn dem »Surfbrett«, einer sehr wirksamen Foltermethode. Es gab kaum ein schrecklicheres Erlebnis als das Gefühl des Ertrinkens, während man in völliger Dunkelheit wehrlos auf ein Brett gefesselt war.

Mit einem Mal versiegte der Wasserstrahl, und jemand zerrte ihm das Zellophan vom Gesicht. Kaum dass er nach Luft geschnappt hatte, kippte man das Brett in die Senkrechte und tauchte Stone kopfüber in eisiges Wasser. Er biss die Zähne zusammen und sträubte sich gegen die Fesseln. Sein Herz schlug so schnell, dass er damit rechnete, an Herzversagen zu sterben, bevor er ertrank.

Endlich wurde sein Kopf aus dem Wasser gerissen. Stone übergab sich. Erbrochenes sickerte ihm übers Gesicht.

»Wie?«, fragte die Stimme völlig gelassen.

Ja, der Fragesteller bleibt immer gelassen, schoss es Stone durch den Kopf, während er sich Erbrochenes aus den Augen schüttelte. Wahrscheinlich sitzt er in einem gemütlichen warmen Zimmer und trinkt eine Tasse Kaffee, während man mich durch die Mangel dreht.

»Erstickt«, stieß Stone hervor. »So wie es mir blüht, du Arsch!«

Damit handelte er sich ein neues, aber diesmal kurzes Ein-tauchen ein. Er hatte es absichtlich herausgefordert, um das Erbrochene abzuwaschen. Vor dem erneuten Untertauchen holte er tief Luft und kam einigermaßen sauber wieder zum Vorschein.

»Wie?«, fragte die Stimme abermals.

»Nicht durch Halon 1301, sondern was anderes.«

»Und was?«

»Ich weiß es noch nicht.« Stone spürte, dass man ihn von neuem absenkte, um ihn ins Wasser zu tauchen. »Aber ich kann's rausfinden«, rief er hastig.

Die Stimme antwortete nicht sofort. Darin sah Stone ein

gutes Zeichen. Vernehmungsführer schwiegen ungern. »Wir haben in deine Kladden geschaut. Du hast was über Bradley gelesen. Weshalb?«

»Irgendein Zusammenhang. Zwischen seinem Tod und DeHavens.«

»Sie haben nichts miteinander zu tun.«

»Glaubst du?«

Stone füllte die Lungen gründlich mit Luft, doch dieses Mal beließ man ihn so lang unter Wasser, dass er fast ertrank. In seinem Hirn flackerte es vom Sauerstoffmangel, als man ihn herauszog. Ihm schlotterten sämtliche Gliedmaßen, und sein Körper drohte ihn im Stich zu lassen. »Was haben sie deiner Ansicht nach gemeinsam?«, erkundigte sich die Stimme.

»Ihr hättet mich gerade fast kaltgemacht«, sagte Stone mit schwacher Stimme. »Wenn das eure Absicht ist, warum bringt ihr's nicht einfach hinter euch?« Er rechnete mit einem weiteren Untertauchen, doch er irrite sich.

»Was haben sie deiner Ansicht nach gemeinsam?«, fragte die Stimme ein zweites Mal.

Stone nahm einen flachen Atemzug – zu mehr war er momentan nicht fähig – und überlegte, ob er eine Antwort geben oder schweigen sollte. Sagte er etwas Falsches, konnte es seinen Tod bedeuten. Aber er war schon fast tot. Er sammelte seine verbliebenen Kräfte. »Cornelius Behan«, sagte er.

Er machte sich auf das letzte Eintauchen und den Tod gefasst. »Wieso Behan?«, fragte stattdessen die Stimme.

»Bradley war gegen Korruption. Behan hatte unter seinem Vorgänger zwei fette Regierungsaufträge erhalten. Vielleicht war Bradley auf etwas gestoßen, das Behan nicht an die Öffentlichkeit gelangen lassen wollte. Also hat er ihn besiegt, sein Haus niedergebrannt und die Schuld einer fiktiven Terrorgruppe in die Schuhe geschoben.«

Längeres Schweigen folgte. Stone hörte nichts als das

mühsame Pochen seines gequälten Herzens. Das Hämmern klang erschreckend, doch zumindest war er noch am Leben.

»DeHaven?«

»War Behans Nachbar.«

»Das ist alles?«, fragte die Stimme mit merklicher Enttäuschung.

Stone fühlte sich absinken. »Nein! Auf DeHavens Dachboden haben wir ein auf Behans Haus gerichtetes Fernrohr gefunden. DeHaven kann etwas gesehen haben, was er nicht sehen durfte. Also musste auch er sterben, nur anders als Bradley.«

»Wieso?«

»Schüsse auf einen Sprecher des Abgeordnetenhauses sind nicht so überraschend. Aber DeHaven war Bibliothekar und Behan sein Nachbar. Darum musste etwas fernab ihrer Häuser inszeniert werden. Sonst hätte man gleich mit dem Finger auf Behan gezeigt.«

Schweigen. Stone wartete und fragte sich, ob er eine richtige oder falsche Antwort gegeben hatte.

Er zuckte zusammen, als sich schmerhaft eine Nadel in seinen Arm bohrte. Eine Sekunde später schlossen sich seine Lider, gedehnt entwich sein Atem, und er lag reglos da.

In einer Ecke des Verhörraums beobachtete Seagraves, wie man Stone hinaustrug. Für so einen alten Sack war Stone recht zäh. Er konnte sich leicht vorstellen, dass Stone vor dreißig Jahren so gut gewesen war wie er.

Jetzt wusste er immerhin, dass Stone inzwischen Cornelius Behan als Drahtzieher der Ereignisse verdächtigte. Und darum durfte Oliver Stone noch für einige Zeit am Leben bleiben.

## KAPITEL 27

In ihrem Hotelzimmer hatte Annabelle Aussicht auf den Central Park, sodass sie spontan beschloss, dort einen Spaziergang zu machen. Frisur und Haarfarbe hatte sie erneut gewechselt. Jetzt hatte sie kurzes, brünettes Haar mit Seitenscheitel, ein Aussehen, das mit dem von Freddy angefertigten Passfoto übereinstimmte. Sie trug typische New Yorker Kleidung, schwarz und schick geschnitten. Mit Hut und Sonnenbrille als Tarnung schlenderte sie die Parkwege entlang. Einige Passanten starrten sie an, hielten sie vielleicht für einen Promi. Die Ironie war, dass Annabelle nie nach Ruhm gestrebt hatte. Ihr ganzes bisheriges Leben lang hatte sie sich in den geruhsameren Schatten der Anonymität gehalten, in der eine begabte Abzockerin ihr gewerbliches Standbein haben konnte.

Sie kaufte bei einem Straßenhändler eine weiche Brezel und nahm sie mit ins Hotelzimmer, hockte sich aufs Bett und sah ihre Reiseunterlagen durch. Leo und sie hatten sich am Flughafen in Newark getrennt. Freddy befand sich bereits auf dem Weg außer Landes. Annabelle hatte keinen von beiden gefragt, wohin er sich absetzte. Sie wollte es gar nicht wissen.

Nach der Ankunft in New York hatte sie mit Tony Kontakt aufgenommen. Wie versprochen hatte Annabelle einen Flug nach Paris für ihn gebucht. Von da an musste er auf eigenen Füßen stehen, aber er hatte seine Tickets, erstklassige falsche Papiere sowie mehrere Millionen auf einem ihm zugänglichen Konto. »Selbst wenn Bagger dich nie gesehen hat«, hatte sie ihn ein letztes Mal gewarnt, »dürfte ihm klar sein, dass ich einen sehr fähigen Computerfachmann als Komplizen gehabt haben muss, und du stehst in dem Ruf, einer zu sein. Also halte dich mindestens ein Jahr lang bedeckt, auch wenn du im Ausland bist. Und wirf nicht mit dem Geld um dich. Such dir

ein bescheidenes Zuhause, leb dich ein, lerne die Landes- sprache und bleib unauffällig.«

Tony hatte nochmals versprochen, ihren Rat zu befolgen. »Ich ruf dich an und sag dir, wo ich gelandet bin.«

»Nein, wirst du nicht«, hatte sie erwidert.

Bis die Rücküberweisung von Badders Geld fällig wurde und er entdeckte, dass man ihn über den Tisch gezogen hatte, blieben noch drei Tage. Annabelle hätte die Hälfte der Beute dafür geopfert, sehen zu können, wie er reagierte. Wahrscheinlich legte er zuerst seine sämtlichen IT-Experten und Finanzbuchhalter um, rannte dann durchs Kasino und erschoss an den Spielautomaten reihenweise Edelrentner und andere Senioren. Vielleicht flog man aus New Jersey ein SWAT-Team ein und tat der Welt den Gefallen, dem Schweinehund den Gnadschuss zu verpassen. Eine wenig realistische Aussicht, musste Annabelle bekennen, aber man durfte ja träumen.

Ihr Fluchtweg sollte sie durch Osteuropa und Asien führen. Dafür hatte sie ungefähr ein Jahr veranschlagt. Ihr endgültiges Ziel lag im Südpazifik, eine kleine Insel, auf die sie vor Jahren aufmerksam geworden war, die sie jedoch aus Sorge, beim zweiten Besuch könnte der paradiesische Charakter des Eilands weniger vollkommen wirken, nicht mehr aufgesucht hatte. Inzwischen war sie dazu bereit, sich mit einem unvollkommenen Paradies zufriedenzugeben.

Ihr Beuteanteil ruhte derzeit auf einer Anzahl ausländischer Konten. Für den Rest ihres Lebens konnte sie mit Investitionen und Zinsen auskommen, vielleicht gelegentlich ans Eingemachte gehen. Möglicherweise kaufte sie wirklich eine Jacht – allerdings eine kleine –, aber steuerte sie selbst. Nicht um die Welt; regelmäßige Ausflüge rings um eine tropische Bucht würden ihr genügen.

Sie hatte überlegt, Bagger eine höhnische Mitteilung zu schicken, kam jedoch zu der Einsicht, ein so billiges Verhalten wäre ihrer und dieser großartigen Abzocke unwürdig.

Sollte er ruhig bis zum letzten Atemzug auf Vermutungen angewiesen sein. Paddy Conroys Tochter konnte auf seiner Verdächtigenliste schwerlich einen vorderen Platz einnehmen, weil Bagger bestimmt nicht wusste, dass Paddy ein Kind hatte. Annabelles Beziehung zu ihrem Vater war von einzigartigen Umständen bestimmt gewesen, und er hatte sie in der Halbwelt nie als sein Kind zu erkennen gegeben. Nur Leo und ein paar andere, mit denen Paddy zusammengearbeitet hatte, waren schließlich der Wahrheit auf die Schliche gekommen.

Aber diesmal *war* ihr Bild im Kasino Pompeji von zahlreichen Kameras aufgezeichnet worden. Und sie wusste, dass Bagger Standbilder in der gesamten Halb- und Unterwelt herumzeigen, Leute bezahlen oder foltern würde, um einen Namen zu erfahren. Von mir aus soll er kommen, sagte sie sich. Mich kaltzumachen dürfte ihm schwerer fallen, als er sich einbildet. Es kam in einer Auseinandersetzung nicht auf die Kraft des Angreifers an, sondern auf die Vehemenz, mit der ein Angegriffener sich wehrte. Ironischerweise war es nicht Annabelles Vater gewesen, der ihr das erklärt hatte, sondern ihre Mutter.

Tammy Conroy war trotz ihrer halbseidenen Herkunft eine anständige Frau und Paddy ein über die Maßen geduldiger Ehemann gewesen. Tammy hatte als Cocktailkellnerin gearbeitet, ehe sie ihr Leben mit dem des charmanten Iren verband, der ein schier endloses Repertoire lustiger Anekdoten auf Lager hatte und jedes Lied mit einer Stimme singen konnte, von der man sich unwillkürlich wünschte, sie immer hören zu dürfen. Paddy Conroy beherrschte jeden Raum, in dem er sich aufhielt, durch die Kraft seiner Persönlichkeit. Vielleicht war sein volles Potential als Abzocker eben deshalb nie erkannt worden. Die besten Abzocker nahm man gar nicht wahr- nur die Folgen ihres Tuns. Doch Paddy hatte sich offenbar nie viel aus diesem Grundsatz gemacht, weil er glaubte, sein irisches Glück, sein Schneid und sein Lächeln könnten ihn aus jeder Bredouille befreien. Und meistens war

es auch so gewesen. Aber Tammy Conroy hatte das nicht retten können.

Es hieß, dass Jerry Bagger ihr eigenhändig eine Kugel ins Hirn gejagt hatte, als sie ihren Ehemann nicht verpfeifen wollte. Doch Paddy lohnte seiner Frau die Treue schlecht. Als Bagger das Netz zuzog, war er verduftet. Annabelle hatte nicht einmal am Begräbnis ihrer Mutter teilnehmen können, weil Bagger und dessen Gorillas sich auf dem Friedhof tummelten und nur darauf lauerten, dass Verwandte erschienen.

Mittlerweile waren Jahre verstrichen, doch wahrscheinlich suchte Bagger noch immer nach Annabelles Vater – wegen lausiger zehn Riesen, obwohl der Mann allein für seine Anzüge mehr ausgab. Doch Annabelle wusste, dass es sich letzten Endes nicht um das Geld drehte. Es ging um Respekt. In Baggers Welt konnte man sich nur auf eine Weise Respekt verschaffen, indem man fünfmal mehr austeilte, als man einstecken musste. Und wenn jemand Bagger zehn Riesen oder zehn Millionen von seinem Geld abzwackte, machte er den Täter restlos fertig, wenn er ihn zu fassen kriegte. Darum hatte Annabelle, als sie im Pompeji die Abzocker auffliegen ließ, gleichzeitig die Polizei verständigt. Solange Polizei im Haus war, konnte Bagger niemandem die Kniescheiben zertrümmern. Wenn die Leute klug waren, verdünnten sie sich, nachdem sie ihre Haft abgesessen oder die Geldstrafe beglichen hatten, ohne Zeit zu verlieren.

Bagger mochte die Karikatur eines Kasinobosses in einem miserablen Mafiafilm sein, doch die unbekümmerte Art und Weise, wie er zur Gewalt griff, war weder unecht noch lustig. Beschiss man in anderen Spielhöllen, kam man ins Gefängnis. Daran hielt Bagger sich nicht.

Vielmehr war er ein Überbleibsel aus den alten Zeiten in Vegas, als man einem gewöhnlichen kleinen Falschspieler erst die Knie zerschmetterte und dann den Schädel einschlug. Sein Unvermögen, in modernen Zeiten auf derlei Übergriffe

verzichten zu können, hatte ihm die Verbannung aus Sin City eingetragen. Doch auch in Atlantik City schaffte er es nicht, sich solcher Brutalitäten vollständig zu enthalten, doch er achtete dabei viel stärker auf Diskretion.

Alles in allem hätte das Abzocken von zehn Riesen normalerweise nicht unbedingt in Tammy Conroys Tod gipfeln müssen. Allerdings war der Fall nicht so einfach gewesen, weil Annabelles Vater und Bagger einen langen Dauerzwist gehabt hatten. Paddy persönlich war Badders Spielhallen ferngeblieben, hatte aber unablässig, gewissermaßen Welle um Welle, seine Teams hineingeschickt, damit sie für ihn die Abzocke erledigten; zum Schluss auch seine damals minderjährige Tochter und den ebenfalls noch erheblich jüngeren Leo – mit dem Ergebnis, dass sie beim letzten Aufenthalt in Atlantik City beinahe als Fischfutter im Meer geendet wären.

Doch im Laufe der Jahre hatte Bagger den Zusammenhang zwischen dem Ärger im Kasino und Paddy hergestellt. Eines Abends stand er fernab von Jersey vor Paddys Tür. Doch Paddy war nicht da. Es hieß, jemand hätte ihm eine Warnung gesteckt, sodass es ihm gerade noch gelungen war, sich aus dem Staub zu machen. Falls es so gewesen war, hatte er irgendwie seine Frau vergessen.

Natürlich gab es keine Beweise, das Bagger den Mord begangen hatte; vielmehr hatte er eine Million Alibis, sodass gar nicht erst Anklage erhoben wurde. Ein paar Abzocker-veteranen mit Insiderkenntnissen jedoch, mit denen Annabelle im Gespräch gewesen war, hatten keinen Zweifel daran, dass es sich so und nicht anders zugetragen hatte. Aber selbst wenn sie Augenzeugen gewesen wären, hätten sie nie und nimmer gegen Bagger ausgesagt.

Annabelle, die in der vergangenen Woche in so engem Umgang mit ihm gestanden hatte, war mehr als einmal versucht gewesen, ihm eine Pistole an den Kopf zu halten und abzudrücken. Damit wäre eine alte Rechnung beglichen

worden, doch sie hätte gleichzeitig ihr Leben ruiniert. Nein, so wie sie es durchgezogen hatte, war es viel besser. Ihr Vater hatte den Griff nach dem ganz großen Geld stets abgelehnt mit dem Argument, dass es zu viel Zeit kostete und zu viele mögliche Tretminen gäbe. Tammy Conroy hingegen hätte die kunstvolle Planung und die elegante Umsetzung dieser Abzocke zu würdigen gewusst. Annabelle hoffte, dass ihre Mutter, falls sie in den Himmel gekommen war, einen Blick auf Jerry Bagger warf, wenn er erkennen musste, dass er 40 Millionen Kröten in die größte und schmerzlichste Blamage seines Lebens gesteckt hatte.

Annabelle nahm die TV-Fernbedienung zur Hand und zappte durch die Programme, während sie die Brezel verzehrte. Die Nachrichten waren wie immer: schlecht. Weitere Soldaten waren gefallen, noch mehr Menschen verhungert, wieder hatten Leute sich und ihre Mitmenschen im Namen Gottes in die Luft gesprengt. Nachdem sie vom Fernsehen die Nase voll hatte, schlug Annabelle die Zeitung auf. Alte Gewohnheiten ließen sich nur schwer ablegen: Während sie die Berichte las, fragte sie sich, ob die darin enthaltenen Informationen ihr helfen konnten, irgendwo ein Ding zu drehen. Aber damit ist es jetzt aus, rief sie sich in Erinnerung. Bagger übertölpelt zu haben bedeutete den Höhepunkt ihrer Laufbahn; was danach kam, konnte bloß noch ein Abstieg sein.

Doch als sie die letzte Meldung las, setzte sie sich so ruckartig auf, dass sie dabei Brezel und Senf aufs Bett fallen ließ. Aus großen Augen starre sie auf das kleine, körnige Foto, das zu einem unscheinbaren Artikel auf der letzten Seite gehörte – einem kurzen Nachruf auf einen herausragenden Gelehrten. Eine Todesursache Jonathan DeHavens wurde nicht genannt; es wurde lediglich erwähnt, dass er bei der Arbeit in der Kongressbibliothek plötzlich tot umgefallen sei. Sein Ableben lag schon einige Zeit zurück; doch man hatte die Beisetzungsvorbereitungen erst jetzt abgeschlossen, und das Begräbnis

sollte am morgigen Tag im D. C. stattfinden. Annabelle konnte nicht wissen, dass die Verzögerung entstanden war, weil der Gerichtsmediziner keine konkrete Todesursache hatte ermitteln können. Aber da sich kein Anfangsverdacht auf eine Straftat rechtfertigen ließ, war eine natürliche Todesursache konstatiert und der Leichnam zur Bestattung freigegeben worden.

Annabelle packte ihre Reisetasche und stopfte Kleidungsstücke hinein. Soeben hatte sie ihre Reisepläne geändert. Sie flog nach Washington, um ihrem Exmann Adieu zu sagen, Jonathan DeHaven, dem einzigen Mann, der je ihr Herz erobert hatte.

## KAPITEL 28

»Oliver! Oliver!«

Langsam kam Stone zu sich und stemmte sich mühsam in eine sitzende Haltung hoch. Er hatte in voller Bekleidung auf dem Fußboden seines Friedhofsgärtnerhäuschens gelegen. Sein Haar war noch feucht.

»Oliver!« Jemand hämmerte gegen die Haustür. Stone rappelte sich taumelnd auf und öffnete. Mit belustigter Miene musterte Reuben ihn. »Was ist los? Hast du deine Schwäche für Tequila wiederentdeckt?« Doch auf den zweiten Blick gewahrte er, dass es Stone offenbar schlecht ging. »Oliver?«, fragte er besorgt. »Was ist denn?«

»Ich lebe noch. Das ist schon mal ganz erfreulich.«

Er winkte Reuben ins Haus und brachte die nächsten zehn Minuten damit zu, ihn in das Vorgefallene einzuhüften.

»Verdammst noch mal, und du hast keinen blassen Schimmer, wer die Kerle gewesen sein könnten?«

»Egal wer sie sind, sie kannten sich mit Foltermethoden gut aus«, antwortete Stone, indem er sich die Beule am Kopf rieb. »Ich glaube, ich kann Wasser künftig nicht mal mehr trinken.«

»Jetzt wissen sie also über die Verbindung zu Behan Bescheid?«

Stone nickte. »Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob es für sie eine sonderlich große Überraschung war. Aber was ich über Bradley und DeHaven gesagt habe, war ihnen meines Erachtens neu.«

»Da du gerade DeHaven erwähnst, er wird heute bestattet. Deshalb wollte ich mit dir reden. Caleb geht hin, natürlich auch ein Großteil der übrigen Mitarbeiter der Kongressbibliothek. Milton ebenso, und ich habe eben im Hafen das Hemd gewechselt, folglich könnte ich sie begleiten. Wir dachten uns, es ist vielleicht wichtig.« Unverzüglich stand Stone auf,

geriet jedoch ins Wanken.

Reuben fasste ihn am Arm. »Oliver, womöglich ist es besser, du bleibst auf dem Allerwertesten sitzen.«

»Noch so ein Folterstündchen, und ihr könnt zu *meiner* allerwertesten Beerdigung kommen. Aber es stimmt, es kann wichtig sein. Und wenn nur, um zu sehen, wen die Beisetzung alles anlockt.«

Der Trauergottesdienst in der St. John's Church am Lafayette Park wurde von zahlreichen Bibliotheksmitarbeitern und Regierungsfunktionären besucht. Auch Cornelius Behan mit seiner Gattin hatte sich eingefunden, einer hochgewachsenen, schlanken, sehr attraktiven Frau Anfang fünfzig mit fachkundig gefärbtem Blondhaar. Bei ihr vereinten sich auf faszinierende Weise ein hochmütig abgehobener Habitus mit einem Gebaren der Zerstreutheit und Hinfälligkeit. Cornelius Behan war in Washington ein bekannter Mann; deshalb wimmelten ständig Leute um ihn herum, um sich in den Vordergrund zu drängen und ihm das schöne Händchen zu reichen. Gutwillig nahm er alles hin, aber Stone beobachtete, dass er die Hand nie vom Arm seiner Frau ließ, als hätte er Sorge, sie könnte ohne diesen Halt schlechterdings niedersinken.

Auf Stones Beharren hatten sich die Mitglieder des Camel Clubs in der Kirche verteilt, damit jeder unterschiedliche Personengruppen beobachten konnte. Und obwohl seine Kidnapper wussten, dass sie zu seinem Umfeld zählten, mochte Stone sie heute – falls sie zugegen waren – ungern daran erinnern, dass er drei Freunde hatte, die sich vielleicht als lohnende Ziele eigneten.

Stone saß in einer der hintersten Bänke, und sein Blick schweifte mit geübter Regelmäßigkeit durch die rückwärtigen Sitzreihen, bis er auf einer Frau verharrte, die an der Seite Platz genommen hatte. Als sie den Kopf drehte, um sich Strähnen aus der Stirn zu werfen, schaute Stone aufmerk-

samer hinüber. Seine einstige Ausbildung hatte ihn dazu befähigt, sich Gesichter einzuprägen – und diese Person hatte er schon mal gesehen, obwohl sie jetzt älter war.

Nach dem Gottesdienst verließen die Camel-Club-Mitglieder die Kirche und schlossen sich auf dem Weg hinaus Behan und seiner Gattin an. Behan flüsterte seiner Frau etwas zu; dann drehte er sich um und wandte sich an Caleb.

»Traurig, nicht wahr?«, meinte Behan.

»Ja, sehr traurig«, pflichtete Caleb ihm bei und heftete den Blick auf Mrs. Behan.

»Ach ja, das ist meine Frau Marilyn«, sagte Behan. »Das ist ... äh ...«

»Caleb Shaw. Ich war ein Kollege Jonathans in der Bibliothek.« Caleb stellte ihr die übrigen Clubmitglieder vor.

Behan schaute zur Kirche, wo die Totengräber soeben den Sarg heraustrugen. »Wer hätte mit so was gerechnet? Er machte einen kerngesunden Eindruck.«

»Das ist bei vielen Menschen so, kurz bevor sie sterben«, sagte Stone geistesabwesend. Er beobachtete die Frau, die ihm vorhin aufgefallen war: Sie trug ein langes schwarzes Kleid und Stiefel und hatte einen schwarzen Hut und eine Sonnenbrille aufgesetzt. Ihre hochgewachsene, sportliche Gestalt war ein echter Hingucker inmitten der Trauergesellschaft.

Behan musterte Stone und versuchte seiner Blickrichtung zu folgen, aber Stone wandte den Blick von der Frau ab, ehe es dem Industriellen gelang. »Ich nehme an, was seine Todesursache betrifft, den Sekundentod, besteht Gewissheit?«, fragte Behan. »Ich meine«, fügte er rasch hinzu, »bisweilen unterlaufen da Irrtümer.«

»Falls etwas nicht stimmt, erfahren wir es sicherlich irgendwann«, sagte Stone. »Die Medien kriegen heutzutage ja alles raus.«

»Da sagen Sie was«, äußerte Behan mit gelindem Widerwillen.

»Mein Mann versteht viel vom Sekudentod«, sagte unvermittelt Marilyn Behan. Alle starrten sie an. »Ich meine«, erklärte sie hastig, »natürlich nur dank seines Gewerbes.«

Behan lächelte Caleb und seinen Freunden zu. »Entschuldigen Sie uns«, bat er, ergriff seine Gattin fest am Arm und führte sie beiseite.

Hatte Stone eine Spur von Belustigung in den Augen der Frau entdeckt?

Reuben blickte dem Paar nach. »Den Burschen kann ich mir nur noch mit einem Nylonstrumpf vorstellen, der an seinem Kolben auf halbmast hängt. Während der Trauerfeier musste ich mir dauernd auf die Finger beißen, um nicht laut zu lachen.«

»Nett von ihm, dass er da war«, meinte Stone. »Schließlich waren sie keine engen Freunde.«

»Sein Gattin ist eine ganz ansehnliche Person«, bemerkte Caleb.

»Ich halte sie für intelligent genug, um über die Seiten sprünge ihrer besseren Hälfte Bescheid zu wissen«, meinte Stone. »Ich kann nicht glauben, dass zwischen den beiden viel Liebe herrscht.«

»Trotzdem bleiben sie zusammen«, sagte Milton.

»Aus Liebe zum Geld, zur Macht und zum gesellschaftlichen Status«, entgegnete Caleb voller Abscheu.

»Also, ich hätte in der einen oder anderen meiner Ehen nichts gegen solche Vorteile einzuwenden gehabt«, gestand Reuben. »Liebe war da, wenigstens ein Weilchen, aber alles andere hat gefehlt.«

Stone hatte erneut die Dame in Schwarz im Augenmerk. »Die Frau da drüber, kommt sie euch bekannt vor?«

»Schwer zu sagen«, meinte Caleb. »Sie trägt Hut und Sonnenbrille.«

Stone holte ein Foto heraus. »Ich glaube, sie ist DeHavens Exfrau.« Die Clubmitglieder scharten sich um das Foto. Caleb und Milton sahen die Frau geradewegs an und wechselten sich

beim Hinstarren ab. »Könnt ihr euch vielleicht noch auffälliger verhalten?«, fauchte Stone.

Die Trauergemeinde zog auf den Friedhof. Nachdem die am Grab üblichen Rituale beendet waren, kehrten die Teilnehmer zurück zu ihren Autos. Die Dame in Schwarz verweilte noch am aufgebockten Sarg, während nahebei zwei Friedhofsarbeiter warteten. Stone blickte umher und stellte fest, dass Behan und seine Ehefrau soeben ihre Limousine erreichten. Dann suchte er die Umgebung nach Personen ab, für die das Folterhandwerk, darunter die »Surfbrett«-Folter, zum Alltag gehören mochte. Wenn man wusste, worauf man zu achten hatte – und Stone wusste es –, ließen solche Leute sich erkennen. Doch er sah keine Verdächtigen.

Er winkte den Freunden, dass sie ihm folgen sollten, während er seine Schritte zur Dame in Schwarz lenkte. Sie hatte eine Hand auf den Rosenholzsarg gelegt und murmelte etwas, vielleicht ein Gebet.

Sie warteten, bis ihre Lippen sich nicht mehr bewegten. »Es ist traurig«, sagte Stone, als die Frau sich ihnen zuwandte. »Jonathan stand auf dem Höhepunkt seines Lebens.«

»Woher kennen Sie ihn?«, fragte die Unbekannte in Schwarz, ohne die Sonnenbrille abzunehmen.

»Ich habe in der Kongressbibliothek mit ihm zusammen-gearbeitet«, gab Caleb ihr Auskunft. »Er war mein Vor-gesetzter. Man wird ihn sehr vermissen.«

Die Frau nickte. »Ja, wie wahr.«

»Und woher kannten Sie ihn?«, erkundigte sich Stone.

»Wir waren vor langer Zeit miteinander bekannt«, wich sie der Frage aus.

»Lange Freundschaften werden heute immer seltener.«

»Ja, allerdings. Bitte entschuldigen Sie mich.« Die Frau ging an ihnen vorbei und wollte sich entfernen.

»Merkwürdig, dass die Gerichtsmedizin keine konkrete Todesursache ermitteln konnte«, sagte Stone laut genug, dass die Frau es noch hören musste. Die Bemerkung hatte die ge-

wünschte Wirkung. Die Unbekannte blieb stehen und drehte sich um.

»In der Zeitung stand«, sagte sie, »er sei an einem Herz-  
anfall verstorben.«

Caleb schüttelte den Kopf. »Er ist gestorben, weil sein Herz stehen blieb, aber er hatte keinen Herzinfarkt. Da haben die Zeitungen danebengeraten.«

Die Frau kam ein paar Schritte näher. »Es tut mir leid, ich habe mir Ihre Namen nicht merken können.«

»Ich bin Caleb Shaw und arbeite im Lesesaal der Raritätenabteilung der Kongressbibliothek. Das ist mein Freund ...«

Stone hob die Hand. »Sam Billings. Freut mich, Sie kennen zu lernen.« Er deutete auf die beiden anderen Camel-Club-Mitglieder. »Der Lange da ist Reuben, und das ist Milton. Und Sie sind?«

Sie missachtete die Frage und wandte sich an Caleb. »Wenn Sie in der Bibliothek arbeiten, müssen Sie genauso in Bücher vernarrt sein, wie Jonathan es war.«

Es beglückte Caleb sichtlich, dass das Gesprächsthema plötzlich seinem Fachgebiet galt. »Oh ja. Jonathan hat mich in seinem Testament sogar zu seinem literarischen Nachlassverwalter bestimmt. Ich habe die Aufgabe, seine Sammlung zu katalogisieren, schätzen zu lassen und zu verkaufen. Der Erlös fällt wohltätigen Zwecken zu ...« Er verstummte, als er sah, dass Stone ihn mit einem Zeichen zum Schweigen aufforderte.

»Das klingt ganz nach Jonathan«, sagte die Frau. »Ich nehme an, sein Vater und seine Mutter sind inzwischen tot?«

»Sein Vater lebt schon lange nicht mehr. Seine Mutter ist vor zwei Jahren gestorben. Jonathan hatte das Haus geerbt.«

Stone hatte den Eindruck, dass es die Frau erhebliche Selbstbeherrschung kostete, nicht vor Genugtuung zu lächeln. Was hatte der Anwalt Caleb erzählt? Dass die Ehe geschieden wurde? Vielleicht gar nicht auf Wunsch der Frau, sondern auf

Veranlassung des Ehemanns, und zwar auf Drängen seiner Eltern?

»Es wäre schön«, sagte die Unbekannte zu Caleb, »dürfte ich einen Blick ins Haus werfen. Und auf Jonathans Sammlung. Sicherlich ist sie inzwischen sehr umfangreich.«

»Sie wissen von seiner Sammlung?«, fragte Caleb.

»Jonathan und ich hatten viele Gemeinsamkeiten. Ich bleibe nicht lang in der Stadt. Wie wär's mit heute Abend?«

»Zufällig sind wir heute Abend sowieso dort«, lautete Stones Antwort. »Wenn Sie in einem Hotel wohnen, können wir Sie abholen.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Wir treffen uns in der Good Fellow Street.« Mit raschen Schritten hielt sie auf ein Taxi zu.

»Hältst du es für klug, diese Frau in Jonathans Haus zu lassen?«, fragte Milton. »Wir kennen sie doch gar nicht.«

Stone zückte nochmals das Foto und zeigte es vor. »Vielleicht kennen wir sie doch. Oder lernen sie bald kennen.« Seine Miene spiegelte Versonnenheit. »In der Good Fellow Street.«

## KAPITEL 29

Nachdem hinter verschlossenen Türen vor dem Geheimdienstausschuss des Abgeordnetenhauses die letzten Aussagen gemacht worden waren, tranken Seagraves und Trent in der Cafeteria eine Tasse Kaffee, verließen anschließend das Gebäude und spazierten über das Gelände des Capitols. Da sie im Rahmen ihrer Dienstpflichten viel gemeinsame Zeit verbringen mussten, konnte ein derartiger Spaziergang unmöglich Argwohn erregen.

Seagraves verharrte, um einen Kaugummi auszuwickeln, während Trent sich bückte, um einen Schnürsenkel neu zu binden.

»Sie sind wirklich der Meinung«, fragte Trent, »dieser alte Sack ist ehemaliger CIA-Agent?«

Seagraves nickte. »Dreimal-sechser. Kennen Sie den Haufen, Albert?«

»Nur vom Hörensagen. Meine Vollmachten sind zu beschränkt. Die Agency hat mich wegen meiner analytischen Fähigkeiten angeworben, nicht aufgrund irgendeiner Begabung für den Außeneinsatz. Aber nach zehn Jahren hatte ich die Nase voll.«

Seagraves lächelte. »Ist es besser, in der Politik zu sein?«

»Für uns hat es sich gelohnt.«

Seagraves beobachtete, wie sein Kollege das Dutzend Strähnen auf seinem Kopf ordentlich kämmte, sie ohne Spiegel allesamt fein säuberlich in dieselbe Richtung strich. »Warum scheren Sie sich nicht 'ne Glatze?«, fragte Seagraves. »Viele Weiber stehen heute auf Macho-Look. Und Sie sollten sich bei der Gelegenheit mal ein bisschen in Form bringen.«

»Wenn unsere Karriere vorbei ist, hab ich so viel Geld, dass die Weiber mich nehmen, wie ich bin, egal in welchem Land ich abtauche.«

»Wie Sie meinen.«

»Dieser Dreimal-sechs-Typ könnte uns Schwierigkeiten bereiten. Kann sein, er gehört in die ›Gewitter‹-Kategorie.«

Seagraves schüttelte den Kopf. »Ihn so hoch einzustufen hätte erst recht eine Krise zur Folge. Soviel ich weiß, hat er noch alte Verbindungen. Und wenn ich ihn liquidiere, müsste ich auch seine Freunde beseitigen. Das wäre eine Riesenaktion, bei der 'ne Menge Fehler passieren könnten. Bis jetzt hält er Behan für den Drahtzieher. Erst wenn sich daran etwas ändern sollte, fällt die Wettervorhersage womöglich anders aus.«

»Halten Sie das für eine gute Taktik?«

Seagraves lief rot an. »Sehen wir die Sache doch mal realistisch, Trent. Während Sie sicher hinter Ihrem kleinen, wackeligen Schreibtisch im behaglichen Washington saßen, hab ich meinen Hals in Gegenden der Welt riskiert, bei denen Sie schon in die Hose machen, wenn Sie sie bloß im Fernsehen sehen. Hin Sie weiterhin, was Sie zu tun haben, und überlassen Sie mir die Gesamtplanung. Es sei denn, Sie bilden sich ein, Sie wären in dieser Hinsicht besser als ich.«

Trent versuchte zu lächeln, doch aus Furcht misslang es ihm. »Ich habe Ihre Planung nicht in Frage gestellt.«

»Dann quasseln Sie auch nicht so daher.« Mit einem Mal grinste Seagraves und klammerte einen Arm um Trents schmale Schultern. »Wir sollten uns jetzt nicht streiten, Albert. Dafür läuft die Sache viel zu gut. Stimmt's?« Er drückte fest zu und ließ erst locker, als er spürte, dass sein Komplize Schmerz empfand. Aus solcher Nähe zu fühlen, dass jemand litt, war zu schön. »Stimmt doch, oder?«

»Voll und ganz.« Trent rieb sich die Schulter. Er sah aus, als kämen ihm gleich die Tränen.

Wahrscheinlich hat er früher auf dem Spielplatz jeden Tag 'ne Tracht Prügel bezogen, ging es Seagraves durch den Kopf. Er wechselte das Thema. »Vier Mitarbeiter des Außenministeriums ermordet. Meine Güte, was für eine originelle

Geschichte.« Tatsächlich hatte er einen der Ermordeten sogar gekannt, war früher mit ihm zusammen im Einsatz gewesen. Ein tüchtiger Agent war umgekommen, aber Millionen von Dollars überwogen jede Freundschaft, die Seagraves je gehabt hatte.

»Haben Sie vielleicht erwartet, dass die Regierung kreativ ist?«, fragte Trent. »Was steht als Nächstes auf dem Programm?«

Seagraves schmiss die Zigarettenkippe weg und heftete den Blick auf Trent. »Das erfahren Sie, wenn Sie es lesen, Albert.« Insgeheim war er seines Helfers inzwischen überdrüssig, was mit ein Grund war, weshalb er dieses Gespräch führte: um seinem Kumpan zu verklickern, dass er ihm immer untergeordnet blieb. Und sollte sich die Lage bedenklich zuspitzen, und das gesamte Kartenhaus drohte einzustürzen, wäre Trent der Erste, den er beseitigte.

Seagraves verabschiedete sich von Trent und ging zu seinem Wagen, der auf einem bewachten Dienstparkplatz stand. Dort winkte er dem Wächter zu, der ihn vom Sehen kannte. »Geben Sie auch gut auf meine Karre Acht?«, fragte Seagraves und grinste.

»Auf Ihre und alle anderen Schlitten«, beteuerte der Wächter, der auf einem Zahnstocher kaute. »Und passen Sie gut aufs Heimatland auf?«

»Ich tue, was ich kann.« In Wirklichkeit beabsichtigte Seagraves, entscheidende Bestandteile des nagelneuen strategischen Überwachungsplans der NSA zur Observation ausländischer Terroristen an Trent weiterzugeben. Die Medien nahmen unweigerlich an, dass die NSA sich bei ihren Aktionen außerhalb der Gesetze bewegte. In Wahrheit wussten sie nicht die Hälfte, und noch weniger Ahnung hatten die kurzsichtigen Politiker auf dem Capitol Hill. Aber einige schwerreiche Amerikahasser, die 7000 Kilometer entfernt und um mindestens acht Jahrhunderte in der Vergangenheit lebten, waren bereit, Millionen zu blechen, um alles darüber in Er-

fahrung zu bringen. Und es war Geld, jawohl, Geld, das die Welt regierte, und es zahlte sich aus, auf Patriotismus zu scheißen. Patrioten verdienten sich zum Lohn für ihre Mühe bloß eine dreimal gefaltete Flagge, wie Seagraves es sah. Das große Problem dabei war, dass man tot sein musste, um in diesen Genuss zu gelangen.

Seagraves kehrte ins Büro zurück, erledigte noch ein paar Arbeiten und fuhr nach Hause, das aus einem dreißig Jahre alten, ehemaligen Hofgebäude mit Zwischenstockwerken, drei Schlafzimmern und zwei Bädern bestand – das Gelände war durch Entwässerung dem Moor abgerungen worden – und ihn für Hypotheken und Grundstückssteuern fast das halbe Gehalt kostete. Er machte ein paar kurze, aber intensive sportliche Übungen; dann öffnete er im Keller die Tür einer kleinen Räumlichkeit, die er stets fest verschlossen und durch eine Alarmanlage gesichert hielt.

Auf einem Wandregal verwahrte er Andenken an seine frühere Laufbahn. Zu diesen Erinnerungsstücken zählten ein brauner, mit Pelz besetzter Handschuh in einem Glaskasten, ein Mantelknopf in einem Ringkästchen, eine Brille mit Plastikgestell, ein Schuh, eine Armbanduhr, zwei Damenarmbänder, ein leeres Notizbuch mit dem Monogramm AFW, ein Turban sowie unter Glas ein abgegriffenes Exemplar des Korans, eine Pelzmütze und ein Säuglingsfläschchen. Wegen des Saugfläschchens verspürte Seagraves ein wenig Bedauern. Doch wenn man Eltern töten musste, wurde oft auch das Kind geopfert. Einer Autobombe war es schnuppe, wen sie zerriss. Jeder Gegenstand war nummeriert – die Nummerierung reichte von eins bis über fünfzig-, und hinter jedem verbarg sich eine Geschichte, über die nur Seagraves und einige andere CIA-Mitarbeiter Bescheid wussten.

Seagraves hatte keinen Aufwand gescheut und beträchtliche Risiken auf sich genommen, um diese Gegenstände zu sammeln, denn was er hier hatte, war nichts anderes als eine Sammlung. Ob es den Leuten bewusst war oder nicht, jeder

war eine Art Sammler. Viele Menschen blieben am herkömmlichen Ende des Spektrums, sammelten Briefmarken, Münzen oder Bücher. Andere sammelten gebrochene Herzen oder sexuelle Eroberungen. Manche fanden Befriedigung im Sammeln verlorener Seelen. Und am anderen Ende des Spektrums gab es Menschen wie Roger Seagraves, der persönliche Habseligkeiten jener Personen sammelte, die er ermordet oder besser »liquidiert« hatte, denn es war im Dienst fürs Heimatland geschehen. Wobei diese Unterscheidung für die Opfer kaum eine Rolle spielte: Tot war tot.

Heute suchte er die Kammer auf, um zwei neue Sammelstücke hinzuzufügen: einen Kugelschreiber, der Robert Bradley gehört hatte, und ein ledernes Lesezeichen aus dem Besitz von Jonathan DeHaven. Sie erhielten Ehrenplätze im Regal beziehungsweise einer flachen Minivitrine. Vorher nummerierte er sie. Es waren jetzt fast sechzig Sammlerstücke. Vor Jahren hatte Seagraves davon geträumt, einmal die hundert zu erreichen, und er hatte einen guten Start vorgelegt, weil es damals viele Leute auf der Welt gegeben hatte, die sein Heimatland lieber tot sah. Doch während der letzten Jahre seiner Tätigkeit hatte sich die Erfolgssträhne merklich abgeschwächt; die Ursache waren eine rückgratlose Regierung und eine noch schlappere CIA-Bürokratie gewesen. Inzwischen hatte er sein ursprüngliches Ziel längst abgeschrieben. Stattdessen zog er Qualität der Quantität vor.

Jeder geistig gesunde Mensch, dem man die Geschichte dieser Sammelgegenstände erzählte, hätte Seagraves wohl als Psychopathen abgestempelt, der aus Wahn oder Schlechtigkeit Trophäen der Ermordeten sammelte. Nach Seagraves' Auffassung jedoch war das eine völlig falsche Einschätzung: Für ihn war es eine Geste des Respekts vor einer Person, der man das Kostbarste nahm, was sie besaß. Wäre ein Profi jemals tüchtig genug gewesen, ihn, Seagraves, zu töten, hätte er sich gewünscht, dass auch ein Teil von ihm in einer Vitrine dieses Widersachers geendet wäre. Er hätte es als Ehre be-

trachtet.

Er schloss die Kammer zu und kehrte nach oben zurück, um seinen nächsten Schritt zu planen. Er musste sich etwas besorgen. Und da DeHaven jetzt tot und begraben war, war es an der Zeit zu handeln.

Annabelle Conroy saß an der Ecke zur Good Fellow Street in einem Mietwagen. Sie war vor vielen Jahren zum letzten Mal hier gewesen, doch es hatte sich kaum etwas verändert. Man konnte noch immer den modrigen Mief alten Geldes riechen, auch wenn er sich mittlerweile mit dem nicht minder eklichen Odeur neuen Reichtums vermischt hatte. Annabelle allerdings war weder von Haus aus wohlhabend gewesen, noch neureich, was Jonathan DeHavens Mutter Elizabeth stets ein Dorn im Auge gewesen war: Kein Geld, keine Herkunft, hatte sie ihrem Sohn pausenlos vorgehalten, bis es sich ihm so tief einprägte, dass es Elizabeth gelang, ihn zur Scheidung zu nötigen. Annabelle hätte sich dagegen wehren können. Aber welchen Sinn hätte es gehabt?

Dennoch hegte Annabelle keinen Groll gegen ihren Exmann. In vielerlei Hinsicht war er ein großes Kind gewesen, belesen, freundlich, großmütig und voller Zuneigung. Allerdings hatte er kein Rückgrat besessen und Konflikte gescheut wie der Teufel das Weihwasser. Für seine allmächtige Mutter und ihr böses Maul war er kein Gegner gewesen. Doch wie viele Söhne konnten sich schon gegen ihre Mutter behaupten?

Nach der Trennung hatte er Annabelle liebevolle, rührende Briefe geschrieben, hatte sie mit Geschenken überschüttet und ihr beteuert, dass er immerzu an sie dächte.

Und sie hatte es keine Sekunde bezweifelt. Unehrlichkeit war Jonathans Natur fremd gewesen; für sie hingegen hatte dergleichen etwas Neues bedeutet. Es stimmte, dass Gegensätze sich anzogen.

Trotz allem hatte er sie nie gebeten, zu ihm zurückzu-

kehren. Doch im Vergleich zu den anderen Männern in ihrem Leben, die sich alle jenseits von Gut und Böse befunden hatten, war Jonathan der Inbegriff der Unschuld gewesen. Er hielt ihre Hand, hielt ihr die Tür, redete mit ihr über wichtige Angelegenheiten im Leben normaler Menschen – eine Welt, die Annabelle als so fremdartig empfand wie einen fernen Stern. Doch Jonathan war es gelungen, ihr diese Welt in der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens weniger fremd und fern zu machen.

Annabelle musste sich eingestehen, dass sie sich während der Ehe geändert hatte. Jonathan DeHaven hatte sich, obwohl immer auf der konservativen Seite des Lebens, auf sie zu bewegt, hatte das Leben vielleicht auf eine Weise genossen, die er sich vorher gar nicht hätte vorstellen können. Er war ein guter Mensch gewesen. Es schmerzte Annabelle, dass er jetzt tot war.

Verärgert wischte sie sich eine Träne ab, die ihr unversehens über die Wange rann. Derartige Gefühle waren ihr unwillkommen und ungewöhnlich für sie. Sie weinte nicht mehr. Sie stand niemandem mehr nahe genug, um Tote zu beweinen. Nicht einmal ihre Mutter. Gewiss, sie hatte Tammy gerächt, sich dabei aber gleichzeitig bereichert. Hätte sie das eine ohne das andere getan? Annabelle wusste es selbst nicht genau. Aber spielte es eine Rolle? Sie hatte fast 17 Millionen auf einem ausländischen Bankkonto liegen, die diese Frage verneinten.

Sie sah einen grauen Chevy Nova heranrattern und vor Jonathans Haus parken. Vier Männer stiegen aus – die sonderbaren Typen vom Friedhof, die behaupteten, es fehle für Jonathans Ableben an einer überzeugenden Todesursache. Doch Annabelle hatte inzwischen endgültig Abschied von Jonathan genommen, und nun wollte sie nur noch eines: endlich einmal durchs Haus gehen, ohne dass der missgünstige Blick Mama DeHavens jeden undamenhaften Hüftschwung ihrer Schwiegertochter beobachtete. Danach wollte sie ein

Flugzeug nehmen. Annabelle wollte sich nicht mit Jerry Bagger auf ein und demselben Erdteil aufhalten, wenn dem Mistkerl klar wurde, dass er um 40 Millionen ärmer geworden war, und ehe es zu einer Eruption kam, die jeden Ausbruch seines falschen Vulkans weit übertraf.

Die Lava könnte leicht bis in den D. C. spritzen.

Annabelle schob sich aus dem Wagen und ging auf ein Haus und ein Leben zu, die ihre Bestimmung hätten werden können, wären manche Dinge anders verlaufen.

## KAPITEL 30

Nachdem sie Annabelle durchs Erdgeschoss geführt hatten, versammelten sich alle im Panzergewölbe des Kellers. Den kleinen Tresor hinter dem Gemälde öffnete Caleb allerdings nicht. Er hatte nicht die Absicht, noch mehr Leuten das Psalm Book unter die Nase zu halten. Nachdem Annabelle die Büchersammlung in Augenschein genommen hatte, kehrten sie in die Wohnräume zurück, wo sie mit wahrscheinlich deutlicherem Interesse durch die eleganten Zimmer streifte, als sie sich anmerken lassen mochte.

»Sie sind also schon mal hier gewesen?«, fragte Stone.

Sie musterte ihn mit ausdruckslosem Gesicht. »Ich kann mich nicht erinnern, so etwas erwähnt zu haben.«

»Na ja, weil Sie wussten, dass Jonathan seinen Wohnsitz in der Good Fellow Street hatte, habe ich es angenommen.«

»Die Menschen sollten sich nicht so oft auf Annahmen verlassen, dann wären sie besser dran.« Annabelles Blick schweifte weiter. »Viel hat sich nicht verändert«, sagte sie und beantwortete damit indirekt Stones Frage. »Aber er hat wenigstens ein paar besonders hässliche Möbelstücke abgeschafft. Wahrscheinlich nach dem Tod seiner Mutter. Ich bezweifle, dass so etwas vor Elizabeth' letztem Atemzug möglich gewesen wäre.«

»Wo haben Sie und Jonathan sich kennen gelernt?«, erkundigte sich Caleb. Sie überhörte die Frage. »Es könnte sein, dass er irgendwann einmal Ihren Namen erwähnt hat, aber ich erinnere mich nicht«, hakte Caleb hartnäckig nach und handelte sich damit einen warnenden Blick Stones ein.

»Susan Farmer. Wir haben uns im Mittleren Westen kennen gelernt.«

»Haben Sie auch im Mittleren Westen geheiratet?«, fragte Stone. Es beeindruckte ihn, dass sie mit keiner Wimper zuckte. Doch sie gab keine Antwort. Stone beschloss, sein

Ass auszuspielen. Er holte das Foto aus der Tasche. »Uns wurde erzählt, dass Jonathans Ehe geschieden wurde. Sie haben sich in einem Tonfall über Elizabeth DeHaven geäußert, dass man schließen könnte, Elizabeth hat sich als Anstifterin zur Scheidung betätigt. Jonathan jedenfalls hat dieses Foto behalten. Die Frau auf dem Foto sieht Ihnen bemerkenswert ähnlich. Nach meiner Erfahrung verwahren Männer die Fotos von Frauen nicht ohne triftigen Grund. Ich glaube, was Sie betrifft, hatte Jonathan besondere Gründe.«

Er reichte Annabelle das Foto. Als sie es nahm, zitterte ihre Hand ein wenig, und ihre Augen schimmerten feucht. »Jonathan war ein sehr gut aussehender Mann«, sagte sie versonnen. »Groß, mit dichtem braunem Haar und Augen, bei denen man sich wohlfühlte, wenn sie einen nur anschauten.«

»Darf ich mir die Bemerkung erlauben«, sagte Reuben, indem er ihr näher rückte, »dass Sie heute noch so reizend aussehen wie damals.«

Annabelle schien Reuben nicht gehört zu haben. Sie tat etwas, das sie seit langem nicht mehr getan hatte: Sie lächelte von Herzen. »Das Bild wurde an unserem Hochzeitstag aufgenommen. Es war meine erste und letzte Ehe.«

»Wo haben Sie geheiratet?«, fragte Caleb.

»In Vegas, wo sonst?«, antwortete sie, ohne den Blick von dem Foto zu wenden. »Jonathan war in der Stadt auf einer Buchmesse. Wir fanden uns, blieben zusammen und heirateten. Alles innerhalb einer Woche. Ganz schön verrückt, ich weiß. So hat es jedenfalls seine Mutter gesehen.« Mit dem Finger strich sie über Jonathan DeHavens aufs Papier gebanntes Lächeln. »Aber wir waren glücklich. Zum mindest für einige Zeit. Nach der Hochzeit haben wir eine Zeit lang hier bei seinen Eltern gewohnt, bis wir uns eine eigene Bleibe gesucht hatten.«

»Es ist ja auch ein großes Haus«, stellte Caleb fest.

»Es mag sich seltsam anhören«, entgegnete Annabelle, »aber damals kam es mir viel zu klein vor.«

»Sind Sie in Vegas ebenfalls auf der Buchmesse gewesen?«, fragte Stone höflich.

Annabelle gab ihm das Foto zurück, und er steckte es in die Jackentasche. »Müssen Sie auf diese Frage wirklich eine Antwort haben?«

»Wer weiß? Sind Sie in späterer Zeit noch mit Jonathan in Verbindung gewesen?«

»Falls ja, weshalb müsste ich es Ihnen erzählen?«

»Dazu haben Sie gar keine Veranlassung«, meldete Reuben sich zu Wort, wobei er Stone einen finsternen Blick zuwarf. »Ich glaube, diese Fragen sind viel zu privat.«

Offensichtlich ärgerte es Stone, dass sein von Annabelle hingerissener Freund ihm mit solchen Bemerkungen in den Rücken fiel. »Wir tun unser Bestes, herauszufinden, was Jonathan zugestoßen ist«, sagte er lediglich, »und dabei können wir möglichst viel Unterstützung gebrauchen.«

»Er ist an Herzstillstand gestorben. Ist das so ungewöhnlich?«

»Offenbar konnte der Gerichtsmediziner die eigentliche Todesursache nicht ermitteln«, erklärte Milton. »Und Jonathan hatte sein Herz erst kürzlich im Johns-Hopkins-Center durchchecken lassen. Einen Herzinfarkt hat er anscheinend nicht erlitten.«

»Sie vermuten, jemand hätte ihn umgebracht? Wer sollte in Jonathan ein Problem gesehen haben? Er war Bibliothekar.«

»Es ist keineswegs so, dass Bibliothekare keine Feinde hätten«, entgegnete Caleb ein wenig trotzig. »Ich war schon in Gesellschaft von Kollegen, die nach ein paar Gläsern Merlot eine reichlich niederträchtige Gesinnung enthüllten.«

Ungläubig musterte Annabelle ihn. »Mag sein. Aber niemand ermordet jemanden, weil er eine Nachgebühr für ein überfälliges Buch entrichten musste.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen etwas zu zeigen«, bat Stone. »Es ist auf dem Dachboden.«

Als sie dort eintrafen, deutete Stone auf das Fernrohr. »Es

ist auf das Nachbarhaus gerichtet«, sagte er.

»Ja«, bestätigte Reuben, »ich konnte geradewegs ins Bett des Besitzers ...«

»Reuben«, unterbrach ihn Stone, »wenn es dir nichts ausmacht, erläutere ich die Situation.« Die Brauen gewölbt nickte er in Annabelles Richtung.

»Na klar, nur zu«, antwortete Reuben, »gern, Oliv ... äh, Frank. Oder Steve?«

»Danke, Reuben!«, schnauzte Stone. »Wie gesagt, das Fernrohr ist aufs Nachbarhaus gerichtet. Es gehört dem Boss der Paradigma Technologies, eines der größten Rüstungskonzerne des Landes. Der Mann heißt Cornelius Behan.«

»Er lässt sich vorzugsweise C. B. nennen«, sagte Caleb.

»Aha«, äußerte Annabelle.

Stone sah durchs Fernrohr. »Dachte ich's mir.« Er bewegte es über die Fassade des Nachbargebäudes, das nur ein Streifen Rasen von Jonathan DeHavens Haus trennte. Dann winkte er Annabelle heran und ließ sie seinen Platz einnehmen. Sie stellte die Schärfe ein und spähte hinüber.

»Das ist ein Büro oder Arbeitszimmer.«

»Genau.«

»Sie glauben, Jonathan hat diesen Mann ausspioniert?«

»Vielleicht. Oder er hat unbeabsichtigt etwas beobachtet, das seinen Tod nach sich gezogen hat.«

»Dann wurde Jonathan von diesem Cornelius Behan ermordet?«

»Wir haben keine Beweise, aber es gab sonderbare Vorfälle.«

»Zum Beispiel?«

Stone zögerte. Dass er in eine Folterkammer verschleppt worden war, wollte er ihr lieber nicht erzählen. »Sagen wir mal, wir stehen vor genug offenen Fragen, um an weiteren Nachforschungen interessiert zu sein. Meines Erachtens hat Jonathan DeHaven es verdient.«

Annabelle betrachtete ihn einen Moment lang; dann

schaute sie noch einmal durchs Fernrohr. »Verraten Sie mir mehr über diesen C. B.«

Mit knappen Worten informierte Stone sie über Behan und seinen Konzern. Danach wies er auf die Ermordung Bob Bradleys hin, des früheren Sprechers des Abgeordnetenhaus.

Annabelle wirkte skeptisch. »Und nun glauben Sie, dass ein Zusammenhang mit Jonathan besteht? Soviel ich weiß, haben Terroristen die Verantwortung für die Tat übernommen.«

Stone klärte sie über die Rüstungsaufträge auf, die Behan unter den vorherigen Politfunktionären ergattert hatte. »Bradleys Vorgänger im Amt des Sprechers wurde der Korruption bezichtigt, also liegt der Rückschluss nicht fern, dass Behan ihn womöglich bestochen hat. Und plötzlich kommt Bradley als Saubermann daher. Möglicherweise wollte Behan vermeiden, dass gewisse Angelegenheiten zu gründlich untersucht werden, und deshalb musste Bradley sterben.«

»Und Sie gehen davon aus, dass Jonathan dieser Verschwörung auf die Schliche gekommen ist und ermordet wurde, ehe er sie auffliegen lassen konnte?« Stone hatte Annabelle anscheinend noch immer nicht überzeugt, aber sie wirkte weniger skeptisch als zuvor.

»Wir stehen vor zwei ungeklärten Todesfällen von Regierungsmitarbeitern und haben als gemeinsamen Nenner Cornelius Behan, der zudem Nachbar eines der Toten war.«

»Behan ist heute beim Begräbnis gewesen«, sagte Caleb.

»Wer war er?«, fragte Annabelle scharf.

»Der kleine Rothaarige.«

»Der sich selbst ganz toll findet«, sagte Annabelle, »und eine große Frau mit gefärbtem Blondhaar hat, die ihn verabscheut.«

Stone war beeindruckt. »Sie durchschauen Menschen schnell.«

»Darin habe ich immer einen Vorteil gesehen. Okay, was

tun wir als Nächstes?«

Stone war verdutzt. »Was wir tun?«

»Ja. Wenn Sie mir im Eildurchgang erzählen, was Sie an Informationen offenkundig verschweigen, machen wir vielleicht ein paar Fortschritte.«

»Miss Farmer ...«, setzte Stone zu einer Entgegnung an.

»Nennen Sie mich Susan.«

»Hatten Sie nicht gesagt, Sie bleiben nicht lange in der Stadt?«

»Ich habe meine Absicht geändert.«

»Darf ich nach dem Grund fragen?«

»Dürfen Sie. Können wir uns morgen früh treffen?«

»Na klar«, rief Reuben. »Und wenn Sie 'ne Gelegenheit zum Pennen brauchen ...«

»Brauche ich nicht«, erwiderte Annabelle.

»Wir können uns bei mir zu Hause treffen«, schlug Stone vor.

»Wo ist das?«, fragte sie.

»Auf einem Friedhof«, teilte Milton ihr hilfsbereit mit.

Wieder zuckte Annabelle mit keiner Wimper.

Stone notierte ihr die Anschrift und eine Wegbeschreibung. Als sie auf ihn zutrat, um den Zettel an sich zu nehmen, stolperte sie, fiel gegen ihn und griff nach seinem Jackett, um nicht zu stürzen.

»Entschuldigung«, sagte sie, während ihre Finger in seiner Jackentasche nach dem Foto fischten. Eine Sekunde später hatte sie es in der Hand. Und dann geschah etwas, das sie noch nie erlebt hatte. Stones Faust umklammerte ihr Gelenk.

»Sie hätten bloß zu fragen brauchen«, sagte er so leise, dass nur Annabelle es hören konnte. Er lockerte den Griff, und sie schob das Foto blitzartig in ihre Tasche, den Blick entgeistert auf Stones grimmige Miene gerichtet. Annabelle gewann die Fassung zurück und blickte in die Runde. »Also bis morgen.«

Reuben nahm ihre Hand und küsste sie nach Art eines

französischen Edelmanns vergangener Jahrhunderte. »Wissen Sie, es war ein echtes Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen, Susan.«

Sie schmunzelte. »Danke, Reuben. Übrigens, man hat da einen hübschen Einblick in einen Raum, der wohl Behans Schlafzimmer ist. Er treibt es gerade mit einer richtig heißen Braut. Vielleicht möchten Sie mal zwecks Nachforschung einen Blick riskieren.«

Reuben fuhr herum. »Oliver, das hast du verschwiegen!«

Annabelle weidete sich an Stones offensichtlicher Missstimmung. »Schon gut, Oliver, ich heiße in Wahrheit auch nicht Susan. Was für ein Schock, hm?«

Gleich darauf hörte man, dass sie die Haustür öffnete und schloss. Reuben war eilends ans Fernrohr gesprungen, stöhnte aber auf. »Verdammtd noch mal, anscheinend sind sie schon fertig.« Er wandte sich an Stone. »Grundgütiger«, sagte er andächtig, »was für eine Frau.«

Ja, dachte Stone. Was für eine Frau.

Annabelle stieg ins Auto, ließ den Motor an, zückte das Foto und rieb sich das Handgelenk, das Stone gepackt hatte. Der Kerl namens Oliver hatte sie doch tatsächlich beim Taschendiebstahl ertappt. Selbst als Kind, als sie im Auftrag ihres Vaters in L. A. Touristen gefilzt hatte, war sie nie erwischt worden. Der morgige Tag würde recht interessant werden.

Sie widmete ihre Aufmerksamkeit dem Foto. Es war erstaunlich, wie viele Erinnerungen ein einziges Bild wecken konnte. Das eine Jahr ihrer Ehe war das einzige normale Jahr in ihrem ganzen Leben gewesen. Manche Frau hätte es vielleicht als langweilig oder zumindest eintönig empfunden – Annabelle hatte es für wundervoll gehalten. Sie war einem Mann begegnet, der sich in sie verliebt hatte. Ohne hintergründige Absichten, ohne geheime Bestrebungen, ohne Schielen nach künftiger größerer Abzocke. Er hatte sich ganz

einfach in sie verliebt. Ein Büchermensch und eine Abzockerin. Alles sprach gegen ihr Glück, und wie sie genau wusste, setzten nur Narren auf Sieg, wenn alles dagegen sprach.

Dennoch hatte dieser sanftmütige Mann, der Bücher sammelte, ihr verhärtetes und wundes Herz erobert. Am Anfang ihrer Liebe hatte Jonathan sie gefragt, ob sie etwas sammelte. Damals hatte Annabelle die Frage verneint, aber heute hegte sie den Verdacht, dass sie es zu Unrecht getan hatte. Vielleicht sammelte sie tatsächlich etwas. Vielleicht sammelte sie verpasste Gelegenheiten.

Sie richtete den Blick auf das große alte Haus. Möglicherweise, in einem anderen Leben, hätten Jonathan und sie mit-samt einer Schar Kinder dort gewohnt. Wahrscheinlich aber war es besser, dass alles sich anders entwickelt hatte. Vermutlich wäre sie eine schreckliche Mutter geworden.

Annabelles Gedanken befassten sich mit Näherliegendem. In zwei Tagen platzte bei Jerry Bagger die Bombe. Am klügsten wäre es gewesen, schleunigst das Land zu verlassen, obwohl sie sich für morgen mit den Männern zu einem Treffen verabredet hatte. Doch Annabelle brauchte nicht lange, um eine Entscheidung zu fällen: Sie würde bleiben und die Sache durchstehen. Vielleicht war sie es Jonathan schuldig. Oder sich selbst; es hatte nämlich den Anschein, als wäre jetzt der richtige Zeitpunkt, um mit dem Sammeln verpasster Gelegenheiten Schluss zu machen.

## KAPITEL 31

Am nächsten Morgen versammelten sich Annabelle und der Camel Club um sieben Uhr in Stones Friedhofsgärtnerhäuschen.

»Nette Bude«, sagte Annabelle, als sie sich in den Zimmerchen umschauten. »Und so ruhige Nachbarn«, fügte sie hinzu, wobei sie durchs Fenster auf die Grabsteine deutete.

»Ich würde die Gesellschaft der Toten der Gegenwart gewisser lebender Zeitgenossen durchaus vorziehen«, gab Stone leicht gereizt zur Antwort.

»Kann ich verstehen.« Annabelle nahm am kalten Kamin Platz. »An die Arbeit, Jungs.«

Reuben setzte sich neben sie. Er ähnelte einem großen Welpen, der darauf hoffte, gleich hinterm Ohr gekrault zu werden. Caleb, Milton und Stone suchten sich gegenüber Sitzplätze.

»Mein Plan sieht folgendermaßen aus«, sagte Stone. »Milton soll so viel wie möglich über Bob Bradley herausfinden. Vielleicht hilft irgendwas uns weiter. Ich gehe zu Bradleys Haus, oder was davon übrig ist, und sehe nach, ob man da noch irgendwas entdecken kann. Reuben hatte früher eine Dienststelle im Pentagon. Er hört sich bei seinen Kontaktleuten um, ob er etwas über die Rüstungsaufträge erfahren kann, die Bradleys Vorgänger möglicherweise Behan zugeschanzt hat.«

Annabelle sah Reuben an. »Im Pentagon?«

Reuben bemühte sich um Bescheidenheit. »Und dreimal war ich in Vietnam. Hat mir genug Orden eingebracht, um einen Weihnachtsbaum zu schmücken. So was nennt man Dienst am Vaterland.«

»Davon verstehe ich nichts«, entgegnete Annabelle und wandte sich wieder an Stone. »Aber was ist mit Jonathans Tod? Wie klären wir, ob jemand ihn ermordet hat?«

»Ich habe eine Theorie, aber um sie zu überprüfen, müssten wir in die Kongressbibliothek und uns die Brandbekämpfungsanlage anschauen. Das Problem ist, wir wissen nicht, wo im Gebäude sich diese Anlage befindet. Und Caleb kann sich nicht kundig machen, weil die Sache aus irgend-einem Grund der Geheimhaltung unterliegt. Vermutlich, damit Fremde die Anlage nicht sabotieren können. Aber genau das ist geschehen, fürchte ich. Das Gebäude ist der-maßen verzweigt, dass wir zum Nachforschen ewig bräuchten, selbst wenn wir Raum um Raum durchsuchen dürften. Außerdem müssen wir die Konfiguration der Klimaanlage in der Räumlichkeit kennen, in der Jonathan tot aufgefunden wurde.«

»Was hat denn die Brandbekämpfungsanlage mit alldem zu tun?«, fragte Annabelle.

»Ich habe eine Theorie«, wiederholte Stone lediglich.

»Muss nicht der Architekt, der das Bauwerk entworfen hat, Unterlagen archiviert haben, auf denen man sowohl die Löschanlage wie auch das KBNS-System sehen kann?«, fragte Annabelle.

»Sicher«, bejahte Stone. »Das Jefferson Building ist zwar schon gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts erbaut worden, aber vor zirka fünfzehn Jahren hat man es in erheblichem Umfang renoviert. Nur liegen die Baupläne beim Architekten des Capitols, und wir kommen nicht heran.«

»Hat man bei der Renovierung keine privaten Architekturbüros zur Unterstützung herangezogen?«, wollte Annabelle wissen.

Caleb schnippte mit den Fingern. »Oh doch, ja, ein hier im D.C. ansässiges Büro. Ich entsinne mich, die Regierung wollte die regionale Wirtschaft ankurbeln und hat deshalb die Zusammenarbeit von staatlichen und privaten Unternehmen gefördert.«

»Da haben wir die Antwort«, sagte Annabelle.

»Ich komme nicht ganz mit«, bekannte Stone. »Uns fehlt

noch immer jeder Zugang zu den Unterlagen.«

Annabelle heftete den Blick auf Caleb. »Können Sie mir den Namen des Architekturbüros besorgen?«

»Ich glaube schon.«

»Dann bleibt bloß noch die Frage, ob man uns die Pläne fotografieren lässt. Ich bezweifle es, und wahrscheinlich dürfen wir sie ebenso wenig fotokopieren.« Während Annabelle laut überlegte, behielt der Camel Club sie ratlos im Auge. »Ich kann mir Zutritt ins Architekturbüro verschaffen«, sagte sie schließlich, »aber wir brauchen Kopien der Unterlagen, wenn wir in der Kongressbibliothek Löschanlage und KBNS-System finden wollen.«

»Ich habe ein fotografisches Gedächtnis«, sagte Milton. »Wenn ich die Pläne einmal zu sehen kriege, kann ich sie mir einprägen.«

Annabelle musterte ihn skeptisch. »Ich habe solche Behauptungen schon von anderen Leuten gehört, bloß hat's nie richtig geklappt.«

»Ich kann Ihnen versichern«, erwiderte Milton entrüstet, »bei mir klappt's.«

Annabelle zog ein Buch aus dem Regal, schlug es in der Mitte auf und hielt es Milton hin. »Na schön, lesen Sie die Seite.« Er tat es und nickte. Annabelle drehte das Buch um und blickte hinein. »Okay, wiederholen Sie.«

Milton zitierte die komplette Seite mitsamt der Interpunktionsaus dem Gedächtnis, ohne dass ihm ein Fehler unterlief.

Zum ersten Mal, seit sie die Bekanntschaft des Camel Clubs gemacht hatte, wirkte Annabelle beeindruckt. »Sind Sie schon mal in Vegas gewesen?«, fragte sie. Milton schüttelte den Kopf. »Vielleicht sollten Sie's mal versuchen.«

»Ist das Kartenzählen nicht illegal?«, fragte Stone, der sofort erfasste, auf was sie anspielte.

»Nein«, antwortete sie, »nur wenn Sie ein mechanisches oder computerisiertes Hilfsmittel verwenden.«

»Hui«, rief Milton. »Dann könnte ich ja ein Vermögen machen.«

»Schrauben Sie Ihre Hoffnungen nicht zu hoch«, warnte ihn Annabelle. »Auch wenn es nicht illegal ist, solange Sie ausschließlich Ihr Gehirn benutzen, prügelt man Sie windelweich, falls Sie erwischt werden.«

»Oh! Na, dann lieber nicht«, sagte Milton entsetzt.

Annabelle wandte sich erneut an Stone. »Wie wurde Jonathan denn Ihrer Meinung nach ermordet? Und kein Drumherumgerede mehr, oder Sie sind mich los.«

Stone musterte sie und entschloss sich zur Offenheit. »Caleb hat Jonathan tot aufgefunden und ist augenblicklich in Ohnmacht gefallen. Im Krankenhaus sagte dann eine Schwester, dass sein Zustand sich bessert, weil seine Temperatur steigt, nicht sinkt.«

»Und was soll das bedeuten?«, fragte Annabelle.

»Die Brandbekämpfungsanlage der Kongressbibliothek benutzt eine Substanz mit der Bezeichnung Halon 1301«, übernahm Caleb die Erklärung. »Im Rohr ist es eine Flüssigkeit, aber sobald sie aus der Düse schießt, wird sie zu Gas. Es löscht Flammen, indem es den Sauerstoffanteil der Luft verringert.«

»Dann könnte Jonathan erstickt sein? Großer Gott, Sie meinen, die Polizei hat diese Möglichkeit nicht in Betracht gezogen und gar nicht kontrolliert, ob der Tank leer ist?« In Annabelles Stimme schwang Zorn mit.

»Wir haben keinen Hinweis, dass die Löschanlage in Betrieb war«, sagte Stone. »Es gab keinen Warnton, und Caleb hat herausgekriegt, dass die Warnanlage funktionierte. Allerdings ist vorstellbar, dass jemand sie deaktiviert und später wieder angeschaltet hat. Und das Gas hinterlässt keine Rückstände.«

»Und Jonathan kann nicht durch das Halon 1301 getötet worden sein, jedenfalls nicht bei der Dichte, die bei der Brandbekämpfung in der Kongressbibliothek vorgesehen ist«,

erläuterte Caleb. »Ich hab's nachgeprüft. Deshalb wird es ja in Gebäuden eingesetzt, in denen sich Menschen aufhalten.«

»Und wo führt das alles hin?«, fragte Annabelle. »Ich habe das Gefühl, Sie widersprechen sich selbst. Es war das Gas ... es war nicht das Gas. Was soll denn nun wirklich passiert sein?«

Stone versuchte die Frage zu beantworten. »Beim Einsatz des Löschmittels kommt es in der betroffenen Räumlichkeit zu einem Temperatursturz. Caleb hat geschildert, dass er Kälte spürte und augenblicklich die Besinnung verlor, als er Jonathans Leichnam fand. Ich glaube, dass das Gas eine Unterkühlung hervorgerufen hat. Daher erklärt sich auch die Bemerkung der Krankenschwester, dass Calebs Körpertemperatur stieg. Nach meiner Überzeugung ist Caleb in Ohnmacht gefallen, weil der Sauerstoffgehalt der Luft niedrig war, aber nicht so gering, dass es sein Leben gefährdet hätte, denn er hat den Raum eine halbe Stunde später als Jonathan betreten.«

»Demnach lag es nicht an diesem Halon 1301«, fasste Annabelle zusammen. »Also an etwas anderem?«

»Genau. Und das müssen wir herausfinden.«

Annabelle stand auf. »Na gut, dann mache ich mich an ein paar ernsthafte Vorbereitungen.«

Stone erhob sich ebenfalls und vertrat ihr den Weg. »Susan, bevor Sie sich vollends auf die Sache einlassen, sollten Sie wissen, dass dabei einige sehr gefährliche Leute mitmischen. Ich habe es schon am eigenen Leib zu spüren bekommen. Es könnte sehr riskant für Sie werden.«

»Wenn es gefährlicher wäre als das, was ich vorige Woche getrieben habe, würde ich mich sehr wundern, Oliver.«

Diese Antwort verwunderte Stone so nachhaltig, dass er stumm zur Seite wich.

Annabelle hakte den Arm bei Milton ein. »Auf, Milton, wir haben einiges zu erledigen.«

Reuben wirkte bestürzt. »Wieso Milton?«

»Weil er mein süßer lebender Fotokopierer ist.« Annabelle kniff Milton in die Wange, worauf er heftig errötete. »Zuerst müssen wir ihm geeignete Kleidung in der richtigen Mode besorgen.«

»Was stimmt denn mit meinen Klamotten nicht?«, fragte Milton und schaute an seinem roten Sweater und der Jeans hinab, die beide tadellos sauber und obendrein gebügelt waren.

»An sich sind die Sachen in Ordnung«, sagte Annabelle. »Nur taugen sie nicht für den beabsichtigten Zweck.« Sie wies auf Caleb. »Rufen Sie Milton an, sobald Sie den Namen des Architekturbüros wissen.« Sie schnippte mit den Fingern. »Gehen wir, Miltie.«

Sie strebte zur Tür. Erschrocken starre Milton die übrigen Clubmitglieder an. »Hat sie ›Miltie‹ gesagt?«, fragte er schockiert.

»Milton«, rief Annabelle aus dem Freien. »Kommen Sie!«

Milton sauste zur Tür hinaus. Sofort beschwerte sich Reuben bei Stone. »Willst du tatenlos zusehen, wie sie ihn abschleppt?«

»Was soll ich dagegen machen, Reuben?«, fragte Stone mit unverhohlener Ratlosigkeit. »Die Frau ist Hurrikan und Erdbeben in einer Person.«

»Na ja, du könntest ... Ich meine ...« Reuben ließ sich in einen Lehnstuhl sinken. »Verdammte Kiste«, knurrte er, »warum habe ich kein fotografisches Gedächtnis?«

»Gott sei Dank hast du keines«, meinte Caleb.

»Warum sagst du so was?«, fragte Reuben hitzig.

»Weil sie dich dann Ruby nennen würde, und das würde mir ernstlich auf den Magen schlagen.«

## KAPITEL 32

Später am Tag, in der Kongressbibliothek, schickte Caleb eine E-Mail an die Verwaltungsabteilung. Eine Stunde danach erfuhr er den Namen des Architekturbüros, das man damals an der Renovierung des Jefferson Buildings beteiligt hatte. Er rief Milton an und gab ihm die Information weiter. »Wie kommst du mit der Frau zurecht?«, erkundigte er sich dann mit leiser Stimme.

»Sie hat mir vorhin einen schwarzen Anzug und einen echt schrillen Schlipps gekauft«, flüsterte Milton. »Und ich soll mir eine neue Frisur machen lassen. Mich aufpeppen, weißt du.«

»Hat sie dir den Grund genannt?«

»Noch nicht.« Milton schwieg. »Caleb«, fügte er dann hinzu, »irgendwie ist sie mir unheimlich. Sie ist so ... so abgezockt.« Milton ahnte es nicht, aber wahrscheinlich hatte er noch nie eine Feststellung getroffen, die einen höheren Wahrheitsgehalt gehabt hätte.

»Mach einfach weiter mit, Miltie.« Caleb beendete das Telefonat und lachte gedämpft vor sich hin. Als Nächstes wählte er Vincent Pearls Rufnummer, weil er wusste, dass er nur den Anrufbeantworter an den Apparat bekam, denn Pearls Antiquariat öffnete erst am Abend. Tatsächlich wollte er den Antiquar gar nicht persönlich sprechen, weil er noch keine Klarheit darüber hatte, wie er beim Verkauf von Jonathan DeHavens Büchersammlung vorging, und erst recht keine Ahnung hatte, was er mit dem Psalm Book anfangen sollte. Wenn die Allgemeinheit von dessen Existenz erfuhr, kam es in der Welt der antiquarischen Bücher zu einem gewaltigen Tumult, und er würde am Mittelpunkt dieses Mahlstroms stehen – eine Vorstellung, die Caleb zwar erschreckte, zugleich aber auch ein wenig verlockte. Eine gewisse Zeitspanne im Rampenlicht der Öffentlichkeit zu verbringen war keine so üble Sache für eine Person, die sich sonst nur in der

Anonymität einer riesigen Bibliothek betätigen durfte.

Einzig ein nagender Zweifel hielt ihn davon zurück, sich in dieses Abenteuer zu stürzen: Was, wenn Jonathan sich das Psalm Book auf unrechtmäßige Weise angeeignet hat? Das wäre eine Erklärung für die Geheimhaltung. Caleb lag daran, alles zu vermeiden, was das Ansehen seines Freundes besudeln könnte.

Caleb verdrängte diese unschönen Gedanken und ging zu einem Plausch hinüber zu Jewell English, die seit mehreren Jahren regelmäßig im Lesesaal aufkreuzte, genau wie der Hemingway-Fan Norman Janklow.

Jewell setzte die Brille ab, als sie Caleb näher kommen sah, schob die Blätter mit ihren säuberlich niedergeschriebenen Notizen in einen Schnellhefter und forderte ihn mit einem Wink auf, neben ihr Platz zu nehmen. Als er saß, ergriff sie seinen Arm. »Caleb«, sagte sie aufgekratzt, »ich habe ein Angebot für einen Beadle im Mint-Zustand. *Maleska, die Indianerfrau des Weißen Jägers.* Es ist die Nummer eins, Caleb.«

»Ich glaube, davon haben wir auch ein Exemplar«, antwortete Caleb nachdenklich. »Achten Sie darauf, dass der Band wirklich im Mint-Zustand ist, Jewell. Die Beadle-Serie ist billig geheftet worden.«

Jewell English patschte die Händchen zusammen. »Hach, aber ist es nicht aufregend, Caleb? Die Nummer eins!«

»Doch, ja, das ist schon was. Wenn Sie möchten, sehe ich mir das Exemplar vorher an.«

»Ach, Sie sind ja ein ganz Lieber. Sie müssen mal bei mir auf einen Drink reinschauen. Wir haben so vieles gemeinsam.« Sie tätschelte seinen Arm und wölbte verheißungsvoll die nachgezogenen Brauen.

»Ja, das wäre sicher nett«, plapperte Caleb verdutzt. »Irgendwann vielleicht. Demnächst. Kann gut sein.« Es kostete ihn beträchtliche Beherrschung, nicht im Laufschritt an seinen Schreibtisch zurückzukehren. Von einer Siebzigerin

ins Visier genommen zu werden, schmeichelte nicht unbedingt seinem Ego. Doch während sein Blick durch den Saal schweifte, gewann er rasch die gute Laune zurück. In der Tat hatte es etwas Tröstliches an sich, Leseratten wie Jewell English und Norman Janklow an den gediegenen Tischen sitzen und in alten Publikationen blättern zu sehen. Dadurch schien die Welt wesentlich angenehmer zu sein, als sie es wirklich war, und dieser Illusion gab sich Caleb, wenigstens für ein paar Stunden am Tag, durchaus gern hin. Ach, könnte man doch noch einmal in der Zeit des Schreibpapiers und des Füllhalters verweilen, und wenn nur für ein Weilchen.

Ungefähr zwanzig Minuten später arbeitete er noch immer an seinem Schreibtisch, als er hörte, dass die Tür des Lesesaals sich öffnete. Er hob den Blick und erstarrte. Cornelius Behan schritt auf die Anmeldung zu. Plötzlich bemerkte er Caleb und sagte etwas zu der Frau am Anmeldetisch, die daraufhin auf Caleb deutete. Behan kam zu Caleb, der unterdessen aufstand, und streckte die Hand aus. Er hatte, stellte Caleb fest, keine Aufpasser dabei; wahrscheinlich hatte der Sicherheitsdienst der Bibliothek sie wegen der Schusswaffen nicht eingelassen.

»Mr. Behan«, sagte Caleb. Auf einmal sah er Behan mit einem übers Geschlechtsteil gebreiteten Nylonstrumpf vor sich und hustete, um ein Lachen zu unterdrücken. »Entschuldigung«, fügte er hinzu. »Es liegt an der trockenen Bibliotheksluft.«

»Bitte nennen Sie mich C. B.« Sie schüttelten sich die Hand. Behan blickte sich im Lesesaal um. »Ich wusste gar nicht, dass es hier so etwas gibt. Sie sollten mehr Werbung machen.«

»Wir könnten mehr tun, um das Interesse der Öffentlichkeit auf uns zu ziehen«, gestand Caleb zu. »Aber bei schrumpfenden Budgets haben wir immer weniger Geld.«

»Glauben Sie mir, ich kenne mich mit den pekuniären Unzulänglichkeiten der Regierung gut aus.«

»Na, aber Ihre Geschäfte mit Washington lohnen sich doch«, äußerte Caleb und bereute die Bemerkung sofort, denn nun musterte Behan ihn mit gesteigerter Aufmerksamkeit.

»Es war ein schönes Begräbnis«, wechselte Behan unvermittelt das Thema. »Das heißt, soweit ein Begräbnis schön sein kann.«

»Ein wahres Wort. Es war nett, Ihre Frau kennen zu lernen.«

»Ja. Jedenfalls hatte ich in der Stadt eine Zusammenkunft mit ein paar Leuten vom Capitol Hill, und da dachte ich mir, ich sehe mir mal die Kongressbibliothek an. Die ganze Zeit war ich Jonathans Nachbar, aber hatte keine Vorstellung von seinem Arbeitsplatz.«

»Besser spät als nie.«

»Ich kann mir denken, dass Jonathan hier richtig gern gearbeitet hat, was?«

»Oh ja. Er war immer als Erster da.«

»Und er hatte bestimmt viele Freunde. Ich bin sicher, dass jeder ihn gemocht hat.« Doch in Behans Miene stand eine Frage.

»Meines Wissens hat Jonathan sich hier mit jedem gut vertragen.«

»Sie waren gestern Abend mit einer Frau in Jonathans Haus, habe ich mitbekommen.«

Dieser zweite plötzliche Wechsel des Gesprächsthemas überraschte Caleb nicht mehr. »Sie hätten rüberkommen sollen, wenn Sie uns gesehen haben«, sagte er.

»Ich war beschäftigt. Aber meine Wachleute haben es gesehen. Sie halten immer die Augen offen. Wer war denn die Frau?«

»Eine Antiquarin und Expertin für besonders seltene Bücher. Ich hatte sie hergebeten, damit sie einige Bücher aus Jonathans Sammlung für die Preisfestlegung wertmäßig be-gutachtet.« Dass ihm diese Lüge so schnell eingefallen war, erfüllte Caleb mit gehörigem Stolz.

»Und was wird aus Jonathans Haus?«

»Ich vermute, es wird verkauft. Aber dieser Teil der Nachlassverwaltung geht mich nichts an.«

»Ich habe überlegt, ob ich es kaufen und zum Gästehaus umbauen soll.«

»Ist Ihre Villa denn nicht groß genug?«, fragte Caleb, ohne sich etwas dabei zu denken.

Behan lachte. »Ich weiß, man sollte es meinen, aber wir haben oft viele Gäste. Ich hatte gehofft, Sie könnten mir eventuell vorab einen Tipp geben, was die Zukunft des Hauses angeht. Vielleicht haben Sie sich ja alles von oben bis unten angeschaut.« Seine Stimme hatte einen sachlichen Klang.

»Nein. Ich beschränke meine Tätigkeit auf die Büchersammlung im Panzergewölbe.«

Behan musterte Caleb aufmerksam. »Dann rufe ich meine Anwälte an. Sollen die mal was tun für ihr Geld.« Er zögerte. »Wäre es möglich?«, fragte er dann, »dass Sie mich herumführen, wo ich gerade hier bin? Sie sollen hier ja extrem seltene Bücher aufbewahren.«

»Daher die Bezeichnung Raritätenabteilung.« Mit einem Mal hatte Caleb eine Idee. Sie verstieß zwar gegen Vorschriften der Bibliothek, konnte möglicherweise aber den Weg ebnen, um Jonathans Mörder zu entlarven. »Möchten Sie die Tresorräume besichtigen?«

»Ja«, antwortete Behan fast ein bisschen zu schnell.

Caleb machte mit ihm die Standardführung, deren Endpunkt unweit der Stelle lag, wo Jonathan DeHaven der Tod ereilt hatte. Bildete Caleb es sich ein, oder verweilte Behans Blick ein bisschen zu lange auf der Düse der Löschanlage, die aus der Wand ragte? Er sah seinen Verdacht bestätigt, als Behan unversehens auf die Düse zeigte. »Was ist das?«

Caleb erläuterte ihm die Brandbekämpfungsanlage. »Demnächst wird das jetzige Löschmittel durch ein anderes ersetzt, das dem Ozon weniger schadet.«

Behan nickte. »Prächtig. Vielen Dank für die Führung.«

Caleb rief Stone an, sobald Behan fort war, und informierte ihn über die Begegnung. »Seine indirekte Art zu fragen, ob Jonathan Feinde hatte, ist ziemlich seltsam, aber vielleicht sondiert er ja die Möglichkeit, den Mord jemand anderem in die Schuhe zu schieben. Und dass er wissen wollte, ob du dir das gesamte Haus angeschaut hast, ist sehr aufschlussreich. Ob er über die voyeuristische Neigung seines Nachbarn Be-scheid wusste?«

Nachdem er das Telefonat mit Stone beendet hatte, griff sich Caleb das Buch, das er aus Jonathans Panzergewölbe mitgenommen hatte, und wechselte durch eine Reihe unterirdischer Gänge hinüber ins Madison Building, in dem die Reparatur- und Restaurationsabteilung untergebracht war. Die Abteilung bestand aus zwei großen Sälen, einem für Bücher und einem für andere Gegenstände. Hier arbeiteten nahezu einhundert Konservatoren an der Restaurierung seltener und weniger seltener Dinge, um diese wieder in einen besseren Zustand zu versetzen. Caleb betrat den Büchersaal und ging zu einem Tisch, an dem ein dünner Mann in grünem Kittel behutsam die Seiten eines deutschen Frühdrucks umblätterte. Auf dem Tisch lag ein umfangreiches Sortiment der ver-schiedensten Werkzeuge, von Ultraschallschweißgeräten über Teflonspatel bis zu X-Acto-Messern und altmodischen Schraubzwingen.

»Hallo, Monty«, sagte Caleb. Monty Chambers hob den Blick, sah Caleb durch eine dicke, getönte Brille an und strich sich mit der behandschuhten Rechten über die Glatze. Sein fliehendes Kinn war glatt rasiert und schien mit dem Hals zu verschmelzen. Er würdigte Caleb keiner Antwort, nickte ihm lediglich zu. Monty war über sechzig und seit Jahrzehnten der herausragendste Konservator der Kongressbibliothek. Er be-kam stets die schwierigsten Aufträge und hatte jeden mit be-wundernswerter Meisterschaft bewältigt. Man sagte ihm nach, dass er selbst die schadhaftesten und gammeligsten Bücher

wie neu machen konnte. Überschwänglich lobte man die Gewandtheit und Feinfühligkeit seiner Hände, seine Kreativität und Findigkeit bei der Wiederherstellung alter Bücher und seine umfassenden Kenntnisse alter Restaurierungs- und Reparaturmethoden. »Wenn Sie Zeit haben, Monty, hier ist ein Freizeitjob für Sie.« Caleb hielt das Buch in die Höhe. »Schall und Wahn. An den Rändern sind Wasserschäden. Das Buch hat Jonathan DeHaven gehört. Ich bin mit dem Verkauf seiner Sammlung betreut worden.«

Monty schaute sich den Roman an. »Bis wann?«, fragte er mit seiner hohen Stimme.

»Lassen Sie sich Zeit. Wir sind noch im Anfangsstadium.«

Überaus qualifizierte Konservatoren wie Monty betätigten sich des Öfteren gleichzeitig an mehreren bedeutsamen wie auch minderrangigen Projekten. Sie arbeiteten bis spät abends und auch an Wochenenden, weil sie dann niemand störte. Caleb wusste, dass Monty zu Hause einen genauso gut ausgestatteten Arbeitsplatz hatte, an dem er dann und wann Aufträge in Heimarbeit erledigte.

»Reversibel?«, fragte Monty.

Die Vorschriften verlangten, dass jede Buchrestaurierung »reversibel« erfolgen musste. Am Ende des neunzehnten, Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hatten sich Konservatoren, was Bücher betraf, in einer ausgesprochenen »Modernisierungsphase« befunden. Das unglückliche Ergebnis war gewesen, dass zahlreiche alte Bücher völlig umgestaltet wurden, wobei man ihre Originaleinbände wegwarf und den Inhalt in helles, neues, geprägtes Leder mit bisweilen affigen Verschlusszetteln band. Diese Bücher sahen ganz nett aus, doch die historische Originalität war ein für alle Mal dahin und konnte unmöglich wiederhergestellt werden.

»Ja, reversibel«, antwortete Caleb. »Und würden Sie bitte aufschreiben, welche Restaurierungsmaßnahmen Sie vornehmen? Wir legen die Dokumentation dann dem Buch bei, wenn es verkauft wird.«

Monty nickte und befasste sich wieder mit seiner derzeitigen Aufgabe.

Caleb kehrte in den Lesesaal der Raritätenabteilung zurück. Auf dem Weg durch die Gänge lachte er halblaut vor sich hin. »Miltie«, murmelte er leise. »Milton und seine neue Frisur.« So viel Spaß sollte er lange nicht mehr haben.

## KAPITEL 33

»Regina Collins«, sagte Annabelle forsch und reichte der Frau die Visitenkarte. »Ich habe einen Termin bei Mr. Keller.« Sie und Milton standen am Empfang des Architektenbüros Keller & Mahoney, das in einem hohen, braunen Sandsteingebäude unweit des Weißen Hauses untergebracht war. Annabelle trug einen engen schwarzen Hosenanzug, der ihr von rötlichen Glanzstellen schimmerndes Haar vorteilhaft betonte. Hinter ihr stand Milton, der wechselweise den orangefarbenen Schlipス zurechtrückte und seinen Pferdeschwanz betastete, zu dem Annabelle sein langes Haar gebunden hatte.

Wenig später fand sich ein großer Mann Mitte fünfzig mit gewellten grauen Haaren ein, um sie zu begrüßen. Über dem mit einem Monogramm versehenen Streifenhemd, dessen Ärmel er aufgekrempelt hatte, hielten grüne Hosenträger seine Hose. »Ms. Collins?«, fragte er. Sie gaben sich die Hand, und Annabelle reichte ihm eine Visitenkarte.

»Ich bin sehr erfreut, Mr. Keller. Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen, so kurzfristig mit uns zu sprechen. Meine Sekretärin sollte Sie anrufen, ehe wir aus Frankreich abfliegen. Selbstverständlich suche ich mir jetzt eine neue.« Sie wies auf Milton. »Mein Mitarbeiter, Mr. Leslie Haynes.«

Es gelang Milton, »Hallo!« zu sagen und dem Mann die Hand zu drücken; er machte dabei allerdings nicht den Eindruck, sich wohl in seiner Haut zu fühlen.

»Entschuldigen Sie, wir leiden noch ein bisschen unter dem Jetlag«, sagte Annabelle, als sie Miltos Unbeholfenheit bemerkte. »Normalerweise fliegen wir nachmittags, aber die Maschine war ausgebucht. Wir mussten in Paris noch vor dem Morgengrauen aufstehen. So etwas schafft einen ganz schön.«

»Sicher, sicher«, antwortete Keller freundlich. »Ich kann es vollauf nachvollziehen.«

In seinem Büro setzten sie sich an einen kleinen Konferenztisch. »Ich weiß, dass Sie ein sehr beschäftigter Mann sind, also komme ich gleich zur Sache. Wie ich schon am Telefon sagte, bin ich Chefredakteurin einer neuen, für den Vertrieb in Europa geplanten Fachzeitschrift für Architektur.«

Keller betrachtete die Visitenkarte, die Annabelle erst früh am Morgen fabriziert hatte. »La Balustrade. Pfiffiger Name.«

»Danke. Die Werbeagentur hat viel Zeit und eine Menge Geld – *unser* Geld – gebraucht, um sich diesen Namen auszudenken. So etwas kennen Sie bestimmt.«

Keller lachte. »Oh ja. Ursprünglich hatten wir ebenfalls diesen Weg eingeschlagen, haben dann aber beschlossen, die Firma einfach nach uns selbst zu benennen.«

»Ich wünschte, auch wir hätten diese Option gehabt.«

»Aber Sie sind keine Französin?«

»Es ist die alte Geschichte. Ich bin Amerikanerin, die sich während eines studentischen Austauschprogramms in Paris verliebt hat. Ich beherrsche die Sprache gerade so gut, dass ich mir Essen und eine anständige Flasche Wein bestellen und mich bei Gelegenheit in Schwierigkeiten bringen kann.« Sie sagte ein paar Worte auf Französisch.

Verlegen lachte Keller. »Ich kann die Sprache überhaupt nicht,« gestand er.

Annabelle öffnete die Ledertasche, die sie bei sich hatte, und entnahm ihr ein Notebook. »Also, in der Startausgabe möchten wir eine Reportage über die Renovierung des Jefferson Buildings veröffentlichen, die von Ihrer Firma in Kooperation mit dem Architekten des Capitols vorgenommen wurde.«

Keller nickte. »Das war eine große Ehre für uns.«

»Und eine längere Aufgabe. Sie dauerte von 84 bis 95, nicht wahr?«

»Sie haben sich gut vorbereitet. Ja, es gehörte nicht bloß das Säubern und Festigen sämtlicher Mauern des Jefferson

Buildings dazu, sondern auch der Umbau des gegenüberliegenden Adams Buildings. Das Ganze hat in meinem Leben zehn Jahre lang im Vordergrund gestanden.«

»Und offenbar haben Sie großartige Arbeit geleistet. Soviel ich weiß, war es schon eine gigantische Herausforderung, den großen Lesesaal zu restaurieren. Es gab Probleme mit der strukturellen Belastbarkeit des baulichen Gefüges und der Tragfähigkeit der Säulen, vor allem im Zusammenhang mit der Kuppel. Und auch die alten Träger ließen zu wünschen übrig, nicht wahr?« Diese Details hatte Milton ihr am Morgen aus dem Internet zusammengesucht. Annabelle hatte hundert ausgedruckte Seiten voller Informationen gelesen und gab sie jetzt so tadellos wieder, dass Milton sie erstaunt musterte.

»Einfach war es nicht, aber wir haben es schließlich mit einem Gebäude zu tun, das man vor mehr als hundert Jahren errichtet hat. In Anbetracht der damaligen Mittel ist ein überragendes Bauwerk geschaffen worden.«

»Ich muss sagen, die Flamme der Fackel des Lernens auf dem Scheitelpunkt der Kuppel mit dreiundzwanzig ineinhalbkarätigem Gold neu zu vergolden war ein genialer Einfall.«

»Nun ja, er ist nicht mir zuzuschreiben, aber es stimmt schon, über der Kupferpatina der Kuppel sieht sie prachtvoll aus.«

»Aber die Anwendung moderner Technik und Konstruktionsmethoden zur Renovierung des Gebäudes ist Ihnen zu verdanken«, sagte Annabelle.

»Durchaus. Es wird ohne Weiteres noch hundert Jahre oder länger stehen. Bei einer Investition von über 80 Millionen darf man das ja auch erwarten.«

»Wahrscheinlich dürfen wir keine Fotos der Baupläne machen, oder?«

»Leider nein. Wegen der Sicherheitsbestimmungen und ähnlichen Vorschriften geht das nicht.«

»Dafür habe ich volles Verständnis, aber fragen musste

ich. Dürfen wir sie wenigstens sehen? Unsere Reportage soll den beispiellosen Einfallsreichtum, den Ihre Firma in das Projekt eingebracht hat, in gebührendem Umfang würdigen. Und vielleicht können Sie uns einige Dinge anschaulicher erklären, wenn die Pläne vor uns liegen. Unsere Zeitschrift soll in acht Ländern erscheinen. Nicht, dass Ihre Firma nicht längst größte Anerkennung genösse, aber schaden kann ein bisschen Reklame nicht.«

Keller lächelte. »Ich habe durchaus den Eindruck, dass Ihr Artikel unserem Geschäft nicht abträglich sein wird. Wir denken schon seit einiger Zeit daran, in Übersee Zweigstellen zu gründen.«

»Dann ist unsere Begegnung wohl ein Werk des Himmels«, sagte Annabelle.

»Möchten Sie etwas Bestimmtes sehen?«

»Eigentlich alles, aber schwerpunktmäßig interessieren uns das Erdgeschoss und der erste Stock, der auch anspruchsvolle Renovierungsmaßnahmen erfordert haben soll.«

»Unzweifelhaft war das gesamte Projekt anspruchsvoll, Ms. Collins.«

»Bitte nennen Sie mich Regina. Und der Umbau der Löschanlage?«

»Das war fast eine Zumutung.«

»Ich sehe schon, dass die Reportage wunderbar wird«, säuselte Annabelle.

Keller griff zum Telefon, und wenige Minuten später lagen die Baupläne vor ihnen. Milton setzte sich so hin, dass er jeden Quadratzentimeter der Zeichnungen sehen und bis ins Kleinste in entlegenen Bereichen seines Gehirns speichern konnte, auf die die meisten Menschen gar nicht erst zugreifen konnten. Keller erläuterte verschiedene Aspekte, während Annabelle die Gesamtheit der Pläne zügig durchsah; dann lenkte sie, um ihm auch dazu Angaben zu entlocken, seine Aufmerksamkeit auf die Brandbekämpfungsanlage, die Raritätenabteilung und ihre Tresorräume.

»Sehe ich das richtig? Die Löschanlage ist zentral, und das Rohrsystem verläuft durchs Gemäuer?«, fragte Annabelle, wobei sie auf den entsprechenden Teil der Zeichnungen zeigte.

»Genau. Dank des Rohrsystems konnten wir sie zentral installieren. Derzeit erfolgt die Umstellung auf ein anderes Löschmittel.«

»Jetzt ist es Halon 1301«, sagte Milton, und Annabelle lohnte es ihm mit einem strahlenden Lächeln. »Ein monströser Ozonkiller. In Europa hat man genau das gleiche Problem.«

»So ist es«, sagte Keller.

»Und die Rohre führen senkrecht hinauf in die Tresorräume um den Lesesaal«, stellte Annabelle fest.

»Ja. Die Verlegung war heikel, weil wir wenig Platz hatten, aber wir haben einige der wichtigsten Rohre in die vorhandenen Säulen integriert.«

»Und sie sind trotzdem tragfähig geblieben«, lobte Annabelle. »Eine sehr kluge Lösung.«

Sie sichteten die Baupläne noch eine halbe Stunde lang, bis Annabelle erklärte, zufrieden zu sein. »Müssen Sie noch etwas sehen, Leslie?«, wandte sie sich an Milton.

Er schüttelte den Kopf, lächelte und tippte sich mit dem Finger an die Schläfe. »Ich habe alles hier drin.«

Annabelle lachte, und Keller fiel ein.

Für die angebliche Reportage machte Annabelle ein Foto Kellers und seines Mitinhabers Mahoney. Sie versprach, umgehend ein Belegexemplar der Startausgabe zu schicken, sobald die Zeitschrift erschien, und fügte in Gedanken hinzu: Da könnt ihr bis in alle Ewigkeit warten, Jungs.

»Falls Sie noch weitere Fragen haben«, sagte Keller, als sie sich verabschiedeten, »zögern Sie nicht, uns anzurufen.«

»Sie haben uns mehr geholfen, als Sie sich vorstellen können«, erwiderte Annabelle wahrheitsgemäß.

»Gott sei Dank, dass es ausgestanden ist«, meinte Milton,

als sie in Annabelles Mietwagen stiegen, einen Ford. »Meine Hände sind so verschwitzt, dass ich am Auto kaum den Türgriff fassen konnte.«

»Milton, Sie haben sich prächtig bewährt. Die Bemerkung über das Halon kam genau im richtigen Augenblick, um den Hammel zu scher ... ich meine, um Keller einzulullen.«

»Ich hatte auch meinen Spaß daran. Ein paarmal war mir allerdings zumute, als müsste ich mich übergeben.«

»Denken Sie gar nicht an so etwas, man gewöhnt sich an alles. Und ›Ich hab alles hier drin‹ war ein echter Brüller.«

Miltons strahlte wie ein Honigkuchenpferd. »Hat's Ihnen gefallen? Ist mir einfach so rausgerutscht.«

»Sie sind ein echtes Naturtalent.«

Milton sah sie an. »Anscheinend sind aber auch Sie begabt für solche Auftritte.«

Annabelle legte den ersten Gang ein. »Ist bloß Anfänger-glück.«

## KAPITEL 34

Während Annabelle und Milton sich mit den Architekten trafen, trieb Stone sich in der Gegend herum, in der Bob Bradley gewohnt hatte. Er trug einen Schlapphut, einen über-großen Mantel und eine weite, ausgebeulte Hose. Er führte Goff an der Leine, Calebs Mischlingshund, der nach dem ersten Chef der Raritätenabteilung benannt worden war. Stone hatte sich oft dieses Tricks bedient, schon in seinem alten Job für die Regierung: Die Menschen brachten es nicht über sich, jemandem zu misstrauen, der mit seinem Hund Gassi ging. Stone konnte unmöglich ahnen, dass Roger Seagraves nach Bradleys Ermordung ebendiesen Trick angewandt hatte, um das Weite zu suchen.

Als er die Straße entlangschlenderte, erkannte Stone, dass von dem Wohnhaus nur schwarze Trümmerhaufen aus Stein und Holz übrig waren, aus denen ein versengter Ziegelschornstein aufragte. Auch die Häuser zu beiden Seiten der Ruine waren stark beschädigt worden. Es war kein besonders wohlhabendes Viertel. Kongressabgeordneter zu werden bedeutete keineswegs den finanziellen Aufstieg, für den viele Leute es hielten. Kongressmitglieder mussten einen doppelten Wohnsitz haben, im heimatlichen Bundesstaat und in der Bundeshauptstadt, und im D.C. waren die Mieten und Immobilienpreise immens. Manche Kongressabgeordnete, vor allem Neulinge, teilten sich aus Einsparungsgründen in Washington eine gemeinsame Wohnung oder schließen im Büro. Doch Bradley, der Veteran, hatte allein gelebt.

Stone hatte nicht nur die in seinem Geheimarchiv versteckten Kladden zu Rate gezogen, sondern sich darüber hinaus von Milton Informationen über Bradley beschaffen lassen. Inzwischen hatten sie ein gutes Gesamtbild des Mannes. Geboren in Kansas, hatte er eine gewissermaßen typische Politikerkarriere eingeschlagen und zuerst im Abge-

ordnetenhaus gesessen, war dann für zehn Jahre Vorsitzender des Geheimdienstausschusses gewesen und zuletzt in die Position des Sprechers des Abgeordnetenhauses gelangt. Bei seinem Tod im Alter von neunundfünfzig Jahren hinterließ er eine Ehefrau und zwei erwachsene Kinder, die in Kansas wohnten. Nach allem, was Stone wusste, war der Mann eine ehrliche Haut gewesen; nie hatte ein Skandal seine Laufbahn gefährdet. Sein erklärtes Ziel, den Kongress von Korruption zu säubern, konnte ihm durchaus mächtige Feinde eingebracht und zu seinem Tod geführt haben. Manche Bürger mochten glauben, es sei zu riskant, jemanden zu ermorden, der als möglicher Nachfolger des Präsidenten an dritter Stelle stand. Doch Stone sah darin nur Wunschdenken: Wenn es möglich war, den Präsidenten zu ermorden, durfte niemand sich in Sicherheit wiegen.

Noch ermittelten die Behörden im Mordfall Bradley, doch die Medien waren nach einer anfänglichen Reihe von Berichten ungewöhnlich zurückhaltend geworden. Vielleicht hegte sogar die Polizei mittlerweile den Verdacht, dass die vorgeblich verantwortliche Terrorgruppe gar nicht existierte und Bradleys Ermordung einen komplizierteren Hintergrund hatte als eine Bande scheinheiliger, gewalttätiger Irrer.

Stone blieb an einem Baum stehen, um Goff Gelegenheit zum Pinkeln zu geben. Überall um sich herum spürte er die Gegenwart behördlicher Autorität. Er war lange genug im Spionagegewerbe aktiv gewesen, um zweifelsfrei zu durchschauen, dass der Geländewagen, der am anderen Ende der Straße parkte, ein Observationsfahrzeug war und die beiden Männer im Innern des Wagens den Auftrag hatten, die Ruine zu beobachten, um vielleicht durch aufschlussreiche Kleinigkeiten die Untersuchung voranzutreiben. Wahrscheinlich hatte das FBI sich in einem der umstehenden Häuser mit einem Observationsteam eingenistet, das täglich rund um die Uhr das Umfeld überwachte. Ohne Zweifel waren in diesem Moment Ferngläser und Kameras auf Stone gerichtet. Als

wollte er sich vor dem Wind schützen, zog er den Hut tiefer ins Gesicht.

Während er umherlugte, erspähte er etwas, machte sofort eine Kehrtwendung und schritt so rasch in die Gegenrichtung, dass er Goff hinter sich her schleifte. Ein weißer Lieferwagen mit der Beschriftung »D. C. Public Works« war um die Ecke gebogen und hielt auf ihn zu. Stone hatte nicht die Absicht herauszufinden, ob das Fahrzeug echt war oder ob Leute darin saßen, die sich darauf spezialisiert hatten, andere Menschen albtraumhaften Foltern zu unterziehen.

Stone ging um die nächste Ecke und hoffte, dass der Lieferwagen ihm nicht folgte. Obwohl es in der Gegend von FBI-Agenten sicher nur so wimmelte, durfte er nicht erwarten, dadurch Schutz zu genießen. Im Gegenteil, womöglich schubsten sie ihn zu den Folterexperten in den Lieferwagen und winkten ihnen kollegial hinterher. Stone eilte noch zwei Häuserblocks weiter; dann ging er langsamer und ließ Goff am Gesträuch schnuppern. Wachsam blickte Stone sich um. Der Lieferwagen war nirgends zu sehen. Aber das mochte ein Täuschungsmanöver sein, um ihn abzulenken, während man sich von einer anderen Seite anpirschte. Angesichts der ernsten Situation griff Stone zum Handy und rief Reuben an. Der Lange hatte gerade im Hafen Feierabend gemacht.

»Ich bin in fünf Minuten da, Oliver«, versprach er. »Zwei Blocks von deinem Standort entfernt ist eine Polizeiwache. Geh in diese Richtung. Falls die Dreckskerle dich packen wollen, schrei Zeter und Mordio.«

Stone wandte sich in die gewiesene Richtung. Trotz seiner vielen Schwächen war Reuben ein treuer und verlässlicher Freund, wie Stone sich nur wünschen konnte.

Wie versprochen kam Reuben in seinem Kleinlaster die Straße entlanggebrummt. Stone und Goff sprangen hinein. »Wo ist dein Motorrad?«, fragte Stone.

»Die Wichser haben's gesehen und kennen es jetzt. Ich

dachte mir, ich lass es lieber unter der Plane.« Als sie erheblichen Abstand von dem Viertel gewonnen hatten, verlangsamte Reuben das Tempo und hielt schließlich an. »Ich habe auf den Seitenspiegel geachtet, Oliver«, sagte er. »Gesehen hab ich nichts.«

Damit konnte er Stone nicht überzeugen. »Sie müssen mich auf der Straße bemerkt haben.«

»Deine Verkleidung hat sie genarrt.«

Stone schüttelte den Kopf. »Solche Leute sind nicht so leicht zum Narren zu halten.«

»Dann wollen sie dich vielleicht nur im Auge behalten und hoffen, dass du sie zum Schatz führst.«

»Da können sie lange warten.«

»Was ich dir sagen wollte ... Ein alter Kamerad im Pentagon hat mich angerufen. Über Behan und seine Rüstungsaufträge hatte er wenig zu sagen, aber er hat mich auf eine andere interessante Sache hingewiesen. Über Geheimnisverrat und undichte Stellen stand zwar schon einiges in der Zeitung, aber es ist offenbar viel schlimmer, als die Presse gemeldet hat. So wie mein alter Kumpel es darstellt, verkaufen ein paar Maulwürfe uns in großem Stil an unsere Feinde, unter anderem im Nahen Osten und in Asien.«

Stone spielte mit Goffs Leine. »Haben deine Kumpel in der Mordkommission des D. C. oder beim FBI dich zurückgerufen, Reuben?«

»Weißt du, das ist echt merkwürdig. Nicht einer hat zurückgerufen. Ich versteh das nicht.«

Aber ich, dachte Stone. Ich verstehe es ganz genau.

## KAPITEL 35

Gegen Abend trafen sich alle wieder in Stones Friedhofs-gärtnerhäuschen. Annabelle und Milton schilderten ihre Zusammenkunft mit den Architekten. Gestützt auf sein erstaunliches Gedächtnis hatte Milton inzwischen eine detaillierte Zeichnung angefertigt, aus der sich ersehen ließ, wo im Gebäude der Kongressbibliothek die Löschzentrale lag und wie das Rohrsystem verlief.

Caleb betrachtete die Zeichnung. »Ich weiß, wo das ist. Ich dachte immer, das wäre bloß ein Lagerraum.«

»Ist er abgeschlossen?«, fragte Stone.

»Anzunehmen.«

»Ich bin sicher, dass ich einen passenden Schlüssel finde«, sagte Stone.

Konsterniert blickte Caleb ihn an. »Schlüssel? Was soll das heißen?«

»Ich glaube«, sagte Annabelle, »er hat vor, sich dort einzuschleichen.«

»Das ist doch wohl nicht dein Ernst, Oliver. Gegen mein Gewissen habe ich geduldet, dass du einen deutschen Gelehrten spielst, um in die Tresorräume zu gelangen, aber dass du in der Kongressbibliothek unbefugt Schlosser knackst, dem kann ich auf gar keinen Fall Vorschub leisten!«

Nun sah Annabelle Stone voller Respekt an. »Sie haben einen deutschen Gelehrten gespielt? Sehr beeindruckend.«

»Bitte ermutigen Sie ihn nicht auch noch«, verwahrte sich Caleb schroff gegen ihre Worte. »Oliver, ich bin Regierungsangestellter.«

»Und haben wir es dir je zum Vorwurf gemacht?«, stichelte Reuben.

»Caleb«, sagte Stone, »wenn wir uns dort nicht umschauen, sind wir ganz umsonst das Risiko eingegangen, an die Baupläne heranzukommen.« Er wies auf die Zeichnung.

»Du siehst doch, dass die Rohrverbindung zu den Tresorräumen ihren Ausgang in der Löschzentrale nimmt. Also können wir uns beides gleichzeitig angucken.«

Caleb schüttelte den Kopf. »Der Raum liegt im Erdgeschoss, im Hauptkorridor. Den benutzen meist zahlreiche Leute. Man wird uns erwischen.«

»Wenn wir so tun, als wären wir berechtigt, den Raum zu betreten, belästigt uns niemand.«

»Er hat recht, Caleb«, sagte Annabelle.

»Ich komme auch mit«, meldete Reuben sich zu Wort. »Ich bin's satt, ständig übergangen zu werden.«

»Und wir?«, rief Milton.

»Ich kann doch unmöglich mit einer ganzen Kompanie ins Haus marschieren«, jammerte Caleb.

»Wir könnten Rückendeckung geben, Milton«, sagte Annabelle. »Jeder Plan muss auf Notfälle eingestellt sein.«

Stone maß sie mit prüfenden Blicken. »Na gut, Sie und Milton sichern uns ab. Wir gehen noch heute Abend.«

»Heute Abend?«, heulte Caleb auf. »Ich brauche wenigstens eine Woche, um genügend Mut zu sammeln. Ich bin ein Schwächling. Am Anfang meines Werdegangs war ich Bibliothekar in einer Grundschule, und schon da hab ich die nervliche Belastung nicht verkraftet.«

»Du schaffst es, Caleb«, versicherte Milton. »Auch mir war heute zuerst mulmig, aber ich habe gelernt, dass es nicht besonders schwierig ist, Leute hereinzulegen. Wenn es mir gelingt, wildfremde Architekten aufs Kreuz zu legen, bringst du so was erst recht dort zustande, wo du arbeitest. Welche Frage könnte dir denn irgendwer stellen, auf die du keine Antwort wüsstest?«

»Ach Gott, wo hab ich bloß mein Gehirn gehabt, dass ich mich auf so was einlassen konnte«, klagte Caleb. »Außerdem ist die Bibliothek geschlossen, wenn wir dort eintreffen.«

»Kannst du uns mit deinem Dienstausweis trotzdem Zugang ermogeln?«

»Keine Ahnung«, wisch Caleb aus. »Vielleicht, vielleicht auch nicht.«

»Caleb«, sagte Stone mit ruhiger Stimme, »wir müssen es wagen.«

»Ich weiß. Ich weiß.« Caleb stöhnte. »Gönnt mir wenigstens die Genugtuung, so zu tun, als würde ich mich dagegen aufzäumen.«

Annabelle legte ihm eine Hand auf die Schulter und lächelte. »Caleb, Sie erinnern mich an jemanden, den ich kenne. Sein Name ist Leo. Er winselt und wimmert gern und benimmt sich wie ein Waschlappen, aber zu guter Letzt kommt er immer durch.«

»Am besten, ich fasse das als Kompliment auf«, gab Caleb mürrisch zur Antwort.

Stone räusperte sich und schlug eine der Kladden auf, die er mitgebracht hatte. »Ich glaube, ich habe wenigstens zum Teil durchschaut, womit wir es zu tun haben.« Alle richteten die Aufmerksamkeit auf ihn. Ehe er weitersprach, schaltete er sein Kofferradio ein. Klassische Musik erfüllte das Zimmer. »Nur für den Fall, dass mein Häuschen Wanzen hat«, sagte er, räusperte sich nochmals und erzählte von seinem Ausflug zu Bradleys niedergebrannten Wohnsitz. »Der Mann wurde umgebracht, sein Haus gesprengt. Zuerst dachte ich, Letzteres wäre geschehen, um diese Terroristengeschichte zu stützen. Inzwischen glaube ich, es könnte einen anderen Grund geben haben. Nämlich den, dass Bob Bradley trotz seiner Reputation, ein ehrbarer Mann zu sein, korrupt gewesen ist. Und die Explosion hat die Beweise für seine Bestechlichkeit vernichtet.«

»Ausgeschlossen«, wandte Caleb ein. »Sein Vorgänger war ein Lump, nicht Bradley. Der ist die Leiter so hoch raufbefördert worden, um den Stall auszumisten.«

Stone schüttelte den Kopf. »Nach meinen Erfahrungen wird man nicht Sprecher des Abgeordnetenhauses, indem man sich für die Bekämpfung der Korruption einsetzt. In so ein

Amt steigt man auf, indem man im Lauf der Jahre Verbündete gewinnt und sich starken Rückhalt verschafft. Trotzdem war Bradleys Aufstieg von ungewöhnlichen Umständen begleitet. Wäre nicht der Fraktionschef der Mehrheit zusammen mit dem früheren Sprecher gestürzt worden, hätte Bradley das Amt nicht erhalten. Die parteiinterne Politik hätte es nicht zugelassen. Aber die Parteiführung stand dermaßen schmählich da, dass man Bradley heranzog wie im Western einen fremden Sheriff, damit er in der Stadt aufräumt. Aber von dieser Art der Korruption rede ich nicht. Bradleys Rolle als Sprecher des Abgeordnetenhauses lenkt von dem zweiten wichtigen Amt ab, das er innehatte, nämlich dem des Vorsitzenden des Geheimdienstausschusses. In dieser Eigenschaft muss Bradley über sämtliche verdeckten Aktionen aller amerikanischen Geheimdienste eingeweiht worden sein, einschließlich CIA, NSA und Pentagon-Dienststellen. Er und seine Mitarbeiter müssen Einblick in geheime und ultra-geheime Dokumente gehabt haben, deren Kenntnis für unsere Feinde größten Wert hätte.« Stone blätterte in der Kladde. »In den letzten paar Jahren wurde bei amerikanischen Nachrichtendiensten etliche Male Spionage betrieben, die in einigen Fällen den Tod von Undercoveragenten zur Folge hatte. Erst vor kurzem waren es gleich vier Personen, die man in der Presse als Angehörige des Außenministeriums bezeichnet hat. Und wie Reuben von einem seiner Informanten erfahren hat, soll es noch weit schlimmer stehen, als ich es hier darstellen kann.«

»Du behauptest also«, sagte Milton, »Bradley wäre ein Spion gewesen?«

»Ich behaupte, die Möglichkeit ist nicht auszuschließen.«

»Aber wenn Bradley mit Amerikas Feinden zusammen-gearbeitet hat«, gab Caleb zu bedenken, »warum hätten sie ihn umbringen sollen?«

»Es gibt zwei mögliche Erklärungen«, antwortete Stone. »Erstens, er könnte mehr Geld für seine Verräterei gefordert

haben, und sie haben beschlossen, ihn zu beseitigen. Zweitens ...«

»Oder wir haben ihn liquidiert«, sagte Annabelle.

Stone sah sie an und nickte knapp. Die anderen Anwesenden wirkten betroffen.

»Wir?«, rief Caleb. »Soll das heißen, unsere Regierung?«

»Warum sollte sie ihn töten?«, fragte Milton. »Hätte man ihn nicht vor Gericht stellen können?«

»Ja, aber dann wäre alles an die Öffentlichkeit gelangt«, sagte Stone.

»Und CIA und Pentagon möchten vielleicht nicht, dass die Leute es erfahren, wenn die Gegenseite sie geschlagen hat«, meinte Reuben.

»Außerdem ist die CIA nicht unbedingt für Nachsicht bekannt«, sagte Stone. »Gut möglich, dass nicht mal ein Sprecher des Abgeordnetenhauses gegen ihre Vergeltung gefeit ist.«

»Aber wenn unsere eigene Regierung dahintersteckt, Oliver«, fragte Milton, »wer waren dann die Leute, die dich verschleppt und gefoltert haben?«

Annabelles Blick fiel auf Stone. »Man hat Sie gefoltert?«

»Einige auf diesem Gebiet sehr bewanderte Leute haben mich einer gründlichen Vernehmung unterzogen«, lautete Stones Antwort.

»Einer gründlichen Vernehmung?«, wiederholte Caleb entrüstet. »Die hätten dich fast ertränkt. Er ist ins Wasser getaucht worden.«

Wütend klatschte Reuben sich eine Hand auf den Schenkel. »Ins Wasser getaucht! Du meine Güte, Caleb, so was machen Kinder im Planschbecken. Was man bei Oliver angewandt hat, war das Surfbrett, und das ist bei weitem nicht das Gleiche, verdammt.«

»Um auf deine Frage einzugehen, Milton«, sagte Stone, »ich weiß noch nicht, wie diese Entführung ins Gesamtbild passt. Die Vermutung, dass unsere Regierung, wenn sie

Bradley liquidiert hat, auch erfahren will, was wir herausgefunden haben, ist widersinnig. Sie weiß ja längst alles.«

»Es wäre nicht widersinnig, wenn ein Geheimdienst Bradley auf eigene Faust abserviert hat und ein anderer Geheimdienst sich darüber zu informieren versucht«, sagte Annabelle. »Möglicherweise arbeiteten zwei Geheimdienste gegeneinander.«

Stone musterte sie anerkennend. »Das ist eine bemerkenswerte Theorie. Was sie für uns zu bedeuten hätte, lässt sich momentan kaum sagen.«

»Sind Sie noch immer der Auffassung, dass ein Zusammenhang mit Jonathans Tod besteht?«, wollte Annabelle wissen.

»Der gemeinsame Nenner bei allem ist Cornelius Behan«, rief Stone in Erinnerung. »Sein Aufkreuzen in der Bibliothek und seine Neugier in Bezug auf das Brandbekämpfungssystem sprechen geradezu für unseren Verdacht. Cornelius Behan ist das Bindeglied zu Jonathan. Um ihm auf die Schliche zu kommen, müssen wir klären, wie Jonathan gestorben ist.«

»Und darum müssen wir uns in die Kongressbibliothek einschleichen?«, stöhnte Caleb.

Stone legte dem Freund eine Hand auf die Schulter. »Wenn es dich beruhigt, Caleb, ich schleiche mich nicht das erste Mal in ein Regierungsgebäude ein.«

## KAPITEL 36

Dank seines Dienstausweises und der Lüge, Stone und Reuben wären wichtige Besucher, die außerhalb der normalen Öffnungszeiten ein bestimmtes Werk in Augenschein zu nehmen beabsichtigten, gelang es Caleb – obwohl er widerwillig handelte und deshalb nicht sehr überzeugend wirkte –, die beiden am Sicherheitsdienst vorbei ins Bibliotheksgebäude zu bringen.

»Es ist seltsam«, sagte Caleb, als sie im Lift in den Keller fuhren, »ich fühle mich nicht anders als vorher, obwohl ich eben eine Straftat verübt habe.«

»Oh, die Straftat kommt erst noch, Caleb«, sagte Stone und zeigte dem Freund den Ring mit den Nachschlüsseln. »Was du vorhin getan hast, war bloß ein kleines Vergehen.«

Caleb warf ihm nur einen bösen Blick zu.

Sie machten die Löschzentrale ausfindig, in die eine große, zweiflügelige Tür führte. Rasch fand Stone einen Nachschlüssel, der ins Schloss passte. Einen Moment später standen sie in der großen Räumlichkeit. Die Bauteile der Klimaanlage und der Brandbekämpfungsanlage säumten eine ganze Wand.

»Jetzt weiß ich den Grund, weshalb der Eingang so groß ist«, sagte Stone. Die tonnenförmigen Behälter waren riesig – jeder wog sicherlich so viel wie ein Mittelklassewagen – und hätten nicht durch eine normal große Tür gepasst. Aus mehreren Behältnissen ragten Rohre und verschwanden in der Decke. »Halon 1301« lautete die Kennzeichnung sämtlicher Behälter. »Fire Control, Inc.«, las Stone den ebenfalls darauf sichtbaren Namen der Firma ab, die diese Anlage installiert hatte. Als Nächstes sah er sich das Rohrsystem an. »Da ist ein Handschalter zur Einleitung des Löschvorgangs. Die Rohre münden bestimmt nicht nur in die Tresorräume, sondern auch in andere Bereiche des Gebäudes. Aber man kann nicht unter-

scheiden, welcher Behälter deiner Raritätenabteilung angeschlossen ist.«

Reuben lugte über Stones Schulter. »Und man kann den Behältern nicht ansehen, ob vom Inhalt etwas verbraucht worden ist oder nicht.«

Stone trat zur Klimaanlage und holte Miltos Zeichnung aus der Tasche. Er betrachtete einige Rohre, die senkrecht zur Decke hinaufführten.

»Wieso interessiert dich die Klimaanlage, Oliver?«, fragte Reuben.

»Wenn ein Gas benutzt wurde, um Jonathan zu ermorden, musste der Täter wissen, dass sein Opfer sich an genau der richtigen Stelle aufhält, ehe er von hier aus das Halon 1301 nach oben gepumpt hat.«

»Daran hatte ich noch gar nicht gedacht«, sagte Caleb. »Aber da kein Feuer die Löschanlage aktiviert hat, muss sie per Handschalter in Betrieb gesetzt worden sein. Also muss der Täter sich hier in der Löschzentrale aufgehalten haben. Aber wie konnte er dann wissen, dass Jonathan sich im Tresorraum aufhielt?«

»Ich glaube, er kannte Jonathans Tagesablauf. Er war ja immer als Erster da und suchte regelmäßig bestimmte Räume auf, darunter auch den, in dem er den Tod fand.«

Reuben schüttelte den Kopf. »Na gut, aber nach dem, was wir von Caleb gehört haben, wurde Jonathans Leiche ungefähr sechs Meter von der Ausspritzdüse entfernt entdeckt. Das heißt, er war genau an der richtigen Stelle, um durch das Gas getötet zu werden. Aber wie hätte jemand, der hier unten steht, das wissen können?«

Stone warf einen Blick auf Miltos Zeichnung und zeigte anschließend auf die Klimaanlage. »Dieses Belüftungsrohr mündet direkt in die Tresorräume. Es durchläuft alle Stockwerke.«

»Und?«

Stone besah sich die Klimaanlage von allen Seiten.

Plötzlich verharrte er und deutete auf etwas, das man von vorn nicht sehen konnte. Reuben und Caleb gingen zu ihm und schauten es sich an. »Warum schneidet jemand ein Fenster in in ein Rohr?«, fragte Reuben.

Stone öffnete das Fensterchen und äugte hinein. »Caleb, erinnerst du dich an das Belüftungsgitter in der Nähe der Stelle, wo Jonathans Leiche lag? Und daran, dass Gitterstäbe verbogen waren?«

»Ja, ich weiß noch, dass du mich darauf aufmerksam gemacht hast. Weshalb fragst du?«

»Falls jemand hinter dem Belüftungsgitter des Tresorraums eine Kamera mit langem Kabel befestigt und die Gitterstäbe auseinandergebogen hatte, hätte er freies Sichtfeld in den Bereich gehabt, in dem Jonathan sich an dem Morgen aufhielt. Und falls er dann hier unten mit einem kleinen Monitor am anderen Ende des Kabels stand, konnte er vermutlich alles beobachten, was oben geschah, auch Jonathans Bewegungen.«

»Verflucht noch mal«, entfuhr es Reuben. »Und er hat das Belüftungsrohr benutzt ...«

»Weil es die einzige Möglichkeit war, das Kabel zu legen«, vollendete Stone den Satz. »Ein Funksignal wäre bei all dem Beton und Stahl vermutlich zu schwach gewesen. Ich könnte mir vorstellen, wir finden Beweise für das Anbringen einer Kamera, wenn wir oben hinter das Belüftungsgitter sehen. Der Täter wartet hier, sieht auf dem Monitor Jonathan und bedient den Handschalter, nachdem er die Warnanlage deaktiviert hat. Innerhalb von zehn Sekunden verteilt sich oben das Gas und tötet Jonathan.«

»Aber derjenige hat doch zweifellos die Kamera mitgenommen«, vermutete Reuben. »Warum hat er bei der Gelegenheit das Lüftungsgitter nicht wieder zurechtgebogen?«

»Wahrscheinlich hat er's versucht, aber sind solche Gitterstäbe erst mal verbogen, ist es schwierig, sie wieder in die ursprüngliche Form zu bringen.« Stone blickte Caleb an.

»Geht's dir nicht gut?«

Caleb war aschfahl geworden. »Wenn es stimmt, was du sagst, muss Jonathans Mörder in der Bibliothek arbeiten. Kein Außenstehender darf ohne Begleitung die Tresorräume betreten.«

»Zum Teufel, was ist denn das?«, fauchte Reuben.

Beunruhigt heftete Stone den Blick auf die Tür. »Da kommt jemand. In Deckung, schnell!«

Sie huschten hinter die Klimaanlage, wohin Reuben den entsetzten Caleb halb tragen musste. Kaum hatten sie sich niedergekauert, wurde die Tür geöffnet. Vier Männer in blauen Latzhosen kamen herein. Dann rollte ein Gabelstapler in die Löschzentrale, gefahren von einem fünften Mann. Ein sechster Mann, offenbar der Vorgesetzte, hatte ein Klemmbrett in der Hand. Seine Untergebenen scharten sich um ihn.

»Also ... den, den und den nehmen wir mit«, sagte er und wies auf drei Behälter, von denen zwei Anschluss ans Rohrsystem hatten, »und ersetzen sie durch diese drei Tanks.« Offenbar meinte er drei andere Behältnisse, die sich auf dem Gabelstapler befanden.

Die Männer machten sich an die Arbeit und trennten die gewaltigen Druckbehälter vom Rohrsystem, während Stone und die anderen sie aus ihrem Versteck beobachteten.

Reuben blickte Stone an, der den Kopf schüttelte und einen Finger auf die Lippen legte. Caleb schlotterte dermaßen, dass Stone den einen und Reuben seinen anderen Arm umklammerte, um ihn zu beruhigen.

Eine halbe Stunde später wurden die drei ausgebauten Behälter auf den Gabelstapler gehoben und festgegurtet. Dann koppelten die Männer die drei neuen Tanks ans Rohrsystem. Anschließend rollte der Gabelstapler hinaus; die Männer folgten. Sobald die Tür sich geschlossen hatte, eilte Stone zu den neu installierten Behältnissen und las die Beschriftung. »FM zweihundert. Caleb, du hast doch erwähnt, dass die Bibliothek das Halon abschafft. Anscheinend wird es gegen

dieses Löschmittel hier ausgetauscht.«

»Vermutlich«, antwortete Caleb.

»Gut, dann müssen wir den Burschen folgen«, sagte Stone.

»Oliver, bitte nicht«, wimmerte Caleb.

»Es muss sein, Caleb.«

»Ich ... will nicht ... sterben.«

Stone schüttelte ihn heftig. »Reiß dich zusammen, Caleb!«

Caleb starre Stone fassungslos an. »Ich finde es nicht gut«, krächzte er, »dass du mich misshandelst.«

Stone überhörte den Vorwurf. »Wo ist die Laderampe?«

Caleb erklärte es ihm. Auf dem Weg hinaus summte Stones Handy. Der Anrufer war Milton. Stone erzählte ihm, was sich ereignet hatte. »Wir folgen den Männern«, sagte er, »und halten euch auf dem Laufenden.«

Milton legte den Hörer auf und schaute Annabelle an. Sie saßen in ihrem Hotelzimmer. Er wiederholte, was Stone ihm mitgeteilt hatte.

»Das könnte gefährlich werden«, meinte Annabelle. »Sie wissen nicht, an wen sie in Wirklichkeit geraten.«

»Was können wir tun?«

»Wir sind ihre Rückendeckung, erinnern Sie sich?« Annabelle ging zum Schrank, holte eine Tasche heraus und entnahm ihr eine kleine Schachtel. Weil es eine Tamponschachtel war, schaute Milton peinlich berührt drein. Annabelle bemerkte seine Verlegenheit. »Werden Sie nicht rot, Milton. Frauen verstecken Sachen, die nicht gefunden werden sollen, immer in ihrer Tamponschachtel.« Sie öffnete die Schachtel, klaubte etwas heraus und steckte es ein. »Wie soll die Firma heißen? Fire Control? Ich nehme an, die Fahrt geht zum Lager dieses Unternehmens. Können Sie die Anschrift erfahren?«

»Ihr Hotel hat Internetanschluss, also kann ich recherchieren«, sagte Milton, dessen Finger bereits über die Notebook-Tastatur flitzten.

»Gut«, sagte Annabelle und erkundigte sich: »Gibt es in der Nähe einen Geschenkladen?«

Milton überlegte kurz. »Ja. Er führt auch Theaterbedarf und so was. Und er hat lange offen.«

»Ausgezeichnet.«

## KAPITEL 37

Der Chevy Nova folgte dem Kleinlaster mit der Aufschrift »Fire Control, Inc.« in unauffälligem Abstand. Caleb fuhr. Stone saß neben ihm, Reuben auf der Rückbank.

»Warum verständigen wir nicht einfach die Polizei, damit die sich um die Sache kümmert?«, quengelte Caleb.

»Und mit welcher Begründung?«, fragte Stone. »Du hast doch gesagt, dass die Bibliothek auf ein neues Löschmittel umstellt. Soviel wir bis jetzt wissen, haben diese Männer genau das getan. Und es könnten die falschen Leute darauf stoßen, wohin unsere Nachforschungen zielen. Wir brauchen keine Polizei, sondern Diskretion.«

»Na toll!«, brauste Caleb auf. »Also muss ich den Kopf hinhalten statt die Polizei? Ich weiß wirklich nicht, wofür ich Steuern zahle.«

Erst bog der Kleinlaster links, dann rechts ab. Inzwischen hatte er die Umgebung des Capitol Hills verlassen und fuhr in eine heruntergekommenere Gegend der Stadt.

»Langsam«, sagte Stone. »Der Wagen hält.«

Caleb lenkte das Auto an den Bordstein. Der Kleinlaster stand jetzt vor einem Maschendrahttor, das nun ein Mann von der Rückseite öffnete. »Da muss das Lagerhaus sein«, folgerte Stone.

Das Fahrzeug durchquerte das Tor. Dann wurde wieder abgesperrt. »Tja, mehr können wir hier nicht tun«, meinte Caleb erleichtert. »Mann, nach diesem albraumhaften Abend kann ich einen koffeinfreien Cappuccino vertragen.«

»Wir müssen durch den Zaun«, sagte Stone.

»Klarer Fall«, stimmte Reuben zu.

»Seid ihr wahnsinnig?«, rief Caleb.

»Du darfst im Auto warten, Caleb«, tröstete ihn Stone.

»Aber wir müssen unbedingt herausfinden, was da drin los ist.«

»Und wenn man euch ertappt?«

»Dann ertappt man uns eben«, entgegnete Stone. »Ich glaube, es ist das Risiko wert.«

»Und ich soll im Auto bleiben?«, fragte Caleb. »Aber das kommt mir unfair vor, wenn ihr beide euch in Gefahr ...«

»Falls wir schnellstens verduften müssen«, unterbrach ihn Stone, »ist es besser, du sitzt schon am Steuer und kannst sofort Gas geben.«

»Genau«, pflichtete Reuben bei.

»Also gut, wenn ihr es sagt ...« Caleb packte das Lenkrad und setzte eine entschlossene Miene auf. »Ich bin bekannt dafür, hin und wieder einen heißen Reifen gefahren zu haben.«

Stone und Reuben stiegen aus dem Wagen und hielten auf den Zaun zu. Versteckt hinter einem Stapel alter Bretter, den man außerhalb des Grundstücks aufgetürmt hatte, beobachteten sie, dass der Kleinlaster in einer Ecke des Parkplatzes abgestellt wurde. Die Arbeiter sprangen aus dem Auto und gingen ins Lagerhaus. Mehrere Minuten später kamen sie in Straßenkleidung wieder zum Vorschein, setzten sich in ihre Privatwagen und fuhren los. Ein Wachmann schloss hinter ihnen das Tor ab und kehrte ins Gebäude zurück.

»Am klügsten dürfte es sein, wir klettern auf der anderen Seite des Grundstücks über den Zaun, dort, wo das Fahrzeug parkt«, schlug Reuben vor. »Dann steht der Wagen zwischen uns und dem Lager, falls der Wächter sich noch mal blicken lässt.«

»Gut«, sagte Stone. Sie eilten zur anderen Seite des umzäunten Geländes. Ehe sie hinüberstiegen, warf Stone einen Zweig gegen den Maschendraht. »Wollte nur wissen, ob er elektrisch geladen ist.«

»Vorsicht ist besser als Nachsicht.«

Sie kletterten über den Zaun, sprangen an der Rückseite leise hinunter und schlichen geduckt auf den Kleinlaster zu. Auf halber Strecke blieb Stone stehen und gab Reuben einen

Wink. Beide warfen sie sich der Länge nach zu Boden und beobachteten das Umfeld, doch niemand zeigte sich. Sie warteten noch einen Moment; dann setzten sie sich wieder in Bewegung. Plötzlich entfernte sich Stone, gefolgt von Reuben, vom Fahrzeug in die Richtung eines kleineren, aus Betonblöcken errichteten Baus im rückwärtigen Bereich des Geländes.

Die Tür hatte ein Schloss, doch einer von Stones Nachschlüsseln passte. Drinnen lagerten zahlreiche große, tonnenförmige Behälter. Stone zückte eine kleine Taschenlampe und leuchtete rundum. Auf einer Werkbank lag Werkzeug, und in einer Ecke sah er ein kleines Farbspritzgerät nebst etlichen Kanistern mit Farbe und Lösungsmitteln. An einer Wand hingen Atemmasken und dazugehörige Sauerstofftanks. Stone lenkte den Lichtkegel über mehrere Behälter. »FM 200, INERGEN, Halon 1301«, las er ab. »C0<sub>2</sub>, FE 25.« Er verharrte und kehrte zu dem C0<sub>2</sub>-Behältnis zurück, betrachtete aufmerksam die Kennzeichnung.

Reuben stieß ihn an. »Sieh mal«, sagte er und zeigte auf ein Schild an der Wand.

»Fire Control, Inc., steht da«, brummte Stone ungeduldig. »Dass wir bei denen sind, wissen wir doch.«

»Lies mal, was darunter steht.«

Stone schnappte nach Luft. »Die Fire Control ist eine Tochterfirma der Paradigma Technologies.«

»Und gehört somit zu Cornelius Behans Konzern«, sagte Reuben halblaut.

Zappelig wartete Caleb auf dem Fahrersitz seines Chevy Nova und behielt das abgezäunte Grundstück im Auge.

»Macht schon, nun macht schon«, murmelte er. »Warum dauert das so lange?«

Plötzlich duckte er sich zur Seite. Ein Auto war vorübergefahren und steuerte offenbar das Lager an. Caleb hob den Kopf, und beinahe setzte sein Herz aus. Das Fahrzeug war ein Geländewagen eines privaten Wachdienstes, und auf der

Rückbank saß ein großer Deutscher Schäferhund.

Caleb nahm das Handy, um Stone anzurufen, doch der Akku war leer. Ständig vergaß er, das verdammt Ding aufzuladen, weil er sowieso nur ungern damit telefonierte.

»Guter Gott«, stöhnte Caleb. Er atmete tief ein. »Du kriegst es hin, Caleb Shaw. Du kriegst es hin.« Gedehnt atmete er aus, konzentrierte sich und zitierte dramatisch aus seiner Lieblingsballade, um Mut zu sammeln. »Eine halbe Meile, eine halbe Meile, eine halbe Meile noch: Ins Tal des Todes ritten alle sechshundert. ›Vorwärts, leichte Brigade!‹, so der Befehl. ›Attackiert die Kanonen!‹ Ins Tal des Todes ritten die sechshundert.« Er verstummte und spähte voraus, wo sich unter Beteiligung von Bewaffneten und Kampfhunden das wirkliche Drama entfaltete, und ihm wurden die Knie weich. Calebs Mut verflog, als ihm einfiel, dass die leichte Brigade gänzlich aufgerieben worden war.

»Ach, Quatsch«, feuerte er sich an, »Tennyson hatte doch keine Ahnung von echter Gefahr.«

Er stieg aus und strebte widerwillig zum Maschendrahtzaun.

Stone und Reuben waren ins Freie zurückgekehrt und auf dem Weg zu dem Kleinlaster. »Halt die Augen offen«, sagte Stone, »während ich mir die Ladung anschau.« Er stieg auf die ringsum mit Lattengittern abgesicherte Ladefläche des Fahrzeugs. Mit der Taschenlampe sah er sich die Beschriftung der Behälter an. Auf den Tonnen stand »Halon 1301«; nur eine war mit »FM-200« beschriftet. Stone entnahm seiner Jacke eine kleine Dose Terpentin und einen Lappen, die er sich im Gebäude angeeignet hatte, und verrieb Terpentin auf dem mit FM-200 gekennzeichneten Behältnis.

»Mach schnell«, mahnte Reuben, dessen Blick nach allen Seiten huschte.

Als die oberste Farbschicht sich auflöste, richtete Stone den Lichtkegel auf die übermalt gewesene Beschriftung.

»CO<sub>2</sub>«, las er. »5000 PPM.«

»Ach du Scheiße!«, zischte Reuben. »Nichts wie weg, Oliver!«

Stone lugte über die Seitenverschalung der Ladefläche. Gerade sprang am Eingangstor ein Hund aus einem Wachdienst-Geländewagen. Stone schwang sich vom Kleinlaster, und obwohl er und Reuben darauf achteten, dass das Fahrzeug zwischen ihnen und dem Geländewagen blieb, konnten sie nicht vermeiden, dass der Hund ihren Geruch witterte. Sie hörten ihn aufheulen und vernahmen das kratzende Geräusch seiner Pfoten, das rasch lauter wurde, als er herbeirannte, begleitet vom Stiefelgepolter zweier Wachmänner.

Stone und Reuben hechteten in den Zaun und kletterten, doch schon war der Hund zur Stelle und schlug die Hauer in Reubens Hosenbein.

Aus der Deckung des Bretterstapels vor dem Tor beobachtete Caleb ratlos das Geschehen und rang um den Mut, ins Geschehen einzugreifen; doch er wusste schlichtweg nicht, was er tun sollte.

»Röhrt euch nicht«, rief eine Stimme. Reuben versuchte sein Bein durch Treten und Zerren dem Hund zu entziehen, aber das Tier ließ nicht locker. Stone blickte hinab und sah, dass die beiden Wächter mit ihren Schießeisen auf sie zielten.

»Kommt sofort da runter, oder der Hund reißt euch einen Fuß ab!«, schnauzte der andere Wächter.

Vorsichtig kamen Stone und Reuben der Aufforderung nach. Der Wachmann rief den Hund zurück, der ebenfalls gehorchte, wobei er allerdings die Zähne fletschte.

»Ich glaube«, sagte Stone, »es ist alles ein harmloses Missverständnis ...«

»Das könnt ihr ja den Bullen erzählen«, schnaubte der eine Wachmann.

»Wir übernehmen den Fall, Jungs«, rief eine Frauenstimme. Alle drehten sich um. Am Tor, neben ihrer schwarzen Limousine, stand Annabelle. In ihrer Begleitung war Milton,

der eine blaue Windjacke und eine Baseballkappe mit den Buchstaben »FBI« trug.

»Wer sind Sie?«, erkundigte sich einer der Wachmänner.

»FBI-Agenten McCallister und Dupree.« Annabelle hielt Ausweise in die Höhe und öffnete das Jackett, sodass man die Dienstmarke und das Schulterhalfter mit der Pistole sehen konnte. »Schließen Sie das Tor auf«, befahl sie barsch, »und halten Sie uns den verdammten Köter vom Hals.«

»Herrje, was hat denn das FBI hier zu suchen?«, fragte derselbe Wächter, lief zum Tor und sperrte auf.

Annabelle und Milton betraten das Grundstück. »Klär sie über ihre Rechte auf, und leg ihnen Manschetten an«, sagte sie zu Milton, der umgehend zwei Paar Handschellen zückte und zu Reuben und Stone schritt.

»Einen Moment mal«, sagte der andere Wachmann. »Wir haben Anweisung, die Polizei zu verständigen, wenn wir hier Eindringlinge schnappen.«

Annabelle stellte sich vor den gedrungenen jungen Mann und musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Wie lange sind Sie schon im Wachdienst, mein Freund?«

»Dreizehn Monate«, antwortete er trotzig. »Und ich hab einen Waffenschein.«

»Sicher, aber steck die Knarre lieber weg, bevor du versehentlich jemanden wie mich triffst.« Als Annabelle nochmals die Ausweise vorzeigte, schob der junge Mann die Waffe widerwillig ins Halfter. »Unsere Vollmachten reichen weiter als die der örtlichen Polizei, klar?« Die echt aussehenden Ausweise, die Annabelle aus der Tampon-Schachtel genommen hatte, gehörten zu einem Sortiment falscher Papiere, die sie sicherheitshalber von Freddy hatte fabrizieren lassen – für alle Fälle.

Beklommen schluckte der Wächter. »Aber wir haben unsere Vorschriften.« Er deutete auf Stone und Reuben, denen Milton soeben die Handschellen anlegte. Auch auf der Rückseite seiner Windjacke stand FBI zu lesen. Sie stammte –

genauso wie die Deko-Waffen, die Handschellen und die falschen Dienstmarken – aus einem Fachgeschäft für Theaterbedarf. »Diese zwei Männer haben Hausfriedensbruch begangen.«

Annabelle lachte. »Hausfriedensbruch?« Sie stemmte die Fäuste in die Hüften. »Haben Sie eigentlich eine Ahnung, wer da vor Ihnen steht?«

Die beiden Wachleuchte wechselten einen Blick. »Zwei alte Penner?«, fragte einer.

»He, du kleiner Scheißer!«, brüllte Reuben in gespielter Wut und machte trotz der Handschellen Anstalten, auf den Mann loszugehen. Augenblicklich riss Milton die Pistole heraus und setzte sie Reuben an den Kopf.

»Halt's Maul, Schweinebacke«, fuhr er ihn an, »oder ich puste dir den Schädel weg!« Sofort hielt Reuben inne.

»Dieser lange Gemütsmensch ist Randall Weathers«, sagte Annabelle, »gesucht wegen Drogenhandels in vier Fällen, Geldwäsche, zweier Morde und eines Bombenanschlags auf das Haus eines Bundesrichters in Georgia. Der andere Kerl ist Paul Mason alias Peter Dawson, aber er hat noch sechzig weitere Falschnamen. Das Arschloch hat direkte Verbindung zu einer nahöstlichen Terroristenzelle, die im Schatten des Capitols operiert. Wir haben sein Handy abgehört und seine E-Mails überwacht. Heute Abend konnten wir uns an seine Fährte heften und sind ihm bis hier gefolgt. Offenbar wollten die beiden sich Sprengstoff beschaffen. Diesmal hatten sie das Oberste Gericht aufs Korn genommen. Ihr Plan sah vor, einen mit Sprengladungen vollgepackten Laster vor dem Gerichtsgebäude zu parken und mit einem Zeitzünder hochzujagen. Vermutlich wären alle neun Richter draufgegangen.« Sie musterte Stone und Reuben mit einem Blick tiefster Abscheu. »Aber wir machen euch unschädlich«, sagte sie. »Endgültig«, fügte sie unheilvoll hinzu.

»Verdammtd, Earl«, sagte der eine Wächter aufgeregzt zu seinem Kollegen. »Terroristen!«

Annabelle nahm ein Notizbuch zur Hand. »Sagen Sie mir Ihre Namen. Bestimmt will das FBI wissen, wem es für die Hilfeleistung bei der Festnahme dieser Männer seinen Dank auszusprechen hat.« Sie lächelte. »Ich kann mir vorstellen, dass Sie beide noch eine große Zukunft vor sich haben.«

Die beiden Wachmänner grinsten einander an. »Na, das ist ja 'n Ding«, rief der Mann namens Earl.

Annabelle schrieb ihre Namen auf; dann wandte sie sich an Milton. »Schaffen Sie sie in den Wagen, Dupree. Je früher diese Schleimbeutel im Washingtoner Büro des Secret Service sind, umso besser.« Sie wandte sich nochmals den Wachmännern zu. »Natürlich verständigen wir die Polizei, aber erst, nachdem wir diese Arschgesichter einem kleinen Verhör unterzogen haben.« Sie zwinkerte ihnen zu. »Aber von mir haben Sie das nicht.«

Beide feixten sie vielsagend an. »Treten Sie denen die Kacke aus dem Leib«, empfahl Earl.

»Verlassen Sie sich drauf«, sagte Annabelle. »Wir bleiben in Verbindung.«

Sie und Milton schubsten Stone und Reuben auf die Rückbank der Limousine und fuhren ab.

Caleb wartete, bis die Wachmänner sich aus seiner Sichtweite entfernt hatten; dann rannte er zu seinem Chevy Nova und folgte Annabelles Auto.

In der Limousine nahm Milton Stone und Reuben die Handschellen ab. »Milton«, sagte Reuben voller Stolz, »du hast da vorhin echt tollen Scheiß gelabert.«

Milton freute sich geradezu kindlich. Er setzte die Baseballkappe ab, und das lange Haar fiel ihm auf die Schultern.

»Wenn Sie Rückendeckung geben, dann richtig«, sagte Stone zu Annabelle. »Danke.«

»Eine Hand wäscht die andere«, erwiderte Annabelle. »Wohin fahren wir?«

»Zu mir«, entschied Stone. »Wir haben viel zu besprechen.«

## KAPITEL 38

Roger Seagraves lenkte den Mietwagen gemächlich durch die stillen Straßen der wohlhabenderen Wohngebiete des D. C. und bog schließlich nach links in die Good Fellow Street ab. Um diese Stunde war es in den meisten Häusern dunkel. Als er am Haus des verblichenen Jonathan DeHaven vorüberfuhr, gab er vor, es keines Blickes zu würdigen. Ein weiteres Gewitter war aufgezogen. Allmählich wurde er des Wetterberichts überdrüssig. Aber die Umstände waren einfach zu günstig; er durfte diese Gelegenheit um keinen Preis versäumen. Gemächlich fuhr er durch das Viertel, als wollte er die alten Prachtbauten bewundern. Schließlich bog er ab und fuhr in die Parallelstraße, prägte sich die Umgebung sorgfältig ein.

Aber das Umfeld zu kennen und einen tauglichen Plan zu haben war zweierlei. Er brauchte Zeit zum Nachdenken. Etwas hatte seine Aufmerksamkeit erregt: das Haus, das gegenüber von Behans Riesenvilla stand. Da war jemand mit einem Feldstecher und beobachtete. Was beobachtete er? Egal was – Seagraves musste dies bei seinen Vorbereitungen berücksichtigen, ehe er zuschlug. Wenn es einen Beobachter gab, bot sich nur eine Möglichkeit zum Töten und anschließenden Verschwinden.

Als Seagraves seine Erkundungsfahrt als beendet ansah, parkte er den Mietwagen vor einem Hotel. Mit seiner Aktentasche ging er hinein, setzte sich an die Bar und trank etwas. Dann nahm er den Lift nach oben, als zöge er sich in ein Zimmer zurück. Er wartete eine Stunde lang, kehrte durchs Treppenhaus nach unten zurück und verließ das Hotel durch eine Seitentür. Auf einem benachbarten Parkplatz stieg er in ein anderes Auto, das dort bereitstand. Er musste heute noch mehr erledigen, als nur eine weitere Liquidierung zu planen.

Er fuhr zu einem Motel, stieg aus dem Wagen und zog

einen Schlüssel aus der Tasche. Mit zehn schnellen Schritten erreichte er die Tür eines Zimmers im Obergeschoss, von dem man Ausblick auf den Parkplatz hatte. Er schloss die Tür auf, knipste das Licht aber nicht an. Er huschte zur Verbindungs-tür, schloss sie ebenfalls auf und wechselte ins Nachbar-zimmer. Seagraves spürte die Anwesenheit einer zweiten Person, als er eintrat, doch er schwieg. Er streifte die Kleidung ab und kroch zu der Frau ins Bett. Sie war weich, kurvenreich, warm und – für seine Zwecke am wichtigsten – Supervisorin in der Dienstplanungsabteilung bei der NSA.

Eine Stunde später, als beide ihre sexuellen Bedürfnisse befriedigt hatten, zog er sich an und rauchte eine Zigarette, während die Frau duschte. Er wusste, dass sie die gleichen Vorkehrungen getroffen hatte, um zu vermeiden, dass jemand ihr folgte. Zudem hatte die NSA so viele Mitarbeiter, dass sie unmöglich alle überwachen konnte. Die Frau hatte nie irgend-jemandem einen Grund gegeben, Interesse an ihr zu finden; genau darum hatte Seagraves sie für diese Operation ausgesucht. Beide waren sie unverheiratet. Sollten ihre Rendez-vous entdeckt werden, geschah vordergründig also nichts anderes, als dass zwei Erwachsene, die zufällig bei der Regierung arbeiteten, einvernehmlichen Geschlechtsverkehr hatten, und das galt in Amerika nicht als verboten, wenigstens bis jetzt noch nicht.

Das Rauschen der Dusche verstummte. Seagraves klopfe an die Badezimmertür und ging hinein, half der Frau aus der Dusche, kniff sie in den nackten Hintern und gab ihr einen Kuss.

»Ich liebe dich«, sagte sie, während sie an seinem Ohr knabberte.

»Du meinst«, entgegnete er, »du bist scharf auf das Geld.«

»Das auch«, gurrte sie, schob die Hand zwischen seine Beine und schmiegte sich an ihn.

»Einmal pro Abend«, sagte er. »Ich bin keine achtzehn mehr.«

Sie fasste ihn an den muskulösen Schultern. »Aber man könnte es glauben, mein Schatz.«

»Nächstes Mal«, vertröstete Seagraves sie und verpasste ihrem Hinterteil einen kräftigen Klaps, der einen roten Fleck hinterließ.

»Noch mal«, hauchte sie ihm ins Ohr. »Hi mir weh.«

»Anders kenne ich's gar nicht.«

Sie drängte ihn an die Wand, sodass ihre nackten Brüste sein Hemd nässten, und wuschelte sein Haar, während sie ihm die Zunge tief in den Mund schob. »Herrje, du bist so unglaublich scharf«, stöhnte sie.

»Das sagen alle.«

Er versuchte sich ihr zu entziehen, aber sie ließ es nicht zu. »Geht die Überweisung pünktlich raus?«, fragte sie zwischen den Schleckereien ihrer Zunge.

»Sobald mein Geld da ist, kriegst du deins, Süße«, versicherte ihr Seagraves. Sie säuselte weiter auf ihn ein, gab aber schließlich auf, nachdem er ihrem Hintern einen zweiten heftigen Klaps versetzt hatte, der auch auf der anderen Geißbacke einen Fleck hinterließ.

Klar, Dummerchen, es geht um nichts als den Schotter.

Während die Frau im Bad ihre Toilette beendete, kehrte er ins Zimmer zurück, schaltete die Beleuchtung ein, nahm ihre Handtasche vom Nachttisch und holte die Digitalkamera aus einer Innentasche. Mit dem Daumen entfernte er die 20-Gigabyte-Karte und schabte mit dem Fingernagel ein winziges schwarzes Stück Folie von der anderthalb Zentimeter langen Karte. Für einige Sekunden betrachtete er die Folie. So klein sie auch war – sie verkörperte einen Wert von wenigstens 10 Millionen Dollar, vielleicht mehr, die ein bereitwilliger Käufer im Nahen Osten hinblättern wollte, weil es ihm nicht behagte, dass Amerika seine Pläne des Todes und der Vernichtung – gerichtet gegen alle, die ihm im Weg standen – möglicherweise entlarvte.

Die Informationen auf dieser kleinen schwarzen Kostbar-

keit konnten das Gleichgewicht wiederherstellen, zumindest für kurze Zeit, bis die NSA dahinterkam, dass der Feind ihr neues Observationsprogramm kannte. Also unterzog sie es Veränderungen. Seagraves würde einen neuen Anruf erhalten und seinerseits jemanden anrufen.

Ein paar Tage später fuhr er in ein anderes Motel, hatte mit derselben Frau erneut Geschlechtsverkehr, zog eine weitere Folie ab und kassierte abermals ein solches Sümmchen. Seagraves hatte eine Vorliebe fürs Dauergeschäft. Dabei beabsichtigte er zu bleiben, bis die NSA erkannte, dass der Maulwurf in ihrem Innern saß. Dann würde er das NSA-Geschäft aussetzen; jedenfalls für eine Weile, denn Bürokraten hatten ein kurzes Gedächtnis. In der Zwischenzeit konnte er sich anderen Zielen widmen. Ihm schwebten viele Ziele vor.

Er benutzte ein Stückchen Kaugummi, um sich die Folie mit den Einzelheiten des NSA-Observationsprogramms hinter einen Schneidezahn zu kleben. Danach ging er in das Motelzimmer, das er zuerst betreten hatte. Dort hing eine frische Garnitur Kleidung im Schrank. Er duschte, zog sich um und verließ das Hotel, ging mehrere Häuserblocks die Straße entlang, nahm einen Bus bis zu einem Mietwagenunternehmen, stieg in einen anderen Leihwagen und fuhr nach Hause.

Er brauchte eine Stunde, um die digitalen Informationen aus dem Speicher zu bergen; dann noch eine Stunde, um sie in eine zur Weitergabe geeignete Form zu bringen. Als Spion war Seagraves lange Zeit ein begeisterter Erforscher von Geheimcodes im Besonderen und der Geschichte der Kryptologie im Allgemeinen gewesen. Heute wurden Mitteilungen durch Computer automatisch verschlüsselt und decodiert. Die verlässlichsten Programme zum Entschlüsseln umfassten Hunderte, sogar Tausende von Gigabytes – und waren damit viel umfangreicher als die verschlüsselten Botschaften selbst. Um die sichersten Codes zu knacken, erforderte es ein gewaltiges Computerpotential und im Extremfall vielleicht

Tausende, wenn nicht Millionen von Jahren, weil moderne Kryptologen von vornherein erwarteten, dass man ihre Mitteilungen abfing, sodass sie ihre Codesysteme entsprechend komplex gestalteten. Ihr Grundsatz lautete: Ihr könnt eine Nachricht vielleicht abfangen, aber lesen könnt ihr sie deshalb noch lange nicht.

Seagraves hatte sich für eine ältere Methode der Verschlüsselung entschieden, weil der Weg der Übermittlung für heutige computerisierte Überwachungszentralen ein noch größeres Problem darstellen konnte als die Art der Verschlüsselung selbst – und wenn man eine Nachricht gar nicht erst abfing, waren die besten Entschlüsselungsprogramme wertlos. Altmodische Verfahren, fand Seagraves, hatten etwas für sich. Daraus konnte selbst die NSA mit all ihren technischen Mitteln noch eine Lehre ziehen.

Nachdem er diese Aufgabe erledigt hatte, fiel Seagraves ins Bett.

Doch er konnte nicht schlafen. Ständig musste er an die nächste Liquidierung denken. Sie sollte seine kostbare Sammlung um einen Gegenstand vermehren.

In seinem Friedhofsgärtnerhäuschen fasste Stone den Stand der Erkenntnisse mit wenigen kurzen Worten zusammen. Als er die überstrichene Beschriftung des verdächtigen Behälters erwähnte – C0<sub>2</sub> 5000 PPM –, klappte Milton sofort das Notebook auf, in dem er aus dem Internet einschlägige Informationen gespeichert hatte. »CO<sub>2</sub> wird in von Personen benutzten Gebäuden praktisch nie als Lösungsmittel eingesetzt«, erläuterte er, als Stone fertig war, »weil es zur Brandunterdrückung in der Luft einen sofortigen Sauerstoffentzug bewirkt und deshalb einen Menschen erstickt. Bei 5000 ppm, also Teile pro Million, dürfte der Tod im Umkreis der Austrittsdüse ziemlich schnell eintreten, ohne dass noch eine Fluchtmöglichkeit besteht. Und es ist kein angenehmer Tod.«

Annabelle gab einen Würgelaut von sich, stand auf, ging

zum Fenster und starrte hinaus. »Und es hat eine Abkühlung zur Folge, vermute ich«, sagte sie hastig zu Stone, der sie besorgt beobachtete.

Den Blick auf den Bildschirm geheftet, nickte Milton. »Bei Hochdruckanlagen sprüht das System Trockeneispartikel aus. Man spricht von einem Gefriereffekt, weil dadurch rasch die Hitze verringert, die Temperatur der Umgebung gesenkt und einem Wiederaufflammen des Feuers vorgebeugt wird. Bei Zimmertemperatur verdunsten die Partikel und hinterlassen keine Spuren.«

»Zu dem Zeitpunkt, als Caleb und DeHaven im Tresorraum gefunden wurden«, ergänzte Stone die Ausführungen Miltons, »hatte sich der C0<sub>2</sub>-Gehalt der Luft wahrscheinlich normalisiert, und jede noch spürbare Kühle ist vermutlich durch die in den Tresorräumen allgemein etwas niedrigere Temperatur erklärt worden.«

»Aber wenn DeHaven an C0<sub>2</sub> erstickt ist«, fragte Reuben, »müsste es bei der Autopsie nicht festgestellt worden sein?«

Während des Gesprächs huschten Miltons Finger unablässig über die Tastatur. »Nicht unbedingt. Ich habe mir hier Informationen von einer Homepage des Bundesverbandes der Gerichtsmediziner runtergeladen. Eine Kohlenmonoxydvergiftung kann post mortem anhand der kirschartigen Verfärbung der Haut erkannt werden, wogegen bei einer Kohlendioxydvergiftung kein so deutliches Symptom entsteht.« Die nächsten Sätze las Milton vom Bildschirm ab. »Das einzige Verfahren, um bei einer Person eine mangelhafte Sauerstoffversorgung zu entdecken, ist ein Blutgastest, bei dem man das Verhältnis zwischen Sauerstoff und Kohlendioxyd abklärt. Allerdings wird dieser Test ausschließlich bei Lebenden vorgenommen, um zu ermitteln, ob die Sauerstoffversorgung verbessert werden muss. Bei einer Autopsie erfolgt er niemals, aus dem einfachen Grund, weil die Person bereits tot ist.«

»Soviel ich weiß«, sagte Caleb, »wurde Jonathan schon am

Fundort für tot erklärt. Er ist nicht mal in die Notaufnahme gebracht worden.«

»Ich habe mich nicht ohne Grund für den Tank mit der Kennzeichnung FM 200 interessiert«, erklärte Stone. »Die Bibliothek schafft das Löschmittel Halon ab. Falls ich recht habe, und es ist ein Behälter mit tödlichem C0<sub>2</sub> geliefert worden, durfte keine falsche Bezeichnung daraufstehen, die den Eindruck erweckt hätte, es wäre wieder Halon geliefert worden. Das hätte Verdacht erregt.«

»Klar, es musste so aussehen, als lieferten sie das neue Löschmittel, dieses FM 200«, sagte Caleb. »Und heute haben sie den Tank zusammen mit zwei Halon-Behältern abgeholt. Wären wir nicht dabei gewesen, hätte es niemand bemerkt.«

Stone nickte. »Und ich bin überzeugt, dass der Tank, der heute an die Anlage angeschlossen wurde, Halon enthält. Der leere Behälter, in dem das C0<sub>2</sub> war, wurde wahrscheinlich gleich nach der Entleerung abgebaut. Hätte die Polizei die Löschanlage untersucht, wäre ihr nichts aufgefallen. Bestimmt hätte sie ohnehin nicht jeden Tank überprüft, und falls doch, hätte sie sich deswegen an die Firma Fire Control wenden müssen. Ich bezweifle, dass sie eine ehrliche Auskunft erhalten hätte, denn wer immer diese Tat organisatorisch unterstützt hat, ist offenbar Mitarbeiter des Unternehmens.«

»Ein fast perfekter Mord«, konstatierte Annabelle, wobei sie wieder Platz nahm. »Es bleibt bei der Frage nach dem Warum. Weshalb sollte jemand Jonathan auf so schreckliche Weise umbringen?«

»Damit kommen wir zurück auf Cornelius Behan«, sagte Stone. »Wir wissen jetzt, dass der Tank mit dem tödlichen C0<sub>2</sub>, das Jonathan getötet hat, gegen einen Halon-Tank ausgetauscht wurde. Außerdem wissen wir, dass Fire Control zu Behans Konzern gehört. Offenkundig hat der Mann Jonathan beseitigen lassen. Am selben Tag, an dem die Tanks abgeholt wurden, ist Behan bei Caleb im Lesesaal gewesen, weil er

aushorchen wollte, ob jemand sich mit der Düse der Löschanlage beschäftigt hat. Es muss einen Zusammenhang zwischen Behan und Bob Bradley geben.«

»Vielleicht waren Bradley und Behan beide Mitglieder des Spionagerings, von dem wir annehmen, dass er hier aktiv ist«, mutmaßte Reuben. »Bradley besucht Behan in dessen Villa, und Jonathan sah oder hörte irgendetwas, das er nicht sehen oder hören durfte. Oder er hat etwas beobachtet, das Behan mit dem Mord an Bradley in Verbindung bringt. Behan hat es herausgefunden und Jonathan ermorden lassen, ehe der es ausplaudern und die Aufmerksamkeit der Mordkommission auf Behan lenken konnte.«

»Durchaus vorstellbar«, meinte Stone. »Okay, wir müssen uns um viele Dinge kümmern, also teilen wir uns auf. Caleb, du gehst morgen früh als Erstes in den Tresorraum und schaust nach, ob sich hinter dem Belüftungsgitter Anzeichen dafür finden, dass dahinter eine Kamera gehangen hat. Dann siehst du dir die Überwachungsvideos an, mit denen die Besucher der Tresorräume erfasst werden.«

»Was?«, rief Caleb. »Warum?«

»Du hast selber gesagt, dass derjenige, der Jonathan ermordet hat, Zugang in die Bibliothek und sogar in die Tresorräume gehabt haben muss. Ich möchte wissen, wer in den Tagen vor Jonathans Tod und nach seiner Ermordung im Tresorraum gewesen ist.«

»Ich kann unmöglich einfach zum Sicherheitsdienst gehen und verlangen, dass man mir die Videos zeigt. Welchen Grund könnte ich dafür nennen?«

»Ich helfe Ihnen, Caleb, sich einen auszudenken«, sagte Annabelle.

»Na, prächtig«, murkte Reuben leise. »Erst darf Milton mit ihr zusammenarbeiten, und jetzt ist Caleb dran. Aber moi? Neee.«

»Reuben«, wandte Stone sich an ihn, »ich will, dass du einen anonymen Anruf bei der Polizei des D. C. tätigst und sie

auf den C0<sub>2</sub>-Tank hinweist. Benutze ein öffentliches Telefon, damit sie dich nicht als Anrufer ermitteln können. Ob sie die Sache ernst nehmen oder nicht, weiß ich nicht. Falls sie ihr nachgehen, ist es voraussichtlich zu spät, aber wir sollten es zumindest versuchen.«

»Kann das gewisse Leute nicht darauf stoßen, dass wir ihnen auf die Pelle rücken?«, fragte Caleb.

»Könnte sein«, gab Stone zu. »Aber es ist bis jetzt unser einziger ernsthafter Hinweis auf ein Verbrechen an Jonathan DeHaven. Wenn du das erledigt hast, Reuben, hätte ich gern, dass du ab dem heutigen Abend auf der Good Fellow Street auf Beobachtungsposten gehst.«

»Das ist keine tolle Umgebung, um zu spionieren, Oliver. Wo soll ich denn Posten beziehen?«

»Caleb überlässt dir den Schlüssel und den Code zu DeHavens Haus. Du kannst durch den Hintereingang rein, ohne dass jemand dich sieht.«

»Und was soll ich tun?«, erkundigte sich Milton.

»Du hast die Aufgabe, nach einer Verbindung zwischen Bob Bradley und Cornelius Behan zu recherchieren. Nichts ist zu unwichtig, als dass man es außer Acht lassen darf.«

»Und was machen Sie, Oliver?«, fragte Annabelle.

»Ich denke nach.«

Während die anderen sich auf den Weg machten, zog Annabelle Caleb beiseite. »Wie weit vertrauen Sie Ihrem Kumpel, Caleb?«

Caleb erbleichte. »Ich würde ihm mein Leben anvertrauen. Das habe ich sogar schon getan.«

»Ich gebe zu, allem Anschein nach weiß er, was er tut.«

»Er weiß es ganz bestimmt«, antwortete Caleb als treuer Freund. »Also, Sie sagen, Sie könnten mir helfen, an das Videomaterial zu gelangen. Wie stellen Sie sich das vor?«

»Sie erfahren es als Erster, sobald mir etwas eingefallen ist.«

## KAPITEL 39

Am Vormittag, um zehn Uhr fünfzehn Ortszeit, erlebte der Bundesstaat New Jersey sein erstes Erdbeben in der jüngeren Geschichte. Das Epizentrum lag in Atlantic City, genau dort, wo das Kasino Pompeji an den Gehweg grenzte. Jerry Baggers Ausbruch hatte sich langsam angebahnt. Warnende Gase und steigende Gesteinstemperaturen machten sich bemerkbar, als die 48 Millionen Dollar nicht pünktlich um zehn Uhr eintrafen. Als er um zehn Uhr zehn erfuhr, dass hinsichtlich des Verbleibs des Geldes eine gewisse Konfusion herrschte, wichen sogar seine Gorillas ein wenig aus seiner Nähe zurück. Noch einmal fünf Minuten später wurde der Kasinokönig von seinem Finanzexperten, der zwischenzeitlich El Banco kontaktiert hatte, darüber unterrichtet, dass die Bank nicht allein die 8 Millionen Dollar an Vergütung nicht überwies, sondern ebenso wenig die ursprünglichen 40 Millionen Dollar, denn El Banco hatte sie überhaupt nicht erhalten.

Baggers erste Reaktion bestand darin, den Unglücksboten umbringen zu wollen. In seiner Tollwut hätte er den Finanzexperten höchstwahrscheinlich totgeschlagen, hätten seine Gorillas ihn nicht zurückgehalten und den Einwand erhoben, dass dieser Mord sich schwer vertuschen ließe. Anschließend sprang Bagger ans Telefon und drohte El Banco, sich in ein Flugzeug zu setzen und den Mitarbeitern samt und sonders den Hals umzudrehen. Kaltschnäuzig stellte der Bankdirektor ihm diese Option frei, da er sich, wie er Bagger erklärte, auf den beruhigenden Sachverhalt stützen konnte, dass eine ganze Armee mitsamt Panzern und Artillerie das Grundstück der Bank schützte.

Immerhin war El Banco so entgegenkommend, Bagger einen Kontoauszug zu übermitteln, dem er entnehmen konnte, dass sie die ersten drei Überweisungen erhalten hatte; und

dass von einem Fremdkonto jeweils innerhalb zweier Tage Beträge auf Baggers dortiges Konto überwiesen worden waren, die auf eine Verzinsung von 10 Prozent hinausliefen. Jedes Mal hatte jemand die Gesamtsummen an Bagger zurücküberwiesen. Die vierte Einlage hatte El Banco jedoch nie erreicht. Als man die elektronische Quittung, die in Baggers Buchhaltung eingegangen war, genauer untersuchte, war zu erkennen, dass sie nicht den kompletten Erkennungscode der Bank aufwies; den feinen Unterschied zu erkennen hätte allerdings in der Tat höchste Wachsamkeit erfordert.

Als Bagger das hörte, ging er auf den unglückseligen Chef seiner Buchhaltung mit dessen eigenem Bürostuhl los. Nach zwei Stunden stand aufgrund einer gründlichen Überprüfung fest, dass irgendjemand dem Computersystem des Kasino Pompeji eine äußerst leistungsfähige Spyware untergejubelt hatte, die es einem Dritten erlaubte, das Onlinebanking des Kasinos zu manipulieren. Bei dieser Enthüllung brüllte Bagger nach einer frisierten Pistole und beorderte den Leiter der IT-Abteilung in sein Büro. Doch der Pechvogel war schlau genug, sich aus dem Staub zu machen, statt dort anzutanzen. Baggers Leute schnappten ihn in Trenton. Nach einer Vernehmung, auf die selbst die CIA stolz gewesen wäre, war völlig klar, dass der Mann nicht an dem Schwindel mitgewirkt hatte, sondern hereingelegt worden war. Dennoch jagte der Kasinokönig höchstpersönlich ihm eine Kugel in den Kopf. Am späten Abend verschwand die Leiche in einer Kiesgrube. Wenngleich damit schon viel mörderische Energie abgelassen worden war, wütete das Erdbeben kaum geschwächt weiter.

»Ich mach die Schlampe kalt!« Bagger stand am Bürofenster und schrie diesen Satz immer wieder zu den Leuten hinunter, die tief unten auf der Landungsbrücke flanierten. Dann stürmte er zu seinem Schreibtisch und wühlte die Visitenkarte heraus: Pamela Young, International Management, Inc. Er riss die Karte in winzige Fetzen und stierte mit wildem Blick den Chef der Sicherheitsabteilung an.

»Ich will jemanden kaltmachen! Verdammt, ich muss augenblicklich irgendwem den Hals umdrehen!«

»Bitte, Boss, wir müssen die Bremse ziehen. Der Finanzfritze und die Buchhalternase liegen in der Klinik. Und den IT-Macker haben Sie persönlich weggeputzt. Das ist ziemlich viel für einen Tag. Es dürfte schon jetzt schwierig sein, die Bullen rauszuhalten, sagen die Anwälte.«

»Ich werde dieses Miststück finden«, sagte Bagger und starre wieder zum Fenster hinaus. »Ich finde sie. Und ich bringe sie ganz langsam um.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr, Boss«, ermunterte ihn der Sicherheitschef.

»40 Millionen von meinem Geld. 40 Millionen!« Bagger stieß diese Sätze in einem dermaßen aggressiven Ton hervor, dass sogar der stämmige Sicherheitschef sich langsam rücklings in die Richtung der Tür schob.

»Wir kriegen sie, ich schwör's, Boss.«

Zu guter Letzt hatte es den Anschein, dass Bagger sich ein wenig beruhigte. »Ich will alles wissen, was ihr über diese Schnepfe erfahren könnt. Und über den Schweinekerl, der mit ihr zusammen war. Holt alle Videokassetten aus den Kameras, zeigt die Bilder den einschlägigen Leuten und findet raus, wer das Miststück ist. Auf keinen Fall ist sie irgendeine gewöhnliche Taschendiebin. Und lasst ein paar von den Bullen kommen, die wir bezahlen. Sie sollen ihr Hotelzimmer auf Fingerabdrücke untersuchen. Alarmiert alle Helfershelfer, die wir haben.«

»Wird gemacht.« Der Sicherheitschef eilte zur Tür.

»Halt!«, schnauzte Bagger. Zögerlich drehte der Mann sich um. »Niemand darf wissen, dass ich über den Tisch gezogen wurde, ist das klar? Jerry Bagger ist kein Hammel, der sich scheren lässt! Verstanden?«

»Alles klar, Boss. Vollkommen klar.«

»Dann los!«

Der Sicherheitschef flüchtete aus dem Büro.

Bagger setzte sich an den Schreibtisch und betrachtete die winzigen Fetzen der Visitenkarte, die auf dem Teppichboden lagen.

Genauso wird sie auch aussehen, dachte er, wenn ich mit ihr fertig bin.

## KAPITEL 40

»Sie wirken heute morgen ungewöhnlich gut gelaunt, Albert«, sagte Seagraves, als sie in Trents Büro auf dem Capitol Hill saßen und aus Styroporbechern Kaffee tranken.

»Die Börse hatte gestern einen großen Tag. Es sieht gut aus für meine alten Tage.«

Seagraves schob ihm einen Stapel Blätter über den Tisch. »Schön für Sie. Hier ist das Neueste von der Central Intelligence. Es geht um die offiziellen Aussagen zweier höherer Mitarbeiter. Ihre Leute können sich eine Woche Zeit nehmen, um den Bericht zu lesen, dann legen wir gemeinsam einen Aussagetermin fest.«

Trent nahm die Blätter an sich und nickte. »Ich sehe mir die Terminkalender der Ausschussmitglieder an und mache Ihnen ein paar Vorschläge.« Er tippte mit den Fingern auf die Blätter. »Stehen da irgendwelche Überraschungen drin?«

»Lesen Sie's selbst.«

»Keine Sorge, ich lese immer alles.«

Trent würde die Blätter mit nach Hause nehmen und kurz darauf alles wissen, was er für die Weiterleitung der entwendeten NSA-Geheimnisse an den nächsten Empfänger brauchte.

Frohen Mutes sprang Seagraves die Stufen des Capitols hinab. Wenn man sich vorstellte, dass Spione früher Material im Park versteckten und ihre Bezahlung in bar erhielten oder aus Schließfächern abholten ... Und meistens waren sie dann bei der einen oder anderen Gelegenheit erwischt worden. Seagraves schüttelte den Kopf. Er hielt es für vollkommen ausgeschlossen, dass er jemals in den Fängen der CIA endete, so wie es Aldrich Ames oder anderen Flaschen ergangen war, die Spion gespielt hatten. Als Regierungskiller hatte er, Seagraves, gelernt, sich auch mit den kleinsten Einzelheiten zu beschäftigen. Und heute, als Spion, sah er keine Ver-

anlassung, seine Arbeitsweise zu ändern.

Auch derzeit grübelte er wieder an einem Detail. Sein Maulwurf bei der Fire Control Inc. hatte angerufen und ihm unwillkommene Neuigkeiten mitgeteilt. Gestern Abend waren auf dem Lagergelände der Firma zwei Kerle gestellt worden, die sich dort eingeschlichen hatten, doch die Wachmänner hatten sie dem FBI überlassen müssen. Seagraves hatte dort bei einigen Kontaktleuten nachgehört. Ihnen zufolge war keine Festnahme vorgenommen worden. Außerdem wusste er von seinem Maulwurf, dass die Wächter einen dritten Mann hatten fortlaufen sehen. Er sei in eine alte Schrottkiste gestiegen, einen Chevy Nova, hatte der Informant berichtet. Die Beschreibung des Fahrzeugs und seines Fahrers passte zu jemandem, über den Seagraves gut Bescheid wusste, obgleich er ihn nie kennen gelernt hatte. Nun war wohl der Zeitpunkt gekommen, dieses Manko zu beheben.

Caleb fand sich früh am Arbeitsplatz ein und traf Kevin Philips an, den kommissarischen Abteilungsleiter, der gerade den Eingang zum Lesesaal öffnete. Sie plauderten ein bisschen über Jonathan und die aktuellen Projekte der Bibliothek. Caleb fragte Philips, ob er wüsste, dass man die Brandbekämpfungsanlage mit einem neuen Löschmittel ausstattete, aber Philips verneinte. »Ich bin mir nicht mal sicher, ob man Jonathan über diese Absicht informiert hatte«, meinte Philips. »Ich bezweifle, dass er eine Ahnung hatte, welches Gas benutzt wurde.«

»Das kann man laut sagen«, flüsterte Caleb.

Als Philips fort war, und bevor irgendjemand anderes kam, kramte Caleb in seinem Schreibtisch und nahm einen kleinen Schraubenzieher sowie eine Minitaschenlampe an sich. Der Überwachungskamera den Rücken zugekehrt steckte er beides in die Tasche und begab sich in die Tresorräume. Flugs suchte er die oberste Etage auf und blieb vor dem Belüftungsgitter stehen, vermied es aber, auf jene Stelle des Fußbodens zu

schauen, an der seinen Freund und Kollegen der Tod ereilt hatte. Mit dem Schraubenzieher löste er das Gitter und stellte zufrieden fest, dass die Schrauben sich leicht drehten, als hätte jemand das Gitter erst kürzlich entfernt. Caleb legte das Gitter neben der Seitensäule des Bücherregals ab und leuchtete mit dem Taschenlämpchen in den Belüftungsschacht. Anfangs entdeckte er nichts Außergewöhnliches, doch als er den Lichtkegel zum dritten Mal kreisen ließ, sah er ein kleines Bohrloch in der Rückwand des Schachts. Es konnte durchaus zum Aufhängen einer Kamera gedient haben. Caleb hielt das Gitter an die Öffnung und äugte hindurch. Nach dem Bohrloch und den verbogenen Gitterstäben zu urteilen, hätte eine Kamera freies Aufnahmefeld in die Räumlichkeit gehabt.

Caleb schraubte das Gitter wieder an und verließ den Tresorraum. Er rief Stone an und berichtete ihm, was er festgestellt hatte. Dann wollte er sich gerade an seine reguläre Arbeit machen, als jemand hereinkam.

»Hallo, Monty. Was bringen Sie denn da?«

Monty Chambers, der Top-Buchkonservator der Kongressbibliothek, stand am Empfang und hatte mehrere Bücher unterm Arm. Er trug noch die grüne Arbeitsschürze und hatte die Hemdsärmel hochgekrempelt.

»Die *Doctrina* und das *Constable's Pocket Book*«, antwortete er voller Genugtuung.

»Sie sind ja fleißig gewesen. Ich wusste nicht mal, dass man die *Doctrina* zur Ausbesserung fortgegeben hatte.« Die *Doctrina breve* war von Juan de Zumárraga verfasst worden, dem ersten Bischof von Mexiko. Sie stammte aus dem Jahre 1544 und galt als das älteste vollständige Buch der westlichen Hemisphäre, das die Jahrhunderte überdauert hatte. Das *Constable's Pocket Book* datierte aus dem Jahre 1710.

»Kevin Philips hatte es angeordnet«, sagte Chambers. »Vor drei Monaten. Auch das *Constable's Pocket Book*. Viel war nicht dran zu machen, nur hatte ich einen Arbeitsstau. Gehen Sie in den Tresorraum? Oder geh ich?«

»Was? Ach so. Ja, ich erledige das. Danke.« Vorsichtig nahm Caleb die beiden in Papier gewickelten Bücher von seinem Kollegen entgegen und legte sie auf seinen Schreibtisch. Er versuchte, nicht daran zu denken, dass man in Gestalt dieser beiden geschichtsträchtigen Bände ein kleines Vermögen in den Händen hielt.

»Ich knöpfe mir demnächst auch den Faulkner vor«, erklärte Chambers. »Könnte aber ein bisschen dauern. Wasserschaden. Ziemlich heikel.«

»Ist ja klar, das geht schon in Ordnung. Danke.« Chambers wandte sich zum Gehen. »Ah, Monty ...«

Chambers drehte sich um; er wirkte ein wenig gereizt.  
»Ja?«

»Haben Sie in letzter Zeit einen Blick auf unser Exemplar des Psalm Books geworfen?« Während er oben im Tresorraum weilte, war Caleb ein schrecklicher Gedanke gekommen, und als er von Chambers die beiden Raritäten erhielt, hatte diese albtraumhafte Befürchtung ihm eine etwas plumpe Frage entlockt.

Chambers musterte ihn misstrauisch. »Das Psalm Book? Wieso? Stimmt damit was nicht?«

»Oh, nein, nein. Ich meine nur ... Also, ich habe es seit langem nicht mehr in Augenschein genommen. Seit Jahren nicht, um genau zu sein.«

»Na, ich auch nicht. Man geht ja auch nicht einfach hin und guckt sich das Psalm Book an. Um Himmels willen, schließlich befindet es sich in der Nationalschatz-Sonderabteilung.«

Caleb nickte. Zwar verfügte er über die Vollmacht, sich buchstäblich jedes Buch der Bibliothek anschauen zu dürfen, doch das Psalm Book und einige andere Raritäten zählten zum »nationalen Schatz« der Vereinigten Staaten und daher zur wichtigsten Kategorie sämtlicher Besitztümer der Kongressbibliothek. Diese Werke waren nummeriert und in einer speziellen Sektion der Tresorräume untergebracht. Im Falle

eines Krieges oder einer Naturkatastrophe war ihre Verbringung an bestimmte sichere Örtlichkeiten vorgesehen. Dann konnte man nur noch hoffen, dass genügend Menschen übrig blieben, um später Erbauung daran zu finden.

»Ich habe schon vor geraumer Zeit empfohlen«, sagte Chambers mit ungewohnter Redseligkeit, »den Einband instand zu setzen, die Bindung zu erneuern und den Rücken zu verstärken – alles reversibel, versteht sich –, aber es ist nichts passiert. Warum nicht, weiß ich nicht. Aber wenn nichts geschieht, wird das Psalm Book nicht mehr lange halten. Warum machen nicht Sie denen das endlich klar?«

»Ich werd's tun. Danke, Monty.« Als Chambers fort war, überlegte Caleb, was er denn eigentlich anfangen sollte. Wenn nun der Kongressbibliothek das Exemplar des Psalm Books fehlte? Mein Gott, das darf nicht wahr sein. Er hatte das Buch seit ... wie lange? Seit mindestens drei Jahren hatte er es nicht mehr gesehen. Dennoch wusste er, dass es Ähnlichkeit mit dem Exemplar in Jonathans Sammlung gehabt hatte. Sechs der elf existierenden Psalm Books waren unvollständig und in unterschiedlich schadhaftem Zustand. Jonathans Exemplar war vollständig, aber ebenfalls beeinträchtigt – ähnlich wie Caleb das Exemplar der Bibliothek in Erinnerung hatte. Die einzige Möglichkeit, Klarheit zu erlangen, bestand darin, sich vom Vorhandensein und der Echtheit des Bibliotheks-exemplars zu überzeugen. Wahrscheinlich genehmigte Kevin Philips ihm die Inaugenscheinnahme des Buchs. Irgendein Vorwand ließ sich nennen, am besten das, was Monty vorhin erzählt hatte. Ja, damit konnte er einen glaubhaften Grund anführen.

Nachdem er die von Chambers retournierten Bücher am Computer neu im Bestand registriert hatte, brachte er sie in die Tresorräume und sortierte sie ein. Dann rief er Philips an. Zunächst wirkte Philips am Telefon ein wenig verwundert, erteilte Caleb jedoch die Erlaubnis, das Psalm Book zu prüfen. Aus Sicherheitsgründen, und um eventuellen späteren

Vorwürfen vorzubeugen, das Buch beschädigt zu haben, nahm Caleb einen Kollegen mit. Nachdem er sich das Buch näher angesehen hatte, befand er Chambers' Urteil als zutreffend: Der Band bedurfte dringend einer Restaurierung. Allerdings hätte er nicht mit Gewissheit sagen können, ob es dasselbe Buch war, das er vor rund drei Jahren in der Hand gehabt hatte. Zumindest sah es nicht anders aus. Aber es ähnelte auch sehr dem Exemplar in Jonathans Sammlung. Falls es Jonathan irgendwie gelungen war, das Psalm Book der Bibliothek gegen eine Fälschung auszutauschen, konnte das Exemplar, das Caleb ungefähr drei Jahre zuvor gesehen hatte, nicht echt gewesen sein.

Moment mal. Wie betriebsblind ich doch bin!

Die Kongressbibliothek versah ihre Raritäten auf immer der gleichen Seite mit einem geheimen Eigentümer-Code. Caleb schlug diese Seite auf und betrachtete sie. Das Zeichen war da. Er atmete auf, erkannte aber sofort, dass er sich zu früh freute. Selbstverständlich konnte es ebenfalls gefälscht werden, erst recht von jemandem wie Jonathan. Und hatte das Psalm Book in Jonathans Sammlung auch dieses Zeichen? Er musste es nachprüfen. Falls ja, wäre das der Beweis, dass Jonathan es aus der Bibliothek entwendet hatte. Und was sollte Caleb dann tun? Er verfluchte den Tag, an dem Jonathan ihn zum literarischen Nachlassverwalter ernannt hatte.

Und ich hatte gedacht, ich wäre dir sympathisch, Jonathan.

Den Rest des Nachmittags brachte er damit zu, mehrere Anfragen von Gelehrten und die eines bedeutenden Sammlers zu beantworten; außerdem hatte er zwei Ferngespräche – Anrufe von Universitäten in England und in der Schweiz – und war etlichen Besuchern des Lesesaals behilflich.

Heute waren Jewell English und Norman Janklow beide anwesend. Obwohl sie das gleiche Alter hatten und enthusiastische Büchersammler waren, sprachen sie nicht mehr miteinander, sondern gingen sich vollständig aus dem

Weg. Caleb wusste, wie die Fehde begonnen hatte; es war eine der peinlichsten Stunden in seinem Berufsleben gewesen. English hatte Janklow eines Tages gestanden, was für eine eifrige Sammlerin von *Beadle's Dime Novels* sie sei; die Reaktion des alten Grauschimmels fiel, gelinde gesagt, etwas unerwartet aus. Caleb erinnerte sich noch genau an Janklows Worte: »Beadles Machwerke sind idiotischer Schund, billiges und obendrein erbärmliches Lesefutter für die geistlose, ungebildete Unterschicht.«

Verständlicherweise hatte Jewell English dieses vernichtende Urteil über die Sammelleidenschaft ihres Lebens nicht gerade wohlwollend aufgenommen und war keineswegs geneigt, so etwas stillschweigend zu dulden. Weil sie Janklows Lieblingsautor kannte, hielt sie ihm entgegen, Hemingway wäre bestenfalls ein zweitrangiger Tastenquäler, der sich seiner vereinfachten Sprache nur deshalb bediente, weil er nichts anderes auf die Reihe kriegte. Dass er für so ein heruntergehämmertes Geschreibsel den Nobelpreis erhalten habe, sei eine Schande und habe diesen Preis aus ihrer Sicht ein für alle Mal wertlos gemacht. Um allem die Krone aufzusetzen, hatte Jewell behauptet, Hemingway wäre unwürdig gewesen, F. Scott Fitzgerald auch nur die Patentlederschuhe zu küssen, und darauf verwiesen – Caleb sträubten sich noch heute die Haare, wenn er daran dachte –, dass der angeblich so machohafte Jäger und Fischer Ernest Hemingway den Damen Männer vorgezogen habe, und zwar je jünger, umso lieber.

Janklows Gesicht war so dunkelrot angelaufen, dass Caleb ernstlich befürchtet hatte, der alte Mann würde einem Schlaganfall erliegen. Soweit Caleb sich entsann, war es das erste und einzige Mal gewesen, dass er zwei Besucher des Lesezaals der Raritätenabteilung, beide deutlich über siebzig Jahre alt, hatte trennen müssen. Es hatte nicht viel gefehlt, und es wäre zu Handgreiflichkeiten gekommen. Caleb hatte die Buchraritäten, die auf ihren Lesetischen lagen, an sich ge-

rissen, um zu verhindern, dass sie als Waffen missbraucht wurden. Anschließend hatte er beide über angemessenes Verhalten in der Kongressbibliothek belehrt und ihnen für den Fall, dass sie künftig davon abwichen, sogar den Entzug des Besucherausweises angedroht. Janklow hatte den Eindruck gemacht, als hätte er Caleb am liebsten einen Kinnhaken verpasst, doch Caleb hatte sich nicht beeindrucken lassen. Mit dem alten Knickstiefel hätte selbst er leicht fertig werden können.

Hin und wieder hob Caleb den Blick von seinen Unterlagen, um sich zu überzeugen, dass sich ein derartiger Zusammenprall kein zweites Mal ereignete. Doch Janklow las stillvergnügt in seinem Buch. Sein langer Bleistift huschte gemächlich übers Notizpapier und kam nur ab und zu zum Stillstand, wenn er sich mit einem Tuch die dicken Brillengläser putzte. Auch Jewell Englishs Blick blieb unablässig ins Buch vertieft. Plötzlich schaute sie auf, gewahrte Calebs Aufmerksamkeit, klappte das Buch zu und winkte ihn zu sich.

»Der Beadle, von dem ich Ihnen erzählt habe ...«, flüsterte sie Caleb zu, als er sich neben sie setzte.

»Die Nummer eins, ja?«

»Ich habe sie. Ich habe sie!« Lautlos schlug sie die Handflächen zusammen.

»Gratuliere, das ist ja wundervoll. Sie war also in gutem Zustand?«

»Oh ja, andernfalls hätte ich Sie nicht vorher gefragt. Ich meine, Sie sind ja ein großer Experte.«

»Zu viel der Ehre«, sagte Caleb bescheiden. Jeweils knotige Klaue ergriff seine Hand. Es befreundete ihn, wie fest sie zupacken konnte.

»Möchten Sie mal zu mir kommen und sich das Exemplar ansehen?«

Behutsam versuchte er sich ihren Krallen zu entwinden, doch sie ließ nicht locker. »Äh, da muss ich erst in meinem Terminkalender nachschauen. Ich will mal so sagen ...

schlagen Sie mir ein paar Daten vor, wenn Sie das nächste Mal hier sind, und ich sehe, was sich machen lässt.«

»Ach, Caleb, ich habe immer Zeit«, antwortete sie kokett. Sie klimperte sogar mit den falschen Wimpern.

»Na, das ist doch wunderbar.« Nochmals versuchte er seine Hand zu befreien, aber die alte Dame hielt ihn unerbittlich fest.

»Lassen Sie uns sofort einen Termin festlegen«, meinte sie in honigsüßem Ton.

In seiner Verzweiflung blickte Caleb hinüber zu Janklow, der sie argwöhnisch beobachtete. Gewöhnlich konkurrierten er und Jewell um Calebs Zeit, als wären sie zwei Wölfe, die sich um ein Stück Fleisch stritten. Um Ausgleich zu schaffen, würde er sich, bevor er Feierabend machte, für ein paar Minuten mit Janklow zusammensetzen müssen, oder der alte Knacker würde wochenlang nörgeln.

Als Calebs Blick auf ihn fiel, hatte er eine Eingebung.

»Jewell, ich wette, wenn Sie den Vorschlag Norman unterbreiten, wäre er diesmal froh, sich Ihren neuen Beadle anzusehen zu dürfen. Bestimmt bereut er seine bösen Worte längst ganz schrecklich.«

Sofort ließ Jewell seine Hand los. »Mit Neandertalern pflege ich keinen Umgang«, entgegnete sie patzig, zeigte ihm die geöffnete Handtasche vor und rauschte zum Lesesaal hinaus.

Caleb lächelte, rieb sich die Hand, hockte sich anschließend ein Weilchen mit Janklow zusammen und dankte dem Mann stumm, weil dessen bloße Anwesenheit es ihm ermöglicht hatte, Jewell English abzuwimmeln. Dann widmete er sich wieder seiner Arbeit.

Doch seine Gedanken sprangen immerzu von dem geheimnisvollen Psalm Book zum toten Jonathan DeHaven und von ihm zum früheren Sprecher des Abgeordnetenhauses, dem ebenso toten Bob Bradley, und von dem wiederum zu Cornelius Behan, einem ultrareichen Rüstungsunternehmer

und Weiberhelden, der allem Anschein nach seinen Nachbarn ermordet hatte.

Caleb konnte kaum fassen, dass er Bibliothekar geworden war, um im Leben möglichst wenig Stress zu haben. Vielleicht sollte er sich um eine Stelle bei der CIA bewerben, um ein bisschen Muße zu finden.

## KAPITEL 41

Annabelle nahm ihr Abendessen im Hotelzimmer zu sich, duschte, wickelte sich in ein Badetuch und kämmte sich die Haare. Während sie vor dem Spiegel des Schminktischs saß, rekapitulierte sie die Ereignisse. Der vierte Tag seit dem Abgang aus Atlantic City war angebrochen. Inzwischen wusste Jerry Bagger, dass man ihn um 40 Millionen Dollar erleichtert hatte. Sie hätte jetzt achttausend Kilometer von dem Mann entfernt sein müssen, hatte aber lediglich einen kurzen Flug nach Süden unternommen. Noch nie hatte sie einen Fluchtplan umgeworfen; allerdings war ihr auch noch nie ein Exmann ermordet worden.

Oliver und Milton beeindruckten sie, während sie Caleb für ein wenig »eigenartig« hielt und Reuben sie mit seiner nachgerade hündischen Bewunderung gehörig amüsierte. Annabelle musste sich eingestehen, dass es ihr gefiel, mit dieser seltsamen Bande zusammenzuarbeiten. Obwohl Annabelle vom Typ her eher Einzelgängerin war, hatte sie sich stets im Team betätigt, und auf gewisse Weise brauchte sie so etwas. Es hatte mit ihren Eltern angefangen und sich im Erwachsenenleben fortgesetzt, sobald sie eigene Teams anführte. Oliver und seine Kumpel füllten diese Lücke in ihrem Leben, wenngleich auf andere Art. Dennoch hätte sie jetzt nicht hier sein dürfen.

Annabelle beendete das Kämmen, streifte das Badetuch ab und zog ein langes T-Shirt an. Sie trat ans Fenster und warf einen Blick auf die geschäftige Straße. Während sie das Gewühl des Fahrzeugverkehrs und die eiligen Fußgänger beobachtete, fasste sie im Geist zusammen, was sie seit ihrer Ankunft im D. C. getan hatte: eine Zeitschriftenredakteurin gespielt, Oliver wissentlich beim Einschleichen in die Kongressbibliothek unterstützt, eine Straftat verübt, indem sie sich als FBI-Agentin ausgab. Und nun sollte sie einen Weg

aushecken, wie Caleb Einsicht in die Überwachungsvideos erhielt, um vielleicht zu klären, was sich mit Jonathan ereignet hatte. Wenn Oliver recht hatte, mochten dahinter Leute stecken, die möglicherweise noch gefährlicher waren als Jerry Bagger.

Sie wandte sich vom Fenster ab und setzte sich aufs Bett, um sich die Beine einzuzremen. »Das ist doch verrückt, Annabelle«, sagte sie im Selbstgespräch. »Bagger wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um dich zu finden und abzumurksen, und du hängst im D. C. herum und hast noch nicht mal das Land verlassen.« Doch sie hatte der seltsamen Bande Hilfe versprochen. Sie hatte sogar, wie sie sich genau erinnerte, darauf bestanden, mitmachen zu dürfen. »Soll ich hier den Kopf riskieren und hoffen, dass Jerry Baggers Radar mich verpasst?« Doch jemand hatte Jonathan ermordet. Und dafür wollte sie Rache, und sei es nur aus dem Grund, weil irgendjemand sich angemäßt hatte, sein Leben zu verkürzen, während es noch lange nicht enden müssen.

Plötzlich hatte sie einen Einfall und blickte auf die Uhr. In welcher Zeitzone Leo sich befand, wusste sie nicht, aber sie wollte Bescheid wissen. Sie eilte zu dem Tisch, der in der Ecke stand, und nahm das Handy. Sie tippte die Rufnummer ein und wartete ungeduldig, während das Freizeichen erklang. Sie hatte andererseits Leo ihre Rufnummer gegeben, damit sie nach der großen Abzocke noch eine Zeit lang Verbindung halten konnten. Falls jemand etwas von Bagger hörte, sollte er sich melden.

Endlich meldete sich Leo. »Hallo.«

»Ich dachte schon, du gehst nicht dran.«

»Ich war im Pool.«

»Wo im Pool?«

»An der tiefen Seite.«

»Nein, ich meine, wo auf der Welt?«

»Dazu schweige ich lieber. Wer weiß, ob nicht Bagger dicht hinter dir steht?«

»Okay, sehe ich ein. Hast du sonst von jemandem was gehört?«

»Keinen Mucks.«

»Und von Bagger?«

»Nein, ich habe den guten alten Jerry aus meinem Leben gestrichen«, gab Leo mit trockenem Humor zur Antwort.

»Ist dir irgendwas über die Folgen bekannt geworden?«

»Nur Gerüchte. Weißt du, ich möchte seinem Dunstkreis nicht zu nahe kommen. Du kannst davon ausgehen, dass der Trottel jetzt in mörderischer Stimmung ist.«

»Dir ist doch klar, dass er die Suche nach uns nie aufgeben wird, solange er lebt?«

»Dann wollen wir auf einen letalen Herzinfarkt hoffen. Ich möchte nicht, dass er leidet.« Kurz schwieg Leo. »Ich muss dir was sagen, Annabelle. Aber sei bitte nicht sauer.«

Annabelles Haltung straffte sich. »Was hast du angestellt?«

»Ich hab Freddy ein bisschen über deine Vorgeschichte ge-  
steckt.«

Sie stand auf. »Wie viel Vorgeschichte?«

»Deinen Familiennamen, und dass du ein paar Dinger mit Paddy gedreht hast.«

»Hast du den Verstand verloren?«, rief Annabelle ins Handy.

»Ich weiß, ich weiß, es war blöd von mir. Es ist mir einfach so rausgerutscht. Ich wollte ihm nur verdeutlichen, dass du anders bist als dein Alter. Aber Tony hab ich nichts verraten. So dämlich bin ich nun auch wieder nicht.«

»Danke, Leo. Vielen herzlichen Dank.«

Sie unterbrach das Gespräch und verharrte mitten im Zimmer. Freddy kannte ihren Familiennamen und wusste, ihr Vater war Paddy Conroy, Jerry Bagers Todfeind. Falls Bagger Freddy erwischte, brachte er ihn zum Reden. Und dann knöpfte Bagger sich sie vor, und sie konnte ihr Schicksal mit ziemlicher Genauigkeit voraussehen. Wahrscheinlich würde Bagger sie zentimeterweise durch einen Holzschrädder

schieben.

Annabelle machte sich daran, ihre Reisetasche zu packen.

Tut mir leid, Jonathan.

Als Caleb am Abend nach Hause kam, wartete auf dem Parkplatz jemand auf ihn. »Mr. Pearl, was tun denn Sie hier?«

Heute Abend sah Vincent Pearl nicht wie Professor Dumbledore aus, vor allem deshalb nicht, weil er diesmal keinen langen fliederfarbenen Hausmantel trug. Stattdessen hatte er einen zweiteiligen Anzug, ein am Kragen offenes Hemd und blitzblaue Schuhe an, und das lange Haar und der Bart waren sorgfältig gekämmt. Im Anzug sah er weniger belebt aus als im Morgenrock. Caleb, der selbst ein bisschen fleischig war, fasste den Vorsatz, niemals Morgenmäntel anzuziehen. Pearls Brille war die halbe Nasenlänge hinabgerutscht, und er maß Caleb mit derart konzentriertem Blick, dass dem Bibliothekar ein wenig mulmig zumute wurde. »Was ist denn?«, fügte Caleb verunsichert hinzu.

»Sie haben mich nicht zurückgerufen«, sagte Pearl mit tiefer Stimme und in beleidigtem Tonfall. »Ich dachte mir, ein persönlicher Besuch erinnert Sie vielleicht an mein Interesse am Psalm Book.«

»Ach so. Ja, versteh.«

Pearl schaute rundum. »Einen Parkplatz halte ich schwerlich für den geeigneten Ort, um ein Gespräch über eines der bedeutendsten Bücher der Welt zu führen.«

Tief atmete Caleb ein. »Na klar, kommen Sie mit rauf.«

Mit dem Aufzug fuhren sie hinauf in die Etage, in der Caleb wohnte. In dem kleinen Wohnzimmer nahmen die beiden Männer einander gegenüber Platz.

»Ich hatte Sorge, Sie könnten sich entschlossen haben, mit dem Psalm Book direkt zu Sotheby's oder Christie's zu gehen.«

»Nein, davon kann keine Rede sein. Nachdem Sie in Jonathans Haus waren, bin ich noch nicht einmal wieder dort

gewesen. Ich habe nicht zurückgerufen, weil ich noch nachdenke.«

Diese Auskunft erleichterte Pearl offenbar sehr. »Zumindest sollten wir nicht darauf verzichten, Untersuchungen zu veranlassen, um die Echtheit des Psalm Books zu überprüfen. Ich kenne mehrere Firmen mit makelloser Reputation, die so etwas leisten können. Und ich sehe keinen Grund zum Warten.«

»Tjaaa ...«, sagte Caleb zögerlich.

»Je länger Sie sich zieren, umso geringer wird die Aussicht, dass Sie den Zeitpunkt bestimmen dürfen, an dem die Öffentlichkeit vom zwölften Psalm Book erfährt.«

»Wie ist denn das gemeint?«, fragte Caleb scharf und beugte sich vor.

»Ich bin mir nicht sicher, ob Sie sich über die volle Bedeutung dieser Entdeckung im Klaren sind, Shaw.«

»Oh, ich bin mir über die Bedeutung vollständig im Klaren.«

»Ich will sagen, dass es undichte Stellen geben könnte.«

»Wieso? Ich habe noch niemanden informiert.«

»Und Ihre Freunde?«

»Sie sind absolut vertrauenswürdig.«

»Ach ja? Nun, verzeihen Sie mir, wenn ich in dieser Hinsicht weniger zuversichtlich bin als Sie. Falls etwas durchsickert, könnte es sein, dass Leute Anschuldigungen erheben. Jonathans Ruf könnte beträchtlich leiden.«

»Was für Anschuldigungen?«

»Um Himmels willen, Mann, muss ich es denn wirklich aussprechen? Anschuldigungen, das Buch wäre vielleicht gestohlen worden.«

Sofort kam Caleb seine eigene Theorie in den Sinn, das Psalm Book der Kongressbibliothek könnte eine Fälschung sein. »Gestohlen?«, wiederholte er dennoch so ernst, wie er es konnte. »Wer würde so etwas von ihm glauben?«

Pearl holte tief Atem. »In der langen und ruhmvollen

Geschichte des Büchersammelns hat noch nie ein Eigentümer eines dieser Schätze verheimlicht, ihn zu besitzen. Bis jetzt.«

»Deswegen halten Sie es für möglich, dass Jonathan das Buch gestohlen hat? Das ist lächerlich. Er war so wenig ein Dieb, wie ich einer bin.« In Gedanken fügte er hinzu: Hoffentlich habe ich jetzt die Wahrheit gesagt.

»Aber er könnte das Buch von jemandem erworben haben, der es gestohlen hat. Vielleicht unwissentlich, vielleicht nicht. Es wäre vorstellbar, dass er zumindest einen Verdacht hatte, und das könnte die Erklärung dafür sein, warum er den Besitz verschwiegen hat.«

»Und wo soll das Buch entwendet worden sein? Sie haben doch gesagt, Sie hätten überall dort, wo es ein Psalm Book gibt, Erkundigungen eingezogen.«

»Herje, was für eine Antwort erwarten Sie denn darauf?«, entgegnete Pearl schroff. »Glauben Sie, jemand gibt es zu, wenn ihm das Psalm Book geklaut wird? Und vielleicht ist es bisher gar nicht aufgefallen. Wenn nun statt des echten Exemplars eine geniale Fälschung zurückgelassen worden ist? Es ist doch nicht so, dass solche Institutionen ihre literarischen Schätze jeden Tag auf Echtheit prüfen. Haben Sie zu dem Buch irgendwelche Belege gefunden? Eine Rechnung? Irgendetwas, das seine Herkunft klärt?«

»Nein«, gestand Caleb. Ihm sank der Mut. »Allerdings habe ich auch nicht Jonathans private Papiere durchgesehen. Meine Arbeit beschränkt sich auf die Büchersammlung.«

»Nein, Ihre Tätigkeit erstreckt sich auf alles, was mit seiner Sammlung zusammenhängt. Denken Sie etwa, Christie's oder Sotheby's würden ein Psalm Book versteigern, ohne sich vorher von der zweifelsfreien Echtheit des Buchs und der legalen Rechtmäßigkeit der Nachlassverwaltung zu überzeugen, die das Buch zur Auktion veräußern will?«

»Selbstverständlich ist mir bewusst, dass man solche Nachweise fordern wird.«

»Also wirklich, Shaw, an Ihrer Stelle würde ich mich un-

verzüglich um die Bereitstellung solcher Nachweise bemühen. Finden Sie keine, entsteht eindeutig der Eindruck, dass Jonathan auf nicht nachvollziehbare Weise an das Buch gelangt ist. Und auf dem Gebiet der antiquarischen Bücher heißt das nichts anderes, als dass er es selbst gestohlen oder wissentlich von einem Dieb erworben hat.«

»Möglicherweise kann ich seinen Anwalt um Erlaubnis ersuchen, seine Privatunterlagen durchschauen zu dürfen. Oder das Anwaltsbüro kann danach suchen, wenn ich erkläre, worum es geht.«

»Dann wird man den Grund erfahren wollen. Und wenn Sie ihn nennen, gleitet Ihnen die Situation aus der Hand.«

»Sie erwarten, dass ich alles selbst durchkrame?«

»Ja. Sie sind sein literarischer Nachlassverwalter, also verhalten Sie sich entsprechend.«

»So lasse ich ungern mit mir reden«, sagte Caleb verärgert.

»Steht Ihnen nicht ein gewisser Prozentsatz vom Ertrag der Auktion zu?«

»Diese Frage muss ich nicht beantworten«, erwiderte Caleb.

»Ich fasse das als ein Ja auf. Sehen Sie mal, wenn Sie dieses Psalm Book ohne felsenfesten Beweis, dass DeHaven es auf legalem Weg in seinen Besitz gebracht hat, zu versteigern versuchen, und nachträglich stellt sich heraus, es war nicht so, geht nicht nur sein Ansehen den Bach hinunter, oder? Sobald es sich um viel Geld dreht, unterstellen die Leute immer das Schlimmste.«

Caleb schwieg, während er diese Argumente auf sich wirken ließ. So geschmacklos er Pearls Äußerungen auch empfand – wo der Mann recht hatte, hatte er recht. Sich vorzustellen, dass die Reputation seines Freundes nach einem solchen Debakel Schiffbruch erleiden würde, war übel genug, aber noch weniger behagte Caleb die Aussicht, mit ihm gemeinsam desavouiert zu werden.

»Nun ja, dann werde ich wohl Jonathans Sachen mal in

seinem Haus durchsehen müssen.«

»Erledigen Sie das noch heute?«

»Es ist schon spät.«

»Aber morgen?«

»Ja.«

»Also gut. Lassen Sie mich bitte wissen, was Sie finden. Oder auch nicht.«

Nachdem Pearl gegangen war, schenkte Caleb sich ein Glas Sherry ein und nippte daran, während er eine Schüssel fettiger Kartoffelchips aß, seine Lieblingsnascherei. Er fühlte sich zu sehr unter Druck, um an vernünftige Ernährung zu denken. Unterdessen streifte sein Blick die eigene kleine Büchersammlung, die er in einem Regal stehen hatte.

Wer hätte gedacht, dass Büchersammeln so kompliziert werden kann?

## KAPITEL 42

Sehr früh am nächsten Morgen erschien Reuben bei Stone und erzählte, dass in der vergangenen Nacht bei Behan »nichts los« gewesen war; damit wiederholte er eigentlich nur, was er schon am vorherigen Morgen hatte sagen müssen.

»Nichts?«, fragte Stone skeptisch.

»Nichts im Schlafzimmer, wenn du das meinst. Ich habe gesehen, dass Behan und seine Frau gegen Mitternacht nach Hause kamen. Aber dieses Schlafzimmer benutzen sie anscheinend nicht, da ging nämlich kein Licht an. Vielleicht ist es für Stripperinnen reserviert.«

»Ist dir sonst irgendwas aufgefallen? Der weiße Lieferwagen vielleicht?«

»Nein. Und ich glaube, ich bin an beiden Abenden rein- und rausgelangt, ohne gesehen zu werden. An der Rückseite des Hauses verläuft eine drei Meter hohe Hecke. Auch die Hintertür hat für die Alarmanlage ein Tastenfeld – es war alles ziemlich einfach.«

»Und du hast ganz bestimmt nichts bemerkt, das uns weiterhelfen könnte?«

Reuben wirkte unsicher. »Vielleicht war es ja nichts, aber ungefähr um ein Uhr morgens hatte ich den Eindruck, im Haus gegenüber hinter einem Fenster irgendwas blinken zu sehen.«

»Kann sein, dass jemand aufgestanden ist.«

»Das ist es ja eben, es macht nicht den Eindruck, als ob dort jemand wohnt. Kein Auto, keine Mülltonnen vor dem Haus. Heute kommt aber die Müllabfuhr, denn sämtliche Nachbarn haben die Tonnen gestern Abend rausgestellt.«

Erstaunt sah Stone ihn an. »Interessant. Könnte das Blinken von einer Optik stammen?«

»Von einem Gewehr, meinst du? Glaub ich nicht. Aber vielleicht von einem Fernglas.«

»Dann behalte dieses Haus auch im Auge. Hast du den Anruf bei der Polizei erledigt?«

»Ja, an einem Münztelefon, so wie du gesagt hast. Aber die Frau, mit der ich verbunden war, hat mich angeschnauzt, ich solle die Polizei nicht mit Blödsinn belästigen. Das hat mir wenig Optimismus eingeflößt.«

»Na schön. Dann komm morgen früh wieder herein.«

»Und wann soll ich schlafen, Oliver? Ich war die ganze Nacht wach und muss jetzt zum Malochen in den Hafen.«

»Wann hast du Feierabend?«

»Um vierzehn Uhr.«

»Dann perrn dich am Nachmittag aus. Du brauchst ja nicht vor zweiundzwanzig Uhr in DeHavens Haus zu sein.«

»Vielen Dank. Kann ich mir wenigstens was zu essen aus seinem Kühlschrank nehmen?«

»Ja, wenn du es ersetzt.«

Reuben prustete. »Also wirklich, in einer Villa zu wohnen ist auch nicht mehr, was es mal war.«

»Da siehst du, dass du nichts versäumt hast.«

»Und was treiben Eure Hoheit, während ich mich bei Tag und Nacht abrackere?«

»Die Hoheit ist noch immer am Nachdenken.«

»Hast du was von Susan gehört?«, erkundigte Reuben sich hoffnungsvoll.

»Kein Wort.«

Eine halbe Stunde später arbeitete Stone auf dem Friedhof, als am Eingangstor ein Taxi vorfuhr und Milton ausstieg. Stone richtete sich auf und wischte sich die Hände ab. Er und Milton gingen ins Haus. Während Stone ihnen Limonade einschenkte, klappte Milton sein Notebook auf und öffnete einen Schnellhefter.

»Ich habe über Cornelius Behan und Robert Bradley jede Menge herausgefunden«, sagte Milton. »Nur weiß ich nicht, ob es uns hilft.«

Stone setzte sich an den Tisch und nahm den Schnellhefter zur Hand. Zwanzig Minuten später hob er den Blick von den Blättern. »Anscheinend waren Behan und Bradley keine Freunde.«

»Stimmt. Sie waren Feinde. Zwar hat Behans Konzern zwei große Regierungsaufträge an Land gezogen, aber drei andere Projekte hat Bradley ihm vermasselt, teils durch Verbreiten des Verdachts, Behan betreibe aktive Bestechung. Ich hab's von zwei Regierungsmitarbeitern erfahren, die ich kenne. Natürlich würden sie es nicht öffentlich wiederholen, aber es stand weitgehend fest, dass Bradley kaum eine Mühe gescheut hat, Behan ans Bein zu pinkeln. Und es war klar, dass er Behan für ein korruptes Individuum hielt. Das macht nicht den Eindruck, als hätten sie zu ein und demselben Spionagering gehört.«

»Nein. Es sei denn, es war alles nur Tarnung. Aber ich bin ganz Bradleys Meinung. Ich halte Behan auch für ein korruptes Individuum. Aber geht er so weit, auch zu morden? In DeHavens Fall würde ich diese Frage bejahen.«

»Dann könnte Behan auch Bradley beseitigt haben. Wenn der Mann seine Geschäfte störte, hatte er ein nachvollziehbares Motiv.«

»Wie wir inzwischen wissen«, sagte Stone, »ist DeHaven durch Kohlendioxydvergiftung gestorben, und der Tank mit dem tödlichen Gas kam aus einer Firma Behans. Caleb hat mich gestern angerufen und erzählt, dass er in dem Tresorraum hinter dem Belüftungsgitter nachgeguckt hat. In der Rückwand des Schachts ist ein kleines Bohrloch, das zum Aufhängen einer Kamera gedient haben kann. Und er hat erwähnt, dass die Schrauben des Gitters sich sehr leicht lösen ließen, so als wären sie vor kurzem schon einmal herausgeschraubt worden. Dass dort wirklich eine Kamera gehangen hat, lässt sich allerdings nicht beweisen.«

»Aber wenn Bradley und Behan keine Spießgesellen waren, sondern verfeindet gewesen sind, kann Jonathan die

beiden unmöglich zusammen in Behans Haus gesehen haben.  
Warum also Jonathan ermorden?«

Stone schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Milton.«

Als Milton gegangen war, machte Stone mit der Friedhofsarbeit weiter. Er holte einen Rasenmäher aus einem kleinen Geräteschuppen, warf ihn an und mähte ein Stück Rasen links vom Friedhofsgärtnerhäuschen. Als er fertig war, stellte er den Motor ab, drehte sich um und sah Susan vor dem Haus stehen. Sie beobachtete ihn. Sie hatte einen großen, knautschigen Hut auf dem Kopf, eine Sonnenbrille auf der Nase und trug über dem kurzen Kleid einen dreiviertellangen braunen Ledermantel. Am Friedhofstor parkte ihr Mietwagen.

Stone tupfte sich das Gesicht mit einem Tuch ab und rollte den Rasenmäher zum Vorgarten des Friedhofsgärtnerhäuschens, wo sie ihn erwartete. Sie nahm die Sonnenbrille ab.  
»Wie steht's, Oliver?«

Einige Augenblicke lang gab Stone keine Antwort. »Sie sehen aus, als wollten Sie verreisen.«

»Genau darum bin ich gekommen. Um Ihnen zu sagen, dass meine Planung sich geändert hat. Ich muss fort. Mein Flug geht in zwei Stunden. Ich kehre nicht zurück.«

»Wirklich?«

»Ja, wirklich«, antwortete sie mit fester Stimme.

»Na ja, ich kann es Ihnen nicht verübeln. Die Lage wird tatsächlich ein bisschen brenzlig.«

Sie forschte in seiner Miene. »Wenn Sie glauben, ich verschwinde, um mich zu drücken, haben Sie längst nicht so viel Durchblick, wie ich Ihnen zugetraut habe.«

Stone musterte sie. »Es muss jemand sehr Gefährliches hinter Ihnen her sein.«

»Sie kommen mir auch wie ein Mann vor, der sich gern Feinde zuzieht.«

»Eigentlich ziehe ich sie nicht an. Meistens finden sie irgendwie zu mir.«

»Da habe ich es weniger gut. Ich mache mir Feinde.«

»Sagen Sie den anderen auch Bescheid?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich dachte, das könnten Sie für mich erledigen.«

»Die Jungs werden enttäuscht sein, besonders Reuben. Und Milton hab ich seit Jahren nicht so fröhlich erlebt. Caleb wird natürlich nicht zugeben, dass er Sie gern in der Nähe hatte, aber er dürfte von allen am längsten schmollen.«

»Und Sie?«, fragte Annabelle, den Blick gesenkt.

Mit der Stiefelspitze schabte Stone Grasreste von den Rädern des Rasenmähers. »Sie haben auf jeden Fall ein paar bemerkenswerte Fähigkeiten.«

»Und Sie haben mich beim Taschendiebstahl erwischt. So was ist mir nicht mehr passiert, seit ich acht war.« In ihrem Blick stand eine stumme Frage.

»Sie waren bestimmt ein sehr vorwitziges Kind«, sagte Stone.

Sie schmunzelte kaum merklich. »Jedenfalls war es mir ein Vergnügen. Passen Sie auf sich auf. Vor allem, wenn Ihre Feinde zu Ihnen finden.« Sie wandte sich zum Gehen.

»Äh, Susan ... falls wir die Sache aufklären, sollen wir Sie dann kontaktieren, damit Sie Näheres über den Mord an Jonathan erfahren?«

Sie drehte sich ihm wieder zu. »Ich sollte die Vergangenheit lassen, wo sie ist: in der Vergangenheit.«

»Ich dachte, Sie wollten vielleicht Bescheid wissen. Wenn man einen geliebten Menschen auf eine solche Weise verliert, kommt man nie so richtig darüber hinweg.«

»Das hört sich an, als würden Sie aus Erfahrung sprechen.«

»Ich spreche über meine Frau. Es ist schon lange her.«

»Sind Sie geschieden?«

»Nein.«

»Bei mir war es anders. Unsere Ehe zu beenden war seine Entscheidung. Ich weiß gar nicht mehr so recht, warum ich gekommen bin.«

»Aha. Dann kann ich wohl das Foto zurückhaben?«

»Was?«, fragte sie verdutzt.

»Jonathans Foto. Ich möchte es wieder in sein Haus stellen.«

»Oh, ich ... Ich hab's nicht bei mir.«

»Na gut. Wenn Sie da sind, wohin Sie wollen, können Sie es mir ja schicken.«

»Sie sind viel zu vertrauensselig, Oliver. Nichts kann mich zwingen, es Ihnen zu schicken.«

»Das stimmt. Überhaupt nichts.«

Sie musterte ihn verwundert. »Sie sind einer der ungewöhnlichsten Menschen, denen ich je begegnet bin, und das will etwas heißen, das dürfen Sie mir glauben.«

»Sie sollten sich auf die Socken machen, sonst versäumen Sie Ihren Flug.«

Ihr Blick streifte die Grabsteine. »Sie sind hier von Tod umgeben. So was ist deprimierend. Denken Sie mal darüber nach, ob Sie nicht 'nen anderen Job machen wollen.«

»Sie sehen hier Tod und Trauer. Ich dagegen sehe die erfüllten Leben und die guten Taten vergangener Generationen, die das Dasein späterer Generationen beeinflusst haben.«

»Das ist eine für meinen Geschmack zu altruistische Sichtweise.«

»Genauso dachte ich früher auch.«

»Viel Glück.« Sie wandte sich ab und ging.

»Falls Sie mal einen Freund brauchen, wissen Sie, wo Sie mich finden.«

Für einen Augenblick verkrampten sich ihre Schultern. Dann war sie fort.

Stone stellte den Rasenmäher im Geräteschuppen ab und setzte sich auf die Veranda. Gelassen betrachtete er die Grabsteine, während kühler Wind aufkam.

## KAPITEL 43

Als ein Mann den Lesesaal betrat, stand Caleb auf und begrüßte ihn. »Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Roger Seagraves zeigte Caleb seinen Bibliotheksausweis, den jeder Bürger gegenüber im Madison Building gegen Vorlage eines Passes oder Führerscheins erhalten konnte, ob echt oder falsch. Der Name auf dem Bibliotheksausweis lautete William Foxworth, und das Foto auf der Karte zeigte ihren Inhaber. Diese Daten waren auch im Computersystem der Kongressbibliothek gespeichert.

Seagraves' Blick schweifte über die Lesetische, an denen ein paar Leute saßen. »Ich suche ein bestimmtes Buch.« Er nannte Caleb Autor und Titel.

»Gut. Haben Sie ein besonderes Interesse an diesem Gebiet?«

»Ich habe viele Interessen«, antwortete Seagraves. »Dieses Gebiet deckt nur eine meiner Neigungen ab.« Einen Moment lang musterte er Caleb, als überlegte er, was er sagen sollte. Tatsächlich jedoch hatte er seinen Auftritt sorgsam geplant und sich gründlich über Caleb informiert. »Ich sammle auch Bücher, stehe aber noch am Anfang. Kürzlich habe ich einige Werke der englischen Literatur erworben, die ich gern von einem Experten begutachten lassen möchte. Ich glaube, das hätte ich tun sollen, bevor ich sie gekauft habe, aber wie erwähnt, leider bin ich noch Anfänger. Vor einer Weile bin ich zu etwas Geld gekommen, und mein Bruder hat jahrelang in einer Bibliothek gearbeitet. Interesse an Büchern habe ich schon immer gehabt, aber jetzt merke ich, dass ernsthaftes Sammeln ein ganz anderes Kapitel ist.«

»Vollkommen richtig«, bestätigte Caleb. »Und es kann reichlich mühevoll sein. Aber es lohnt sich.« Diese Beteuerung hatte er hastig hinzugefügt. »Zufällig bin ich Fachmann für die englische Literatur des achtzehnten Jahr-

hunderts.«

»Das ist ja toll«, sagte Seagraves. »Anscheinend ist heute mein Glückstag.«

»Was für Bücher sind es, Mr. Foxworth?«

»Bitte nennen Sie mich Bill. Eine Erstausgabe Defoes.«

»*Robinson Crusoe? Oder Moll Flanders?*«

»*Moll Flanders*«, sagte Seagraves.

»Ausgezeichnet. Was noch?«

»Goldsmiths *The Life of Richard Nash*. Und einen Horace Walpole.«

»Das Schloss von *Otranto* aus dem Jahre 1765?«

»Ganz genau. Das Exemplar ist sogar in einigermaßen gutem Zustand.«

»Solche Erstausgaben sieht man eher selten. Ich will für Sie gern einen Blick darauf werfen. Wie Sie sich denken können, weichen die verschiedenen Ausgaben auf manche Weise voneinander ab. Und bisweilen kaufen Leute Exemplare, die sie für Erstausgaben halten, die aber in Wirklichkeit etwas völlig anderes sind. Selbst bei den besseren Händlern kann man gelegentlich reinfallen. Natürlich ohne dass dahinter ...«, auch diese Ergänzung machte er eilends, »... irgendeine Absicht stünde.«

»Ich könnte die Bände das nächste Mal mitbringen.«

»Das wäre keine so gute Idee, Bill, denn ohne vorherige Arrangements wäre es schwierig, sie durch den Sicherheitsdienst wieder nach draußen zu bringen, weil man Sie verdächtigen könnte, sie entwendet zu haben. Sie möchten doch sicherlich ungern festgenommen werden.«

Seagraves wurde blass. »Oje, daran habe ich gar nicht gedacht. Meine Güte, die Polizei! Mein Lebtag hab ich noch nicht mal ein Knöllchen gekriegt.«

»Beruhigen Sie sich, noch ist ja nichts passiert«, sagte Caleb leicht herablassend. »Die Welt der antiquarischen Bücher ist ... wie soll ich es ausdrücken ... manchmal ein bisschen abenteuerlich. Aber wenn Sie ernsthaft be-

absichtigen, Literatur des achtzehnten Jahrhunderts zu sammeln, müssen Sie sicherstellen, dass Sie eine repräsentative Auswahl zusammentragen. Autoren, die mir da spontan in den Sinn kommen, sind Jonathan Swift und Alexander Pope. Sie gelten als die literarischen Meister der ersten Jahrhunderthälfte. Henry Fieldings Tom Jones gehört natürlich dazu, auch David Hume, ein Tobias Smollet, Edward Gibbon, Fanny Burney, Ann Radcliffe und Edmund Burke. Es ist kein billiges Hobby.«

»Das sehe ich langsam auch«, meinte Seagraves kummervoll.

»Was anderes als Kronkorkensammeln, nicht wahr?« Caleb lachte über seinen kleinen Scherz. »Ach, und auf keinen Fall dürfen Sie den Großmeister der damaligen Ära vergessen, den literarischen Leuchtturm der zweiten Jahrhunderthälfte, Mr. Samuel Johnson. Diese Aufzählung ist längst nicht vollständig, aber man kann damit einen guten Einstieg hinkriegen.«

»Offenbar kennen Sie sich mit der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts bestens aus.«

»Das sollte man wohl von mir erwarten dürfen, schließlich habe ich das Fach studiert. Was die Beurteilung Ihrer Bücher angeht: Wir können uns zu diesem Zweck irgendwo treffen. Rufen Sie mich einfach an.« Caleb langte in die Tasche und reichte Seagraves eine Visitenkarte mit seiner Dienstrufnummer. Dann klopfte er Seagraves wohlwollend auf den Rücken. »Und nun hole ich Ihnen das Buch.«

Kurz darauf legte Caleb ihm das Buch vor. »So. Viel Vergnügen.«

Seagraves sah Caleb an und lächelte. Oh, ich werde ganz bestimmt mein Vergnügen haben, Mr. Shaw. Ganz bestimmt.

Caleb verabredete sich mit Reuben, und nach Calebs Feierabend fuhren sie zu DeHavens Haus. Sie suchten zwei Stunden lang. Für sämtliche anderen Bücher der Sammlung

fanden sie im Schreibtisch Rechnungen und Quittungen, aber keinen Beweis dafür, dass der ermordete Bibliothekar das Psalm Book rechtmäßig erworben hätte.

Anschließend fuhr Caleb mit dem Aufzug hinunter zum Panzergewölbe. Er musste überprüfen, ob das dort vorhandene Exemplar möglicherweise den Geheimcode der Kongressbibliothek aufwies. Falls es so war, konnte es keinen Zweifel daran geben, dass Jonathan den Band gestohlen hatte.

Doch Caleb brachte es nicht übers Herz, das Panzergewölbe zu betreten. Wenn er den Code nun wirklich entdeckte? Diese Aussicht überforderte ihn. So tat Caleb, was er von Natur aus immer tat, wenn er unter Druck geriet: Er zog sich zurück. Das Exemplar, tröstete er sich, musste einfach sauberer Herkunft sein.

»Ich begreife diese Unklarheiten nicht«, sagte Caleb zu Reuben. »Jonathan war doch ein ehrlicher Mensch.«

Reuben hob die Schultern. »Gewiss, aber du hast ja selbst erwähnt, dass diese Sammelei zur Manie werden kann. Und so ein Buch könnte ihn dazu verleitet haben, ausnahmsweise ein krummes Ding zu drehen. Das würde erklären, wieso er es geheim gehalten hat.«

»Aber es musste doch irgendwann auffliegen«, sagte Caleb. »Er war ja nicht unsterblich.«

»Offensichtlich hat er mit seinem plötzlichen Ableben nicht gerechnet. Vielleicht hatte er irgendwelche Pläne mit dem Buch, fand aber keine Gelegenheit mehr, sie durchzuführen.«

»Wie soll ich ein Buch versteigern lassen, für das er keinen Nachweis rechtmäßiger Eigentümerschaft hinterlassen hat?«

»Caleb, ich weiß, er war dein Freund«, sagte Reuben halblaut, »aber irgendwann muss die Wahrheit wohl ans Licht kommen.«

»Es wird einen Skandal geben.«

»Ich sehe keine Möglichkeit, wie sich das vermeiden ließe. Achte einfach darauf, dass du nicht auch in den Abgrund ge-

rissen wirst.«

»Wahrscheinlich hast du recht, Reuben. Vielen Dank für deine Hilfe. Bleibst du hier?«

Reuben schaute auf die Armbanduhr. »Es ist noch ein bisschen zu früh. Ich halte es für besser, wir gehen zusammen, und ich schleiche mich dann später wieder ins Haus. Wenigstens konnte ich am Nachmittag ein bisschen schlafen.«

Gemeinsam verließen die beiden Männer das Haus. Drei Stunden später, kurz vor dreiundzwanzig Uhr, kehrte Reuben durch die Hintertür ins Haus zurück. Er aß in der Küche eine Kleinigkeit; dann stieg er erneut auf den Dachboden.

Von dort aus hatte er nicht nur Einblick in Cornelius Behans »Erotikzimmer«, sondern durch ein anderes bogenförmiges Bleiglasfenster auch Ausblick auf die Good Fellow Street. Reuben beobachtete abwechselnd Behans Villa durch das Fernrohr und das Haus gegenüber durch ein eigens mitgebrachtes Fernglas.

Als gegen ein Uhr morgens vor Behans Haus ein Auto vorfuhr, schenkte Reuben ihm seine volle Aufmerksamkeit. Dem grünen Cadillac SUV entstiegen Behan, eine junge Frau in langem Ledermantel und zwei Leibwächter. Alle gingen ins Haus. Seine Gattin musste fort sein, folgerte Reuben, als er sich am Fernrohr positionierte, um das weitere Geschehen im Auge zu behalten.

Lange musste er nicht warten. Im Schlafzimmer wurde die Beleuchtung eingeschaltet, und herein kamen der Rüstungsindustrielle und seine Schöne der Nacht.

Behan setzte sich in einen Sessel und klatschte in die Hände, und die junge Dame nahm unverzüglich Aktivitäten auf. Knopf um Knopf öffnete sie den Ledermantel. Als sie ihn auseinanderbreitete, entfuhr Reuben ein Aufkeuchen, obwohl er geahnt hatte, was kam. Durchs Fernrohr sah er beinlange Netzstrümpfe, einen Spitzen-BH und ein bloß aus ein paar Streifen Stoff bestehendes Höschen. Ruben gab einen lang gezogenen Seufzer der Begeisterung von sich.

Einen Moment später gewahrte er durch das Fenster zur Straße ein rotes Aufleuchten. Er blickte hinüber. In dem Glauben, das Bremslicht eines vorbeifahrenden Autos hätte ihn abgelenkt, zuckte er mit den Schultern und spähte wieder durchs Fernrohr. Inzwischen hatte die junge Frau den BH auf den Fußboden geworfen und streifte langsam die Strümpfe von den langen Beinen, während ihr chirurgisch vergrößerter Busen auf den flachen Leib baumelte.

Was braucht es Natur, wenn es Silikon gibt, dachte Reuben und seufzte noch einmal bewundernd. Leuchtend roter Glanz erregte seine Aufmerksamkeit, sodass er den Blick erneut auf das andere Bleiglasfenster richtete. Das konnte kein Bremslicht sein. Er eilte zum Fenster, erhielt wieder Ausblick auf das Haus gegenüber und schnappte nach Luft: Die ganze verdammte Bude stand in Flammen! Angespannt lauschte Reuben. Hört er Sirenen? Hatte jemand schon die Feuerwehr alarmiert?

Ihm blieben Antworten auf diese Fragen verwehrt. Hinterrücks traf ihn ein Hieb, und er brach zusammen. An Reubens ausgestreckter Gestalt vorbei schlich Roger Seagraves zu dem Bleiglasfenster, durch das er sogar ohne Fernrohr erkennen konnte, dass die junge Dame sich mittlerweile vollends entkleidet hatte und sich mit schelmischem Lächeln langsam vor den zweifellos überglücklichen Cornelius Behan kniete.

Sein Glück sollte nicht lange währen.

Als Reuben die Besinnung wiedererlangte, wusste er zuerst nicht, wo er sich befand. Langsam setzte er sich auf und wartete, bis er die Umgebung wiedererkannte. Er befand sich noch auf dem Dachboden. Auf wackeligen Beinen erhob er sich. Dann fiel ihm ein, was sich zugetragen hatte. Er schnappte sich ein altes Brett, um eine Waffe zu haben, während er sich auf dem Dachboden umschaute. Aber außer ihm war niemand mehr da; er war völlig allein. Doch ohne jeden Zweifel hatte irgendwer ihm einen hinlänglich kräftigen

Schlag auf den Kopf versetzt, um ihm das Bewusstsein zu rauben.

Er hörte Lärm auf der Straße und schaute zum Fenster hinaus. Unten standen Feuerwehrfahrzeuge aufgereiht, deren Mannschaften den Brand löschten. Außerdem sah Reuben mehrere Polizeiautos auf und ab fahren.

Er rieb sich den Hinterkopf und blickte hinüber zu Behans Villa. Die komplette Beleuchtung war eingeschaltet. Als er Polizisten ins Gebäude gehen sah, wurde Reuben flau in der Magengegend. Er wankte durch den Dachboden und spähte durchs Fernrohr. Im Schlafzimmer war noch Licht, doch inzwischen herrschte dort eine ganz andere Art der Geschäftigkeit.

Cornelius Behan, noch vollständig bekleidet, lag mit dem Gesicht auf dem Fußboden. In seinem Hinterkopf klaffte ein Loch, und Blut hatte sein Haar noch roter als zuvor gefärbt. Die junge Frau saß mit dem Rücken ans Bett gelehnt. Reuben sah karmesinrote Spritzer in ihrem Gesicht und auf dem Busen. Offenbar hatte auch sie einen Kopfschuss erhalten. Es wimmelte von uniformierten Polizisten und Beamten in Zivil.

Mein Güte, wie lange bin ich ohnmächtig gewesen?, fragte sich Reuben. Doch was er als Nächstes sah, trieb ihm jeden anderen Gedanken aus.

Das Schlafzimmer-Oberlicht hatte zwei Einschusslöcher; und das Bleiglasfenster, durch das Reuben blickte, wies zwei genau passende Durchschüsse auf. »Ach du Scheiße«, rief Reuben und rannte zur Tür, stolperte und stürzte. Als er um sich griff, um sich abzufangen, bekam seine Faust etwas zu fassen. Und als er sich aufrichtete, hielt er ein Gewehr in der Hand – offenbar die Waffe, die soeben benutzt worden war, um zwei Menschen ins Jenseits zu befördern.

Sofort ließ Reuben das Gewehr fallen und stürmte die Stiege hinunter, indem er jeweils zwei Stufen auf einmal hinabsprang. Als er durch die Küche rannte und dort seine Essensreste stehen sah, begriff er, dass überall im Haus seine

Fingerabdrücke zu finden waren, doch deswegen durfte er sich jetzt nicht den Kopf zermartern. Er eilte zur Hintertür hinaus.

Ein Lichtkegel traf ihn mitten ins Gesicht, und er riss die Hand hoch, um die Augen zu schützen.

»Stehen bleiben!«, schnauzte eine Stimme ihn an.  
»Polizei!«

## Kapitel 44

»Ich habe ihm einen Anwalt besorgt«, sagte Caleb. »Einen jungen Juristen, der noch keine hohen Honorare fordert. Aber was er draufhat, weiß ich nicht. Ich habe eine Notlüge aufgetischt und behauptet, ich hätte Reuben mit der Bewachung der Büchersammlung beauftragt, und deshalb hätte er den Schlüssel gehabt und den Zahlencode der Alarmanlage gekannt. Diese Aussage habe ich auch bei der Polizei gemacht. Ich habe ihr auch Jonathans Anwalt genannt, sodass sie sich davon überzeugen kann, dass ich sein literarischer Nachlassverwalter bin.«

Milton und Caleb saßen mit Stone in seinem Friedhofs-gärtnerhäuschen. Die bestürzende Neuigkeit, dass man Reuben unter dem Verdacht verhaftet hatte, Cornelius Behan und seine Gespielin ermordet zu haben, rief bei den Freunden düstere Mienen hervor.

»Ob er auf Kaution freikommt?«, fragte Milton.

Stone schüttelte den Kopf. »Angesichts der persönlichen Situation Reubens und der Umstände dieses Falles bezweifle ich es. Aber vielleicht zieht man Calebs Aussage in Betracht und gibt den Verdacht auf.«

»Heute früh habe ich kurz mit Reuben gesprochen«, erzählte Caleb. »Er sagte, er hätte Behans Haus beobachtet, da wäre er mit einem Schlag auf den Kopf ins Reich der Träume geschickt worden. Als er zu sich kam, sah er, dass Behan und die Frau tot waren. Als er aus dem Haus lief, hat die Polizei ihn gestellt.«

»Dass Behan mitsamt nackter Gespielin tot in dem Schlafzimmer lag, ist natürlich ein gefundenes Fressen für die Presse«, meinte Milton. »Mrs. Behan«, fügte er hinzu, »war anscheinend über Nacht in New York.«

»Wir müssen unbedingt den wahren Mörder aufspüren«, stellte Stone fest.

»Und wie wollen wir das machen?«, fragte Milton.

»Indem wir unsere Nachforschungen weiterführen.« Stone warf Caleb einen strengen Blick zu. »Wir müssen uns die Überwachungsvideos der Bibliothek ansehen.«

»Susan hat versprochen, mir zu helfen. Aber ich habe nichts mehr von ihr gehört.«

»Dann schlage ich vor, du denkst dir selbst etwas aus.« Caleb wirkte verdutzt, verzichtete jedoch auf Widerspruch.

»Ich bin der Ansicht, wir müssen inzwischen davon ausgehen, dass Behan und Bradley keine Freunde waren. Ursprünglich dachte ich, Behan hätte Bradley umbringen lassen, und ich will es auch jetzt noch nicht völlig ausschließen, aber allemal erhebt sich die Frage: Wer hat Behan ermordet, und warum?«

»Vielleicht aus Rache für den Mord an Bradley?«, spekulierte Milton.

»Dann müssten wir aus diesem Blickwinkel nach Verdächtigen suchen.« Stone heftete den Blick auf Milton. »Ich müsste mich unter Bradleys früheren Mitarbeitern, bekannten Gesinnungsgenossen, möglichen Freunden beim Militär oder in Geheimdiensten umschauen, die die Fähigkeit oder die Möglichkeit gehabt haben könnten, Behan zu liquidieren.«

Milton nickte. »Es gibt ja eine Art Nomenklatur, die bei so etwas nützlich sein kann. Über Leute beim Militär und in Geheimdiensten was zu erfahren dürfte allerdings länger dauern.«

»Wer Behan umgebracht hat, wusste genau, dass Reuben sich in DeHavens Haus aufhält, und hat es sorgfältig geplant, ihm die Tat anzuhängen. Das bedeutet, die Hintermänner haben DeHavens Haus und Behans Villa ebenfalls beobachtet.«

»Sprichst du von den Leuten im Haus gegenüber, die Reuben erwähnt hat?«, fragte Caleb.

Erneut schüttelte Stone den Kopf. »Nein. Das Feuer ist wahrscheinlich von einem Komplizen des Mörders gelegt worden. Sie müssen gewusst haben, dass dort ein Be-

obachtungsposten ist. Der Brand war ein Ablenkungsmanöver, um sich die Gelegenheit zu verschaffen, in DeHavens Haus einzudringen, Behan abzuknallen und sich aus dem Staub zu machen.«

»Ganz schön gerissen«, meinte Caleb.

»Ich statte Reuben heute einen Besuch ab«, sagte Stone.

»Wird man nicht verlangen, dass du einen Ausweis oder so was vorlegst, Oliver?«, fragte Milton.

»Fragen können sie danach, aber das letzte Mal, als ich in so einer Verlegenheit war, galt es noch nicht als Verbrechen, keinen Ausweis dabeizuhaben.«

»Ich wette, Susan kann dir einen besorgen«, meinte Milton.

»Sie hatte FBI-Ausweise in der Tasche, die vollkommen echt aussahen.«

»Wo steckt denn unsere unerschrockene Kollegin?«, fragte Caleb.

»Sie verfolgt andere Pläne«, gab Stone zur Antwort.

Jerry Bagger saß in seinem Büro, den Ausdruck einer eingestandenen Niederlage auf dem Gesicht – eine Miene, die man bei ihm nur ganz selten sah. Bis in den hintersten Winkel der Halb- und Unterwelt waren diskret Fotos Annabelles und Leos zirkuliert, doch niemand hatte sie identifizieren können. In Anbetracht der Tatsache, dass es von beiden kein einziges scharfes Foto gab, konnte dieser Misserfolg kaum überraschen. Es hatte den Anschein, als hätten sie genau gewusst, wo sich die Überwachungskameras befanden. Und obwohl Bagers Leute ihr Bestes getan hatten, um es zu verhindern, war der Schwindel, dem er zum Opfer gefallen war, in Teilen und Bruchstücken durchgesickert, was die Sache vermutlich schlimmer machte, als wäre die volle Wahrheit bekannt geworden, denn es ließ Raum für Spekulationen. Auf jeden Fall war der Kasinokönig zur Lachnummer geworden. Umso stärker stachelte es seinen Wunsch an, das Paar aufzuspüren, es durch eine Säge zu schieben und seine letzten grässlichen

Momente auf Erden auf Video festzuhalten.

Ihre Hotelzimmer waren überprüft worden, aber man hatte keinen einzigen Fingerabdruck entdeckt. Sämtliche Gläser, die die Frau und ihr Begleiter benutzt hatten, waren längst in der Spülmaschine gewesen. Das Handy, das sie gegen die Wand geworfen hatte, war in einen Container entsorgt worden und lag jetzt auf einer Abfallhalde in irgendeinem Bundesstaat, in den Jersey seinen Müll verfrachtete. Die viertägige Frist hatte ihre Fährte verwischt. Und Bagger selbst war es gewesen, der die Verlängerung der vorherigen Frist vorschlagen hatte. Letztendlich hatte er sich selbst aufs Kreuz gelegt.

Und genau das hatte die Schlampe von Anfang an geplant, dachte er zornbebend. Sie hatte ihm die Schaufel in die Hand gedrückt, sich das eigene Grab zu graben!

Bagger stand auf und ging zur Fensterfront. Stets hatte er sich etwas darauf eingebildet, Betrügereien zu wittern, ehe sie ihm Schaden zufügen konnten. Diesmal jedoch war der Schwindel direkt gegen ihn persönlich gerichtet gewesen, während es zuvor immer das Kasino hatte treffen sollen. Mit kleineren Gaunereien hatte man beim Würfeln, beim Blackjack und an den Roulettetischen Knete abzuzocken versucht. Dieser Coup hingegen war von langer Hand koordiniert worden – durch eine Frau, die genau gewusst hatte, was sie trieb, und dafür jedes Mittel eingesetzt hatte, auch das älteste und wirksamste von allen: Sex.

Doch sie war verdammt überzeugend gewesen. Immer wieder ging Bagger in Gedanken das Spielchen durch, das sie mit ihm getrieben hatte. Es war ihr gelungen, jedes Mal im richtigen Augenblick das Richtige zu tun. Sie hatte ihm eingeredet, für die Regierung tätig zu sein. Und in Zeiten wie diesen, da die Regierung in den unglaublichesten Scheiß verwickelt war, fiel es schwer, auch die wildeste Geschichte anzuzweifeln.

Bagger starnte zum Fenster hinaus, und seine Gedanken

kehrten zu dem Telefonat zurück, in dessen Verlauf sie ihm eine Unterredung vorgeschlagen hatte, nachdem seine Gorillas von ihr beim Beschatten ertappt worden waren. Er hatte gelogen und behauptet, das Büro schon verlassen zu haben und auf der Fahrt aus der Stadt zu sein. Darauf war ihm unumwunden vorgehalten worden, dass er sich sehr wohl noch im Büro aufhielt. In dem Moment hatte er geglaubt, sie wäre echt, er würde tatsächlich von Regierungsagenten beobachtet. Beobachtet!

Bagger betrachtete das Hotel auf der anderen Straßenseite. Ebenso wie sein Kasinogebäude hatte es dreiundzwanzig Etagen. Das hieß, da drüben befand sich eine Fensterfront in der gleichen Höhe wie sein Büro ...

Verdammtd, das war des Rätsels Lösung!

Bagger rief nach seinem Sicherheitschef.

Nach kurzem Gezänk, einer rüden Befragung und zuletzt einem Anruf bei Reubens Anwalt durfte Oliver Stone seinen Freund in der Zelle besuchen. Als die Tür hinter ihm zukrachte, zuckte Stone ein wenig zusammen. Er hatte schon im Knast gesessen, aber nicht in einem amerikanischen Gefängnis. Nein, falsch, berichtigte er sich. Seine kürzliche Folterung hatte ohne Zweifel auf amerikanischem Boden und durch amerikanischer Mitbürger stattgefunden.

Da sie davon ausgehen mussten, dass man ihre Unterhaltung aufzeichnete, sprachen Stone und Reuben im Flüsterton und beschränkten sich auf wenige Worte. Zudem tappte Stone mit dem Fuß auf den Betonboden.

Reuben fiel es sofort auf. »Glaubst du, das Geräusch verdirbt ihnen die elektronische Aufzeichnung?«, raunte er mit skeptischem Blick.

»Eigentlich nicht, aber es gibt mir ein besseres Gefühl.«

Reuben lächelte und tappte gleichfalls mit dem Fuß. »Das Feuer?«, murmelte er.

»Ja, weiß ich«, nuschelte Stone. »Alles klar?«

»Nur eine Beule. Mein Anwalt greift sie zur Verteidigung auf.«

»Finger auf der Waffe?«

»Zufälliger Kontakt.«

»Caleb hat den Bullen erklärt, du hast Bücher bewacht.« Reuben nickte. »Sonst was?«

Reuben schüttelte den Kopf. »Nur Erotik. Ich hab nix gehabt.«

»Sag so aus, wie du's weißt.«

»Zusammenhänge?«

Stone nickte kaum merklich. »Brauchst du was?«

»Ja, Johnnie Cochran, den guten alten Staranwalt. Zu schade, dass er jetzt beim himmlischen Schwurgericht arbeitet.« Reuben schwieg. »Susan?«

Stone zögerte. »Beschäftigt.«

Als Stone wenig später das Gebäude verließ, bemerkte er, dass zwei Männer, offensichtlich Zivilbeamte, ihn in diskretem Abstand beschatteten.

»Ihr dürft mir ruhig ein Weilchen hinterherlaufen«, murmelte er. Er dachte schon an die nächste Person, mit der er sprechen musste.

## KAPITEL 45

Roger Seagraves las die Meldung an seinem Arbeitsplatz am Computer. Der Mordverdächtige war als Reuben Rhodes identifiziert worden, Ex-Soldat und Ex-Agent des militärischen Geheimdienstes mit Alkoholproblemen, der im Laufe der Jahre sämtliche Brücken hinter sich verbrannt hatte. Heute arbeitete er im D. C. in einem Frachthafen und hauste in der Pampa Nordvirginias in einer elenden Hütte. Schon seit langem sei Rhodes, deutete der Bericht unmissverständlich an, eine lebende Zeitbombe gewesen. Jetzt hätte dieser ver-spätete Kriegsgegner einen Mann getötet, der ein Vermögen einheimste, indem er die tödlichen Spielzeuge lieferte, die jede Armee zum Kämpfen brauchte. Alles war zu schön, um wahr zu sein.

Als Seagraves den großen Kerl zum ersten Mal in De-Havens Haus hatte schleichen sehen, wusste er nicht, was er davon halten sollte. Erst hatte er vermutet, dass er ein Einbrecher war, doch die Alarmanlage ging nicht los, und am frühen Morgen hatte der Mann das Haus mit leeren Händen verlassen. Als er am nächsten Abend wiederkam, hatte Seagraves eine großartige Gelegenheit gewittert, einen bequemen Puffer zwischen sich und die Polizei zu schieben.

Er leistete seine Arbeitsstunden für die Regierung ab und machte sein Büro pünktlich dicht. Danach gehörte alle Zeit ihm. Seagraves musste noch ein kleines Informationspaket abholen. Dieses Mal konnte das Treffen nicht so nett verlaufen wie die Zusammenkunft mit der Frau von der NSA, aber man konnte ja nicht bei allen Geschäften das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Es war von höchster Wichtigkeit, dafür zu sorgen, dass seine Informanten zufrieden und verlässlich blieben, und gleichzeitig sicherzustellen, dass kein Verdacht auf sie fiel. Zum Glück hatte er dank seiner Position bei der CIA inoffiziellen Einblick in manche der Er-

mittlungen, die man gegen heimische Spionageringe betrieb. Zwar traf es zu, dass bei solchen Vorgängen auch das FBI eine große Rolle spielte, zu dem er kaum Beziehungen hatte, doch es war allemal vorteilhaft, zumindest zu wissen, für welche Personen seine Agency sich »interessierte«.

Es sprach für seine Geschicklichkeit, dass noch nie ein Finger auf ihn gezeigt hatte. Anscheinend konnte die CIA nicht glauben, dass einer ihrer einstigen Liquidatoren sich einmal selbstständig machte. Bildete man sich wirklich ein, dass es auf der Welt so zuging? Falls ja, dann fürchtete er für die Sicherheit der USA, wenn der führende Geheimdienst der Nation sich so leicht täuschte. Aber schließlich war da Aldrich Ames gewesen. Doch Seagraves war ein ganz anderer Mensch als dieser Spion.

Auf Befehl seiner Regierung hatte Seagraves Menschen getötet. Darum galten die normalen Spielregeln des Daseins – die Parameter von Vernunft, Recht und Ordnung – für ihn nicht. Er glich einem Profisportler: Weil er viel Einsatz brachte, hatte er hervorragende Ergebnisse vorzuweisen. Doch die Eigenschaften, die seinesgleichen auch auf dem Sportplatz oder Spielfeld so hervorhoben, machten sie außerhalb dieses Bereichs aggressiv. Wenn er ungestraft morden konnte, war Seagraves' Meinung, konnte er alles tun. Und selbst wenn er den Abzug fürs Gehalt durchgedrückt hatte, war er nie so richtig der Ansicht gewesen, in jemandes Auftrag zu handeln; denn er riskierte sein Leben, mochte es im Nahen Osten oder in Fernost oder an sonst einem Ort sein, an den man ihn schickte, um zu töten. Sein psychologisches Profil hatte bestätigt, dass er Einzelgänger war, und darin hatte man einen der Gründe gesehen, ihn als Killer zu rekrutieren.

Er fuhr zu einem Fitnessstudio in McLean, Virginia, das unweit der CIA-Zentrale auf der Chain Bridge Road lag. Dort spielte er Tennis mit seinem Abteilungsleiter, einem Mann, der sich selbst gern für seinen Patriotismus, seine Dienst-

tüchtigkeit und seine Rückhand lobte.

Jeder von ihnen gewann ein Spiel; danach überlegte Seagraves, ob er seinen Vorgesetzten das dritte Match gewinnen lassen sollte. Doch schließlich setzte sein Kampfgeist sich durch, aber er drehte es so hin, als erränge er einen nur ganz knappen Sieg. Immerhin war er fünfzehn Jahre jünger als sein Chef.

»Heute haben Sie's mir aber gegeben, Roger«, meinte der Abteilungsleiter.

»Ich war gut drauf. Aber Sie haben's mir nicht leicht gemacht. Hätten wir das gleiche Alter, hätte ich beim Tennis wohl keine Chance gegen Sie.«

Der Mann hatte seine Karriere in Langley als Sesselfurzer gemacht. Wirklicher Gefahr kam er nie näher als bei der Lektüre der Thriller, die er so gern las. Über Seagraves' frühere Tätigkeit für die Agency wusste er wenig. Aus naheliegenden Gründen war der Dreimal-sechser-Klub ein sorgsam gehütetes Geheimnis. Immerhin war dem Mann bekannt, dass Seagraves etliche Jahre lang im Außendienst gearbeitet hatte, und zwar in Gegenden, die die Agency als »Brennpunkte« betrachtete. Deshalb genoss Seagraves deutlich mehr Ansehen und Respekt als der Durchschnittskollege.

Im Umkleideraum öffnete Seagraves den Spind, während sein Abteilungsleiter duschte, und nahm ein Handtuch heraus. Er tupfte sich das Gesicht ab und rieb das Haar trocken. Danach fuhren er und der Abteilungsleiter ins Reston Town Center und aßen in Clyde's Restaurant an einem Tisch nahe beim Gasofen-Kamin in der Mitte des eleganten Speiseraums zu Abend. Nach dem Essen ging jeder seines Weges. Während der Abteilungsleiter nach Hause fuhr, spazierte Seagraves die Hauptstraße des Town Centers entlang und blieb zu guter Letzt vor dem Kino stehen.

An solchen Ortschaften und in Parks der Nachbarschaft hatten Spione in der Vergangenheit Material abgeliefert oder Geld in Empfang genommen. Seagraves malte sich die aus-

geklügelte Übergabe eines Bechers Popcorn aus, der mehr als eine Extraportion Butter enthielt; eine raffinierte, letzten Endes in der Kunst der Spionage jedoch plumpe Praxis. Er hatte seine Informationen abgeholt, während er den Abend mit dem Abteilungsleiter verbrachte, und es gab keine Möglichkeit, dass irgendwer es hätte beobachten können. Die CIA überwachte niemals zwei Mitarbeiter, die zusammen ausgingen, am wenigsten zum Tennis mit anschließendem Abendessen. Nach ihrer traditionellen Vorstellung arbeitete ein Spion immer allein, und schon aus diesem Grund lud Seagraves seinen ahnungslosen Chef so regelmäßig zum Tennis ein.

Er fuhr heim, nahm das Handtuch, das er im Umkleideraum eingesteckt hatte, mit ins Haus und betrat einen kleinen Kellerraum, dessen Wände aus Beton mit einer Spezialbeschichtung bestanden. Es war eine Art Schutzraum, in dem er Aufgaben erledigte, die keine lästigen Beobachter vertrugen. Er legte das Handtuch neben einem Föhn auf einen Tisch. Es wies das Firmenlogo des Fitnesscenters auf, jedoch nicht das echte gestickte Logo, sondern eine glaubhaft wirkende Kopie, die man lediglich aufgebügelt hatte, ähnlich wie die Applikationen, die Jugendliche auf ihren Klamotten anbrachten. Mit dem Föhn ließ das falsche Logo sich rasch ablösen. Auf der Rückseite fand Seagraves, wofür er drei Tennisabende lang geschwitzt hatte: vier Streifen Klebeband von je fünf Zentimetern Länge.

Indem er ein hochmodernes Vergrößerungsgerät benutzte, dessen Besitz die Agency aus gewissen Gründen ihren Mitarbeitern von einem bestimmten Rang an gestattete, las und entzifferte er die auf den Streifen enthaltenen Informationen. Dann verschlüsselte er sie neu und gab ihnen die für die Weitergabe an Albert Trent geeignete Form. Dafür brauchte er bis Mitternacht, aber das störte ihn nicht. Als Killer hatte er sich oft die Nacht um die Ohren schlagen müssen, und alte Gewohnheiten starben schwer aus.

Als er fertig war, hatte er nur noch eine Kleinigkeit zu tun, ehe er den Abend beschloss. Er ging zu seinem besonderen Kämmerchen, sperrte es auf und trat ein. Er suchte es wenigstens einmal täglich auf, um sich seine Sammlung anzuschauen. Und heute Abend wollte er eine Ergänzung vornehmen, wenngleich es ihn w提醒te, vorerst nur ein Teil ergattert zu haben, wenn es doch zwei Beutestücke sein müssten. Er holte den Gegenstand aus der Tasche. Das Objekt, das ihm ein bei der Fire Control, Inc., tätiger Komplize zugespielt hatte, war ein Manschettenknopf Cornelius Behans. Offenbar hatte Behan ihn einmal bei einem Besuch des Firmenlagers verloren, einem Aufenthalt, der ihn zuletzt das Leben gekostet hatte. Denn offenkundig hatte Behan die wahre Todesursache Jonathan DeHavens herausgefunden, und dass er diese Erkenntnisse irgendwem verriet, hatte unmöglich zugelassen werden können.

Seagraves legte den Manschettenknopf neben die Säuglingsflasche ins Regal. Von der jungen Frau, die er gleichfalls erschossen hatte, fehlte ihm noch ein Andenken. Er hatte vor, sich über ihre Identität zu informieren und sich etwas zu besorgen.

Zuerst hatte Seagraves auf Behan geschossen. Der Mann war vornüber umgekippt und hatte ihm freies Schussfeld auf die Frau gelassen, die soeben eine sexuelle Handlung an Behan hatte vornehmen wollen. Auf den Knien hatte sie zum Fenster hinausgestarrt, durch das der erste Schuss eingeschlagen war, doch Seagraves hatte keine Ahnung, ob sie ihn gesehen hatte oder nicht. Es hatte auch keinerlei Bedeutung. Er hatte ihr nicht einmal Gelegenheit zu einem Aufschrei gegeben. Die Kugel hatte ihr hübsches Gesicht übel verunstaltet. Ein Geschoss hatte genügt, genau wie bei Behan. Das Austrittsloch war stets größer als das Einschussloch.

Während er die leere Stelle neben dem Manschettenknopf betrachtete, schwor sich Seagraves, sich eine Habseligkeit aus ihrem Besitz zu verschaffen und seine Sammlung auf den aktuellsten Stand zu bringen. So wie er es gern hatte.

## KAPITEL 46

Zwar kostete es Stone ein wenig Mühe, doch es gelang ihm, die beiden Schatten abzuhängen. Unverzüglich wich er in das leer stehende Haus nahe des Friedhofs aus, das ihm dann und wann als Zufluchtsort diente. Dort kleidete er sich um und machte sich auf den Weg zur Good Fellow Street. Erst kam er an DeHavens Haus vorüber, dann an Behans Villa. Reporter belagerten Behans Wohnsitz und warteten wohl auf das Erscheinen der unglückseligen, erniedrigten Witwe. Das ausgebrannte Haus gegenüber wirkte verlassen.

Während Stone Behans Villa von der Ecke aus beobachtete, indem er vorgab, in einem Stadtplan zu blättern, fuhr drüben ein großer Möbelwagen vor, dem zwei kräftige Männer entstiegen. Als eine Hausangestellte die Tür öffnete, spitzte die gespannte Aufmerksamkeit der Reporter sich zu. Die Männer gingen hinein und kamen ein paar Minuten später mit einer großen Holztruhe heraus. Obwohl die beiden Männer offensichtlich ziemlich stark waren, machte ihnen das Gewicht der Truhe zu schaffen. Stone erahnte die Gedanken der Reporter: Mrs. Behan versuchte in der Truhe den Medien zu entfliehen. Was für ein Knüller!

Handys wurden herausgerissen, und etliche Journalisten sprangen ins Auto, als der Möbelwagen abfuhr, um die Verfolgung aufzunehmen. Zwei Wagen, die hinter der Villa gestanden hatten, schlossen sich nun der Hatz an. Aber einige Reporter blieben, vermuteten offenbar einen Trick. Sie täuschten vor, sich zu entfernen, bezogen jedoch knapp außerhalb der Sichtweite Lauerstellung. Eine Minute später wurde die Haustür nochmals geöffnet, und eine Frau in Hausangestelltentracht und mit großem Damenhatz trat ins Freie. Sie stieg in ein Auto, das am Vordergarten der Villa parkte, und fuhr davon.

Wieder ahnte Stone die Gedanken der Reporter: Mit der

Truhe vollführte man nur ein Ablenkungsmanöver, und die Hausherrin hatte sich als Angestellte verkleidet. Die restlichen Journalisten rannten zu ihren Autos und folgten dem Wagen. Aus der Parallelstraße gesellten sich noch zwei Journalisten zu ihnen, die ihre Kollegen wohl per Handy verständigt hatten.

Ohne Zögern bog Stone um die Ecke und strebte zum benachbarten Häuserblock hinter Behans Anwesen. Dort gab es eine Gasse, und Stone versteckte sich hinter einer Hecke. Er brauchte nur kurz zu warten. Wenige Minuten später näherte sich Marilyn Behan; sie trug jetzt eine Damen hose, einen langen schwarzen Mantel und einen breitrandigen Hut. Sobald sie das Ende der Gasse erreichte, sah sie sich vorsichtig um.

Stone trat hinter der Hecke hervor. »Mrs. Behan?«

Sie schrak zusammen und fuhr herum. »Wer sind Sie?«, fragte sie schroff. »So ein Scheißreporter?«

»Nein, ich bin ein Freund von Caleb Shaw. Er arbeitet in der Kongressbibliothek. Wir waren auf Jonathan DeHavens Bestattung.«

Anscheinend suchte sie in ihrem Gedächtnis. Ihre Haltung vermittelte den Eindruck einer gewissen Benommenheit. Doch ihr Atem roch nicht nach Alkohol. Also Medikamente?

»Ach ja, jetzt erinnere ich mich. Bei der Gelegenheit habe ich den kleinen Seitenhieb geäußert, dass C. B. was vom Sekundentod versteht.« Mit einem Mal musste sie husten und wühlte in der Handtasche nach einem Taschentuch.

»Ich möchte Ihnen mein Beileid ausdrücken«, sagte Stone und hoffte, dass die Frau sich nicht daran entsann, dass auch Reuben, der angebliche Mörder ihres Gatten, zu ihrer Gruppe gehört hatte.

»Danke.« Sie blickte die Gasse hinab. »Wahrscheinlich kommt Ihnen mein Verhalten reichlich abstrus vor.«

»Ich habe die Reportermeute gesehen, Mrs. Behan. Die Situation muss für Sie albraumhaft sein. Aber Sie haben sie an der Nase herumgeführt. So was ist nicht leicht hinzzu-

kriegen.«

»Wenn man mit einem steinreichen Mann verheiratet ist, der Kontroversen auslöst, lernt man es, den Medien aus dem Weg zu gehen.«

»Könnte ich kurz mit Ihnen sprechen? Vielleicht bei einer Tasse Kaffee?«

Mit einem Mal wirkte sie nervös. »Ich weiß nicht. Es ist jetzt eine schwierige Zeit für mich.« Sie verzog das Gesicht. »Oh, verdammt, ich habe gerade meinen Mann verloren.«

Stone ließ nicht locker. »Es geht um den Tod Ihres Mannes. Ich wollte Sie nach etwas fragen, das er während der Beisetzung erwähnt hat.«

Sie stutzte. »Was wissen Sie über seinen Tod?«, fragte sie argwöhnisch.

»Längst nicht so viel, wie ich es gern hätte. Aber ich glaube, es könnte eine Verbindung zu Jonathan DeHavens Ableben geben. Schließlich ist es ziemlich mysteriös, wenn zwei nebeneinander wohnende Nachbarn ... unter so ungewöhnlichen Umständen sterben.«

Sie machte eine nachdenkliche Miene. »Sie glauben auch nicht, dass DeHaven an einem Herzinfarkt gestorben ist, stimmt's?«

Auch nicht? »Mrs. Behan, hätten Sie vielleicht ein paar Minuten Zeit? Bitte, es ist wichtig.«

In einem nahen Starbucks bestellten sie Kaffee. »Ihr Mann hat mit Ihnen über DeHavens Tod gesprochen, ja?«, fragte Stone unumwunden, sobald sie an einem Tisch saßen.

Sie nahm einen Schluck Kaffee und zog den Hut tiefer ins Gesicht. »C. B. hat bezweifelt, dass er einen Herzinfarkt hatte, so viel kann ich Ihnen sagen,«, antwortete sie leise.

»Warum? Was wusste er?«

»Ich bin mir nicht sicher. Direkt hat er mit mir nicht darüber geredet.«

»Woher wissen Sie dann, dass er Zweifel hatte?«

Marilyn Behan zögerte. »Weshalb sollte ich Ihnen irgend-

etwas erzählen?«

»Lassen Sie mich ehrlich zu Ihnen sein. Ich hoffe, dass Sie diese Gefälligkeit erwidern.« Er räumte Reubens Anwesenheit in DeHavens Haus ein und erklärte ihre Veranlassung, verschwieg aus Takt jedoch das Fernrohr. »Nicht er hat Ihren Gatten umgebracht, Mrs. Behan. Er war nur dort, weil ich ihn gebeten hatte, das Haus zu bewachen. Auf der Good Fellow Street spielen sich mancherlei seltsame Dinge ab.«

»Welche denn?«

»Zum Beispiel war im Haus gegenüber ein Beobachter postiert.«

»Davon weiß ich nichts«, sagte sie fahrig. »Und C.B. hat es nicht erwähnt. Aber ich weiß, dass er der Meinung war, jemand spionierte hinter ihm her. Das FBI zum Beispiel, um irgendwas Nachteiliges über ihn auszugraben. Vielleicht hatte er recht, vielleicht nicht. Allerdings hatte er sowieso jede Menge Feinde.«

»Sie sagen, er hätte nicht direkt mit Ihnen über Jonathans Tod geredet, aber auf der Beisetzung hatte es den Anschein, als hätte er gern bestätigt gehört, dass ihn der Herztod ereilt hat. Er hat sich dahin gehend geäußert, dass Autopsien manchmal zu irrgen Ergebnissen führen.«

Sie stellte den Becher ab und wischte aus Unruhe den roten Lippenstift vom Rand fort. »Einmal habe ich C. B. telefonieren gehört. Nicht dass ich gelauscht hätte oder so. Ich habe ein Buch gesucht, und er hat gerade in unserer Hausbibliothek telefoniert. Die Tür stand einen Spalt offen.«

»Ich bin sicher«, sagte Stone, »dass Sie das Telefonat unabsichtlich gehört haben.«

»Also, jedenfalls sagte er zu jemandem, er hätte herausgefunden, DeHaven wäre erst vor kurzem im Johns-Hopkins-Center durchgecheckt worden und bei bester Gesundheit gewesen. Und er hätte seine Beziehungen zur Polizei in D. C. spielen lassen und erfahren, dass DeHavens Autopsieergebnis keinem so recht gefallen will. Es passe alles nicht zusammen.«

Seine Stimme klang, als wäre er besorgt. Als Letztes sagte er, er wollte noch gründlicher nachforschen.«

»Und hat er das getan?«

»Normalerweise habe ich nicht gefragt, wohin er geht, und er hat's umgekehrt genauso gehalten. Ich meine, die Umstände seiner Ermordung beweisen ja offenkundig, dass er dafür seine Gründe hatte. Ich wollte nach New York fliegen und hatte es eigentlich eilig, aber aus irgendeinem Grund – ich kann es nicht richtig erklären, vielleicht lag es an seiner sorgenvollen Miene – hab ich in dem Moment doch gefragt, wohin er geht und ob es irgendein Problem gäbe. Ich wusste nicht mal, dass ihm diese alberne Firma gehört.«

»Firma? Welche Firma?«

»Ich glaube, sie hieß Fire Control oder ähnlich.«

»Er hat die Fire Control, Inc., aufgesucht?«

»Ja.«

»Hat er den Anlass genannt?«

»Er hat nur gesagt, dass er etwas überprüfen möchte. Ach, und er hat in diesem Zusammenhang die Kongressbibliothek erwähnt – jedenfalls die Abteilung, in der Jonathan DeHaven tätig war. Seine Firma hätte mit der Kongressbibliothek einen Brandschutzvertrag oder so was. Und dass kürzlich ein Austausch von Tanks stattgefunden hätte. Und er hat was von einem Durcheinander in der Bestandsverwaltung gesagt.«

»Ist Ihnen bekannt, ob er etwas Verdächtiges entdeckt hat?«

»Nein. Wie ich bereits sagte, bin ich nach New York geflogen. Er hat mich nicht angerufen. Aber als ich ihn dann angerufen habe, hat er nicht mehr darüber geredet, und ich hatte es schon vergessen.«

»Hat er während des Telefonats einen sorgenvollen Eindruck gemacht?«

»Nicht mehr als sonst.« Sie schwieg. »Ach ja, er meinte, er wollte bei uns die Rohre nachsehen lassen. Ich dachte, er macht einen Scherz.«

»Die Rohre? Was für Rohre?«

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich meinte er die Gasleitungen. Sie können undicht werden, soviel ich weiß, und dann kann sich eine Gasexplosion ereignen.«

Käme es dazu, sähe der Fall ähnlich aus wie im Fall Bob Bradleys, des Sprechers des Abgeordnetenhauses, dachte Stone zuerst. Dann fiel ihm jedoch etwas anderes ein. »Gibt es in Ihrem Haus eine Sprinkleranlage, Mrs. Behan?«

»Nein. Es ist eine große Kunstsammlung vorhanden, deshalb kommt Wasser zum Löschen nicht in Frage. Aber C.B. hatte an die Brandgefahr gedacht. Sie sehen ja, was gegenüber passiert ist. Auf seinen Wunsch ist eine andere Löschanlage eingebaut worden, die ohne Wasser funktioniert. Ich weiß aber nicht genau, nach welchem Prinzip.«

»Ist nicht so wichtig. Ich glaube, ich weiß Bescheid.«

»Sie haben also den Verdacht, dass der, der Jonathan DeHaven ermordet hat, auch C. B. getötet hat?«

Stone nickte. »Ja. Und an Ihrer Stelle würde ich mich absetzen und in eines Ihrer anderen Häuser ziehen, so weit weg von hier wie nur möglich.«

Sie machte große Augen. »Sie meinen, ich bin in Gefahr?«

»Gut möglich, ja.«

»Dann fliege ich nach New York. Noch heute Nachmittag.«

»Das wäre klug.«

»Ich hoffe, die Polizei lässt mich fliegen. Ich musste nämlich meinen Pass abgeben. Wahrscheinlich gelte ich als verdächtig. Immerhin bin ich die Ehefrau. Zwar habe ich ein hieb- und stichfestes Alibi, aber man unterstellt wohl, ich könnte einen Killer gedungen und C.B. während meiner Abwesenheit ermorden lassen haben.«

»So was ist schon vorgekommen«, stellte Stone fest.

Einige Augenblicke lang herrschte zwischen ihnen Schweigen. »Wissen Sie, C. B. hat mich geliebt.«

»Ganz bestimmt«, antwortete Stone aus Höflichkeit.

»Ich weiß, was Sie denken. Aber er hat mich wirklich geliebt. Diese anderen Frauen waren bloß ... Gespielinnen. Sie kamen und gingen. Ich war die Einzige, die er zum Altar geführt hat. Und er hat alles mir hinterlassen.« Sie trank einen Schluck Kaffee. »Es ist eine Ironie des Schicksals, wissen Sie. Er hat ein Vermögen durch die Produktion von Kriegsgerät erworben, aber in Wahrheit verabscheute C.B. Waffen. Er selbst hat nie ein Schießeisen besessen. Er hatte eine Ingenieursausbildung. Ein brillanter Mann war er, und er hat schwerer geschuftet als jeder andere.« Sie verstummte. »Er hat mich geliebt. Ein Frau merkt so was, wissen Sie. Und ich habe ihn geliebt. Trotz all seiner Fehler. Ich kann noch gar nicht glauben, dass er nicht mehr da ist. Mit ihm ist auch ein Teil von mir gestorben.« Sie wischte sich eine Träne aus dem rechten Auge.

»Mrs. Behan, warum belügen Sie mich?«

»Was?«

»Warum belügen Sie mich? Sie kennen mich nicht einmal. Wozu also die Mühe?«

»Wovon reden Sie, verdammt noch mal? Ich lüge nicht. Ich habe ihn geliebt.«

»Hätten Sie ihn wirklich geliebt, hätten Sie wohl keinen Privatdetektiv beauftragt, damit er aus dem Haus gegenüber Ihre Villa beobachtet. Musste er Aufnahmen des Kommens und Gehens der Frauen machen, mit denen Ihr Mann sich vergnügt hat?«

»Wie können Sie es wagen! Ich hatte damit nichts zu tun. Wahrscheinlich hat das FBI ihn bespitzelt.«

»Nein, das FBI hätte für diesen Zweck ein Team eingesetzt, mindestens einen Mann und eine Frau, damit es nach einem gewöhnlichen Haushalt aussieht. Sie hätten den Müll vors Haus gestellt und andere Alltagsaufgaben erledigt, und sie hätten sich beim Observieren nicht erwischen lassen. Und weshalb sollte das FBI überhaupt Ihren Wohnsitz beobachten? Könnte das FBI es auch nur im Entferntesten als wahrschein-

lich einstufen, dass Ihr Mann sich dort mit dubiosen Zeitgenossen trifft? Nicht mal das FBI hat einen unbegrenzten Etat, um jedem noch so unglaublich verdächtigen Verdacht nachzugehen.« Stone schüttelte den Kopf. »Ich hoffe, Sie haben der Detektei nicht allzu viel Geld gezahlt, denn sie war es wohl kaum wert.«

Halb stand sie vom Stuhl auf. »Sie Mistkerl!«

»Sie hätten sich scheiden lassen, die Hälfte des Vermögens kassieren und als ungebundene Frau des Weges ziehen können.«

»Nachdem er mich so schlimm gedemütigt hat? Nachdem er eine Schlampe nach der anderen in mein Haus geholt hat? Nein, ich wollte, dass er leidet! Sie haben recht: Ich habe einen Privatdetektiv engagiert und in dem Haus postiert. Na und? Was glauben Sie, wozu die Aufnahmen gut sein sollten, die er von meinem Mann und seinen bezahlten Flittchen machte? Ich hatte vor, den guten alten C. B. damit auszunehmen, ihn dahin zu bringen, dass er mir alles überlässt. Sonst hätte ich ihn auffliegen lassen. Und eines kann ich Ihnen sagen – die Bundesregierung schätzt es nicht, wenn ihre Vertragspartner in der Rüstungsindustrie in kompromittierenden Situationen ertappt werden. C. B. hatte geheime Befugnisse. Wäre der Regierung bekannt gewesen, dass er Dinge treibt, die ihn erpressbar machen, hätte er diese Befugnisse nicht erhalten. Und wenn er mir alles überschrieben hätte, dann hätte ich ihn hinausgeworfen. Und nicht nur er hat sich Eskapaden geleistet, auch ich hatte meine Liebhaber. Und inzwischen habe ich mir einen ausgesucht, mit dem ich den Rest des Lebens verbringen möchte. Aber nun kriege ich alles, ohne C.B. erpressen zu müssen. Das ist die allerschönste Rache.«

»Vielleicht ist es ratsam, leiser zu sprechen. Wie Sie selbst gesagt haben, sieht die Polizei vorläufig eine Verdächtige in Ihnen. Es ist unklug, ihr überflüssige Argumente zu liefern.«

Marilyn Behan schaute sich um und sah, dass die übrigen

Gäste sie anstarren. Sie wurde bleich und setzte sich.

Nun erhob sich Stone. »Vielen Dank, dass Sie für mich Zeit hatten. Ihre Angaben waren sehr aufschlussreich.« Er wahrte eine ausdruckslose Miene. »Und ich bedaure den Verlust Ihres Gatten.«

»Gehen Sie zum Teufel!«, fauchte sie.

»Da wäre ich bestimmt nicht allein.«

## KAPITEL 47

In Atlanta wartete Annabelle auf ihren Anschlussflug. Innerlich schäumte sie noch immer über Leos idiotisches Ver sagen, während sie sich ihre neue Reiseroute ansah. Wie hatte er so etwas anrichten können? Wäre es ihr wichtig gewesen, dass Freddy wusste, wer sie war, hätte sie es ihm selbst mit geteilt.

Ihr Flug wurde aufgerufen, aber sie wartete, während die übrigen Passagiere sich in einer Schlange anstellten. Sie flog erster Klasse und hätte schon früher ins Flugzeug steigen dürfen, doch aus Gewohnheit interessierte sie sich dafür, wer außer ihr an Bord ging. Erst als die Schlange kurz geworden war, ergriff sie ihr Handgepäck. Den Großteil ihrer Bekleidung hatte sie im D. C. in den Müllcontainer geworfen. Wenn sie flog, gab sie nie Koffer auf; sie betrachtete sie als Einladung, in ihrem Gepäck zu schnüffeln. An ihrem Ziel konnte sie sich neue Kleider kaufen.

Während sie in der Restschlange mitschlenderte, fiel ihr Blick auf einen Flughafen-Fernseher, der eine CCN- Sendung empfing, und sie blieb ruckartig stehen. Der Bildschirm zeigte Reubens Gesicht. Sie eilte zu dem Fernseher und las die Lauf schrift. Vietnamveteran Reuben Rhodes festgenommen. Rüstungsmagnat Cornelius Behan und eine Frau durch Schüsse aus dem Nachbarhaus ermordet. Rhodes als Haupt verdächtiger in Untersuchungshaft.

»Mein Gott«, sagte Annabelle leise.

»Letzter Aufruf für Flug 3457 nonstop nach Honolulu«, er tönte eine Stimme aus der Lautsprecheranlage. »Letzter Auf ruf für Passagiere des Flugs 3457 nonstop nach Honolulu.«

Annabelle schaute hinüber zum Abflugsterminal ihrer Maschine. Man stand kurz davor, es zu schließen. Sie drehte sich um und heftete den Blick wieder auf den Fernsehschirm. Schüsse aus dem Nachbarhaus? Behan tot. Reuben verhaftet.

Was war da los? Sie musste es herausfinden.

Doch unversehens schlug ihre Stimmung um. Das alles geht dich nichts an, Annabelle, sagte sie sich. Du musst verschwinden. Jerry Bagger hat es auf dich abgesehen. Diese alten Jungs kriegen die Sache hingebogen. Es ist unvorstellbar, dass Reuben diesen Behan ermordet hat, der Fall wird sich aufklären. Und wenn nicht, ist es nicht dein Problem.

Dennoch verharrte sie reglos auf der Stelle. Noch nie hatte sie sich so schwer entscheiden können.

»Letzter Aufruf für Flug 3457, Terminal wird geschlossen.«

»Los, Annabelle, verdammt noch mal, zieh Leine«, flüsterte sie verzweifelt vor sich hin. »Du musst dich da nicht einmischen. Es ist nicht dein Problem. Diesen Leuten bist du nichts schuldig. Du schuldest Jonathan nichts.«

Sie sah das Terminal zu dem Flug zufallen, der sie aus Jerry Bagers Reichweite hatte befördern sollen, und der Ticketkontrolleur entfernte sich zu einem anderen Terminal. Zehn Minuten später rollte die Boeing 777 zur Startbahn. Während sie pünktlich in den Himmel emporstieg, buchte Annabelle einen anderen Flug nach Norden, der sie geradewegs wieder in die Nachbarschaft Jerry Bagers und seines Holzsprechers bringen musste. Und sie wusste nicht einmal, warum. Aber irgendwo in ihrer Seele verstand sie es vielleicht doch.

Albert Trent erledigte zu Hause in seinem Arbeitszimmer ein paar Arbeiten. Nach einem langen, arbeitsreichen Abend war er später als sonst aufgestanden, sodass er beschlossen hatte, dies und jenes noch vorzubereiten, ehe er zum Dienst fuhr. Alle Angelegenheiten hatten mit seinem Amt als Mitarbeiter des Geheimdienstausschusses zu tun. Über alle Aspekte geheimdienstlicher Tätigkeit war er – zumindest, soweit die Geheimdienste ihre Kongress-Aufpasser einweihten – gründlich informiert.

Schließlich kämmte er seine Haarsträhnen glatt, verzehrte

den letzten dänischen Käse, trank den letzten Schluck Kaffee und klemmte sich die Aktentasche unter den Arm. Wenige Minuten später fuhr er in seinem zweitürigen Honda auf die Straße. In fünf Jahren wollte er ein viel repräsentativeres Auto fahren, vielleicht in Argentinien oder im Südpazifik, von dem er gehört hatte, dass dort ein wahres Paradies sein sollte.

Mittlerweile hatte er auf seinem Geheimkonto Millionen gebunkert. Im Laufe des nächsten halben Jahrzehnts müsste es möglich sein, den Kontostand zu verdoppeln. Für die Geheimnisse, die Roger Seagraves verkaufte, flossen höchste Beträge. Längst ging es nicht mehr so zu wie im Kalten Krieg, als man irgendwo ein Päckchen abgegeben und dafür läppische zwanzigtausend Mäuse eingestrichen hatte. Die Leute, mit denen Seagraves Geschäfte machte, zahlten siebenstellige Summen, verlangten allerdings auch eine Menge. Trent hatte Seagraves über seine Informationsquellen oder die Kreise, an die er die Informationen verkaufte, nie Fragen gestellt. Der Mann würde ihm allemal nichts anvertrauen, und eigentlich wollte Trent auch gar nichts wissen. Sein einziger, jedoch entscheidender Anteil an der Gleichung bestand darin, die Daten, die Seagraves ihm verschaffte, in die nächste Etappe der Übermittlung weiterzureichen. Die Methode, deren er sich bediente, war einzigartig und wahrscheinlich narrensicher. Auf jeden Fall war sie der Hauptgrund, warum die amerikanischen Geheimdienste sich in einer so verfahrenen, üblichen Situation befanden.

Im Außendienst bemühten sich zahlreiche tüchtige und fähige Spionageabwehragenten um die Klärung der Frage, auf welche Weise Geheimnisse gestohlen und dem Gegner zugespielt wurden. Dank seiner dienstlichen Position hatte Trent Einblick in manche dieser Ermittlungen. Die Agenten, die mit ihm über die Probleme sprachen, sahen keinerlei Grund zu dem Verdacht, dieser bescheidene Innendienstangestellte, der einen acht Jahre alten Honda fuhr, in einem heruntergekommenen Haus wohnte und nach denselben Vorschriften

und für ein ebenso begrenztes Einkommen arbeitete wie alle übrigen Staatsdiener, könne Mitglied einer Spionagezelle sein, die Amerikas nachrichtendienstliche Betätigungen nachhaltig untergrub.

Inzwischen musste den Behörden klar sein, dass die un dichte Stelle sich mitten in ihrem gewaltigen Großbetrieb befinden musste, doch bei fünfzehn großen Geheimdienstorganisationen, die für 120000 Mitarbeiter jährlich einen Etat von 50 Milliarden Dollars verschlangen, war gewissermaßen der Heuhaufen turmhoch und die gesuchte Nadel mikroskopisch winzig. Und Roger Seagraves, so hatte Trent beobachtet, arbeitete mit eiskalter Effizienz und übersah nie irgendeine Einzelheit, wie klein und scheinbar belanglos sie auch sein mochte.

Am Anfang ihres Zusammenwirkens hatte Trent versucht, an Hintergrundinformationen über den Mann zu gelangen, doch die Ergebnisse waren gleich null geblieben. Für einen erfahrenen Geheimdienstfuchs wie Trent stand deshalb fest, dass Seagraves auf eine hundertprozentig verdeckte berufliche Vergangenheit zurückblickte. Folglich war er jemand, mit dem man lieber keine Probleme bekam. Und Trent hatte nicht die Absicht, sich in Schwierigkeiten zu bringen. Er zog die Aussicht vor, fernab der Heimat alt und reich zu sterben.

Während er in seinem Honda des Weges fuhr, malte er sich aus, wie sein künftiges neues Leben aussehen könnte. Auf jeden Fall sollte es sich beträchtlich von seinem jetzigen Dasein unterscheiden. Allerdings hatte er noch keinen Gedanken daran verschwendet, wie viele Menschenleben seine Gier kostete. Verräter hatten selten solche Gewissensbisse.

Stone war gerade von der Unterredung mit Marilyn Behan nach Hause zurückgekehrt, als jemand an die Tür seines Friedhofsgärtnerhäuschens klopfte.

»Hallo, Oliver«, grüßte Annabelle, als er den Kopf zur Tür hinausstreckte.

Stone zeigte sich über ihr Wiederauftenken keineswegs überrascht, sondern winkte sie einfach herein. Vor dem Kamin setzten sie sich in zwei klappige Lehnstühle.

»Wie war die Reise?«, erkundigte Stone sich in freundlichem Ton.

»Hören Sie auf. Ich bin nicht gereist.«

»Ach.«

»Haben Sie den anderen erzählt, ich wäre abgereist?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Weil ich wusste, dass Sie zurückkehren.«

»Also, das ist ja wohl das Letzte«, sagte Annabelle verärgert. »Sie kennen mich doch gar nicht.«

»Offensichtlich doch, denn Sie sind ja wieder da.«

Sie musterte ihn und schüttelte den Kopf. »Sie sind der ungewöhnlichste Friedhofsgärtner, dem ich je begegnet bin.«

»Sie haben schon viele gekannt, ja?«

»Ich habe erfahren, was Reuben zugestoßen ist.«

»Natürlich liegt die Polizei mit ihrem Verdacht völlig falsch, nur weiß sie es noch nicht.«

»Wir müssen ihn aus dem Knast holen.«

»Wir befassen uns damit, aber es geht Reuben gut. Ich glaube nicht, dass er dort Ärger kriegt. Ich habe erlebt, wie er bei einer Schlägerei in einer Bar fünf Mann bewusstlos geschlagen hat. Und über seine große Körperkraft hinaus ist er der rücksichtsloseste und schmutzigste Nahkämpfer, den ich je gesehen habe. So was bewundere ich sehr.«

»Aber in Jonathans Haus hat jemand ihn übertölpelt?«

»Ja, irgendjemand.«

»Aber weshalb? Warum wurde Behan umgebracht?«

»Weil er entdeckt hatte, wie Jonathan ermordet wurde. Das war Grund genug.« Stone gab seine Unterhaltung mit Marilyn Behan wieder.

»Also hat man Behan umgelegt und die Schuld Reuben zugeschoben, weil er sich gerade so bequem dafür anbot?«

»Wahrscheinlich hat man beobachtet, dass er mehrmals ins Haus ging und es verließ, sich gedacht, dass der Dachboden einen günstigen Schusswinkel ermöglichte, und den Plan dementsprechend durchgeführt. Vermutlich wusste man, dass Behan regelmäßig Frauen anschleppt und mit ihnen immer dasselbe Schlafzimmer benutzt.«

»Da haben wir's aber mit ziemlich harten Kontrahenten zu tun. Was unternehmen wir als Nächstes?«

»Wir müssen uns die Überwachungsvideos der über dem Lesesaal liegenden Tresorräume anschauen.«

»Auf dem Rückweg hab ich mir schon überlegt, wie wir das erreichen können.«

»Daran hab ich nicht gezweifelt.« Stone schwieg kurz. »Ich glaube, ohne Sie könnten wir es nicht schaffen. Nein, ich bin mir sogar sicher.«

»Loben Sie mich nicht zu früh. Noch ist es nicht so weit.«

Einige Augenblicke lang saßen sie stumm beisammen. Annabelle sah zum Fenster hinaus. »Hier ist es sehr friedlich.«

»In der Gesellschaft Toter? Allmählich empfinde ich es als zutiefst deprimierend.«

Annabelle schmunzelte und stand auf. »Ich rufe Caleb an und bespreche meinen Einfall mit ihm.«

Auch Stone erhob sich und reckte seine hünenhafte Gestalt. »Leider komme ich inzwischen in das Alter, in dem sogar schon das Rasenmähen den Gelenken ernsthaft schadet.«

»Nehmen Sie Advil. Sobald ich wieder irgendwo einquartiert bin, melde ich mich telefonisch.«

»Ich bin froh, dass Sie zurück sind«, meinte Stone halblaut, während sie auf dem Weg zur Tür an ihm vorbeischritt.

Falls sie es hörte, ließ Annabelle sich nichts anmerken. Stone sah ihr nach, als sie ins Auto stieg und abfuhr.

## KAPITEL 48

Nachdem er seine Eingebung gehabt hatte, bestellte Jerry Bagger den Direktor des Hotels, das gegenüberstand, zu sich ins Büro und verlangte von ihm sämtliche Informationen über die Gäste, die an einem bestimmten Tag in die Zimmer gezogen waren, die im dreiundzwanzigsten Stock an der Straßenseite lagen. In Atlantic City kam man, wenn Jerry Bagger rief. Wie üblich säumten einige von Badders Gorillas die Wand des Büros.

Indessen verspürte der Hoteldirektor, ein junger, gut aussehender Mann, der offenbar den ehrgeizigen Vorsatz hegte, seine Pflichten nach bestem Vermögen zu erfüllen, keine Neigung, dem Kasinoinhaber irgendwelche Daten zu überlassen.

»Nur damit wir uns richtig verstehen«, sagte Bagger. »Wenn Sie mir nicht geben, was ich will, müssen Sie sterben.«

Der Hoteldirektor zuckte zusammen. »Soll das eine Drohung sein?«

»Nein. Eine Drohung ist es, wenn eine gewisse Aussicht besteht, dass sie nicht wahrgemacht wird. Was ich gesagt habe, nennt man bei uns einen klaren Fall.«

»Die Informationen, die Sie fordern, sind vertraulich«, entgegnete der Hoteldirektor tapfer, obwohl er erbleichte. »Ich kann Ihnen unmöglich Einblick gewähren. Unsere Gäste erwarten, dass wir die Umstände ihres Aufenthalts diskret behandeln, und wir lassen uns vom höchsten Standard leiten, der überhaupt ...«

»Ja, ja«, unterbrach ihn Bagger. »Schauen Sie her, ich versuche es erst mal auf die sanfte Tour. Wie viel möchten Sie haben?«

»Sie wollen mich bestechen?«

»Endlich kommen wir voran.«

»Das kann doch nicht Ihr Ernst ...«

»Hundert Riesen.«

»Hunderttausend Dollar!«

Baggers Blick streifte seine Gorillas. »Jungs, unser Freund ist wirklich flott von Begriff, was? Vielleicht sollte ich ihn als Geschäftsführer einstellen. Jawohl, hunderttausend Mäuse gehen sofort auf Ihr Privatkonto, wenn Sie mir die Aufzeichnungen verfügbar machen.« Augenscheinlich dachte der Mann über das Angebot nach, doch Bagger wurde rasch ungeduldig. »Und wenn nicht, bringe ich Sie nicht um ... nein, ich breche Ihnen sämtliche Knochen, das sag ich Ihnen, und mach Rührei aus Ihrem Gehirn, damit Sie's keinem stecken, und dann sitzen Sie für den Rest Ihres Lebens in einem Pflegeheim und pinkeln sich ein, und nachts baggern irgendwelche kaputten Typen in Ihrem Bergwerk. Also, für mich gibt's keine Wahl, aber ich bin ein umgänglicher Mann, deshalb überlasse ich die Entscheidung Ihnen. Sie haben fünf Sekunden.«

Eine Stunde später hatte Bagger alle gewünschten Daten vorliegen und strich die Liste möglicher Verdächtiger zügig zusammen. Anschließend befragte er Hotelpersonal nach einigen in die engere Wahl geratenen Gästen. Weil einer von ihnen während des Aufenthalts gewisse Spezialdienste in Anspruch genommen hatte, brauchte er nicht lange, um den Volltreffer zu erzielen.

»Ja, ich hab ihn massiert«, sagte die junge Frau namens Cindy. Sie war zierlich, hatte dunkle Haare und ein nettes Gesicht, verführerische Kurven und ein kesses Auftreten. Sie kaute Kaugummi und fummelte an ihrem Haar, während Bagger sich in einem Nebenraum der luxuriösen Hotelsauna mit ihr unterhielt.

Bagger starre sie streng an. »Du weißt, wer ich bin?«

Cindy nickte. »Sie sind Jerry Bagger. Meine Mutti, Dolores, arbeitet an einem Würfeltisch im Pompeji für Sie.«

»Ach ja, die gute alte Dolores. Arbeitest du gern in dieser Scheißsauna?«

»Na ja, ich krieg ordentlich Trinkgeld. Die alten Säcke stehen drauf, wenn 'ne junge Frau sie eigenhändig durchwalkt. Einige von denen kriegen dabei 'nen Ständer. Bei Achtzigjährigen ist das nicht so prickelnd, aber wie gesagt, das Trinkgeld is' nicht übel.«

»Dieser Bursche, den du als Kunden hattest«, sagte Bagger und senkte den Blick auf den Namen, den er sich aufgeschrieben hatte. »Dieser Robby Thomas ... erzähl mir was über den Typen. Zuerst mal, wie er aussah.«

Cindy gab ihm eine Beschreibung. »Gut sah er aus, aber er war mir 'n Stück zu nassforsch. Er fand sich selbst unheimlich toll. So Kerle mag ich nicht. Und er war zu dünn und zu affig, wenn Sie wissen, was ich meine. Ich hätte den Knilch glatt beim Armdrücken schlagen können. Ich stehe mehr auf große, rauhe Typen.«

»Kann ich mir denken. So, und diesen affigen Schöning hast du bloß massiert, oder musstest du 'ne Extraleistung bringen?«

Cindy verschränkte die Arme und stellte das Kaugummi-kauen ein. »Ich bin Masseurin mit Diplom, Mr. Bagger.«

Daraufhin zog Bagger zehn Hundertdollarscheine aus der Brieftasche. »Ist das genug, damit du dein Diplom vergisst?«

Cindy beäugte die Scheine. »Was ich in meiner Freizeit tu, ist meine Sache.«

»Dem kann ich nicht widersprechen.« Er hielt ihr das Geld hin. »Also, erzähl's mir.«

Sie zögerte. »Ich könnte meine Stelle verlieren, wenn ...«

Bagger stopfte ihr die Scheine ins T-Shirt. »Keine Bange, du kannst noch mit achtzig in diesem Puff arbeiten, wenn du willst, dafür sorg ich schon. Raus mit der Sprache. Und keine Unwahrheiten. Mich anzulügen ist immer eine ganz schlechte Idee.«

»Also gut«, plapperte Cindy rasch drauflos, »er hatte von Anfang an irgendwie ein Auge auf mich geworfen. Ich hab ihn massiert, und plötzlich war seine Hand an meinem Bein.

Und dann schob er sie dahin, wohin es sich nicht gehört.«

»Was für ein Tier! Und dann?«

»Er hat mich richtig hartnäckig gedrängelt. Erst hab ich ihm abblitzen lassen. Dann wurde er auf einmal großkotzig. Er sagte, er würde bald großes Geld machen, deshalb sollte ich nett zu ihm sein, es würde sich für mich lohnen.«

»Großes Geld, aha. Nur weiter, Cindy.«

»Er hat Scheine gezückt und gesagt, demnächst hätte er davon noch viel mehr. Nach der Arbeit hat er mich abgepasst. Wir haben was getrunken, und ich war beschwipst, weil ich nicht viel Alkoholisches vertrag.«

»Gut, gut, weiter, Cindy«, sagte Bagger ungeduldig. »Ich hab ein schweres ADS.«

»Jedenfalls sind wir dann auf sein Zimmer gegangen«, sagte Cindy hastig. »Ich wollte ihm einen blasen, um ihn ein bisschen in Schwung zu bringen, aber der Penner hat gleich abgespritzt. Ich war ganz schön sauer, das kann ich Ihnen sagen. Ich meine, ich kannte den Heini ja nicht mal. Er war total von der Rolle, hat geflennt wie 'n Kind. Hundert Möpse hat der Hampelmann mir gegeben, einen lausigen Hunderter. Zehn Minuten lang hat er dann im Bad gehangen und ge-riehert. Er hätte lange keine Frau gehabt, hat er gesagt, als er rauskam, deshalb wäre er so früh gekommen. Als ob mir das nicht schnuppe gewesen wäre.«

»Was für ein Trottel. Und was ist dann passiert?«

»Im Großen und Ganzen war's das schon. Ich meine ... danach hatte ich ja keinen Grund mehr zum Bleiben, oder? Es war ja nicht so, dass wir 'n Date gehabt hätten oder so.«

»Sonst hat er nichts erzählt? Woher er stammt? Wohin er wollte? Woher das große Geld kommen sollte?« Cindy schüttelte den Kopf. Aufmerksam musterte Bagger sie. »Weißt du«, sagte er, »du siehst mir ziemlich abgewichst aus. Hast du dir ein bisschen Bares aus seiner Brieftasche geklemmt, als er auf dem Klo kotzen musste?«

»So ein Luder bin ich nicht«, entgegnete Cindy verstimmt.

»Für wen halten Sie sich, mich so zu verdächtigen?«

»Kommen wir mal auf den Teppich zurück, Cindy.« Bagger tippte sich an die Brust. »Ich bin Jerry Bagger. Du bist eine kleine Kröte, die Fremden für ein Taschengeld einen bläst. Deshalb frage ich dich jetzt noch einmal: Hast du dir was geklemmt, um die jämmerlichen hundert Mäuse aufzustocken?«

»Ich weiß nicht ... kann sein«, antwortete Cindy. »Aber eigentlich will ich zu dem Thema nichts mehr sagen.«

Bagger klammerte eine Hand um ihr Kinn und riss ihren Kopf herum, sodass sie sich in die Augen sahen. »Hat deine Mutti dir schon mal was über mich erzählt?«

Cindy war so erschrocken, dass sie nervös schluckte. »Sie hat gesagt, es wär total geil, für Sie zu arbeiten.«

»Noch was?«

»Dass jeder, der Sie bescheißen will, ganz schön blöd ist.«

»Genauso ist es. Deine Mutti ist ein kluges Kind.« Er drückte fester zu, und Cindy jaulte halblaut. »Also, wenn du deine Mama gerne wiedersehen möchtest, holst du jetzt tief Luft und erzählst mir, was du in der Brieftasche von diesem Blödmann gefunden hast.«

»Schon gut, schon gut. Es war komisch, er hatte zwei Ausweise.«

»Und?«

»Auf einem stand der Name, den er mir in der Sauna genannt hatte, Robby Thomas aus Michigan. Der andere Lappen war ein Führerschein aus Kalifornien.«

»Auf welchen Namen?«, fragte Bagger.

»Tony. Tony Wallace.«

Bagger ließ von ihrem Gesicht ab. »Siehst du, war doch gar nicht so schwer. Jetzt kannst du wieder alten Knackern den Schwanz massieren gehen.« Auf zittrigen Beinen erhob sich Cindy und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. »He, Cindy«, fragte Bagger, »hast du nicht was vergessen?«

Langsam drehte sie sich um. »Was denn, Mr. Bagger?«,

fragte sie beunruhigt.

»Ich habe dir tausend Eier gegeben. Der Schnösel hat dir nur ein Zehntel gezahlt, und ihm hast du einen geblasen. Du hast mich nicht gefragt, ob ich auch einen geblasen haben möchte. Das ist gar nicht nett, Cindy. An so was denkt ein Mann wie ich noch lange.« Er wartete, starre sie an.

»Möchten Sie, dass ich Ihnen einen blase, Mr. Bagger?«, fragte sie mit bebender Stimme. »Wäre mir 'ne Ehre«, fügte sie hastig hinzu.

»Nein, möchte ich nicht.«

## Kapitel 49

Annabelle und Caleb durchquerten im Jefferson Building einen Korridor. Sie trug einen knielangen roten Rock, eine beige Bluse und eine schwarze Jacke. Annabelle wirkte professionell, selbstsicher und schwungvoll. Caleb sah aus, als wäre er drauf und dran, sich die Pulsadern aufzuschneiden.

»Sie brauchen nur einen traurigen und niedergedrückten Eindruck zu machen«, sagte Annabelle.

»Na, das fällt mir leicht«, antwortete Caleb, »ich bin nämlich traurig und niedergedrückt.« Ehe sie das Büro des Sicherheitsdienstleiters der Kongressbibliothek betraten, blieb Annabelle gerade lange genug stehen, um sich eine Brille aufzusetzen, die ihr an einer Kette um den Hals hing.

»Glauben Sie wirklich, das klappt?«, zischte Caleb. Seine Atmung neigte ein bisschen zum Röcheln.

»Man weiß nie, ob ein Schwindel klappt, bis er sich bewährt hat.«

»Na, das ist ja prächtig.«

Wenige Minuten später saßen sie mit dem Sicherheitsdienstleiter in dessen Büro zusammen. Caleb hockte mit gesenktem Kopf da, den Blick auf die Schuhe gerichtet, während Annabelle das Gespräch führte.

»Wie gesagt, Mr. Caleb nimmt meine Dienste als Psychotherapeutin in Anspruch, damit ich ihm beim Prozess der Traumabewältigung Beistand erweise.«

Anscheinend fühlte der Sicherheitsdienstleiter sich ein wenig ratlos. »Es fällt ihm jetzt schwer, in die Tresorräume zu gehen, sagen Sie?«

»Ja. Wie Sie wissen, hat er dort den Leichnam eines hoch geschätzten Freundes und Kollegen aufgefunden. Gewöhnlich hat Caleb sich in diesen Räumlichkeiten stets sehr wohl gefühlt. Seit vielen Jahren sind sie ein Teil seines Lebens.«

Annabelle sah Caleb an, der sofort schwer aufstöhnte und

sich die Augen mit einem Papiertaschentuch abtupfte. »Inzwischen jedoch ist das kleine Reich, mit dem er so viele positive Erinnerungen verbindet, für ihn zu einer Stätte tiefen Kummers, ja des Grauens geworden.«

Auch der Sicherheitsdienstleiter heftete den Blick auf Caleb. »Mir ist klar, dass es schlimm für Sie gewesen sein muss, Mr. Shaw.«

Calebs Hände zitterten so sehr, dass Annabelle schließlich eine von ihnen ergriff und fest umfasste. »Bitte nennen Sie ihn Caleb, in diesem gemeinsamen Leid sind wir alle Freunde«, bat Annabelle den Sicherheitsdienstleiter, zwinkerte ihm zu, ohne dass Caleb es merkte, und drückte Calebs Hand mit aller Kraft.

»Oh ja, gewiss doch, sicher sind wir alle Freunde, klar«, antwortete der Sicherheitsdienstleiter verlegen. »Aber was hat das mit meiner Abteilung zu tun?«

»Mein Therapieplan sieht vor, dass Caleb sich die Überwachungsvideos des Lesesaals anschaut, das Kommen und Gehen der Besucher ... alles, was so abläuft, wie es ablaufen soll, um ihm die innere Kraft zu verleihen, die er benötigt, um diese schwierige Phase seines Lebens durchzustehen und den Lesesaal und die Tresorräume in den Inbegriff positiven Da-seins zurückzuverwandeln, der sie immer für ihn gewesen sind.«

»Tja, ich weiß nicht, ob ich die Videos einfach so herausgeben darf«, sagte der Sicherheitsdienstleiter. »Das ist ein äußerst ungewöhnliches Anliegen.«

Caleb wollte sich geschlagen geben und aufstehen, doch ein vernichtender Blick Annabelles hielt ihn zurück, sodass er in halber Bewegung erstarrte. »Es ist aber auch eine ungewöhnliche Situation«, entgegnete sie. »Ich bin der Überzeugung, dass ein Mann wie Sie keine Mühen scheut, um es einem Kollegen zu ermöglichen, bald wieder ein normales Leben führen zu können.«

»Naja, sicher, aber ...«

»Wäre dann jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, die Videos für einen guten Zweck zu verwenden?« Annabelle sah Caleb, der noch halb stand, wütend an, und er sank zurück auf den Stuhl, ließ den Kopf erneut auf die Knie hängen. »Sie sehen ja selbst, wie verzweifelt Caleb ist.« Annabelle schaute von neuem den Sicherheitsdienstleiter an und auf sein Namensschild. »Dale ... ich darf Sie doch Dale nennen, nicht wahr ...?«

»Na klar, von mir aus.«

»Dale, sehen Sie die Kleidung, die ich trage?«

Dale begaffte ihre attraktive Figur. »Ja, klar«, lautete seine ein wenig einfältige Antwort.

»Sie sehen, dass mein Rock rot ist. Das ist eine Kraft fördernde, positive Farbe, Dale. Dagegen ist meine Jacke schwarz, diese Farbe steht für negative Schwingungen, und meine Bluse ist beige, hat also eine neutrale Farbe. Diese Farbkombination symbolisiert, dass ich bei meinen Bemühungen, diesem Mann wieder zu einem normalen, gesunden, erfolgreichen Leben zu verhelfen, erst auf halbem Wege stehe. Deshalb brauche ich Ihre Hilfe, Dale. Sie müssen mir dabei behilflich sein, das Ziel zu erreichen. Am Abschluss der Therapie möchte ich für Caleb ganz in Rot gekleidet sein. Und bestimmt möchten Sie das Gleiche. Ich sage, bringen wir die Aufgabe zu Ende, Dale. Lassen Sie's uns kurz entschlossen anpacken.« Sie maß ihn mit wohlgefälligen Blicken. »Ich merkte, dass Sie mich vollauf verstehen, stimmt's?«

Dale musterte den jämmerlich auf dem Stuhl hockenden Caleb. »Also schön«, sagte er. »Ich hole Ihnen die Videos.«

»Sie sind wie ein Profi aufgetreten«, sagte Caleb zu Annabelle, nachdem der Mann das Zimmer verlassen hatte.

»Danke«, gab Annabelle gereizt zur Antwort.

»Und ich glaube«, äußerte Caleb, als sie nichts hinzufügte, »ich hab's auch ganz gut gemacht.«

Ungläubig sah sie ihn an. »Wirklich?«

Noch Stunden später sahen Annabelle und Caleb sich auf den Videos das Kommen und Gehen im Lesesaal an, das vor und nach DeHavens Ermordung stattgefunden hatte.

»Das ist bloß das übliche Raus und Rein«, sagte Caleb. »Es gibt nichts Bemerkenswertes zu sehen.«

Annabelle spulte eine Aufnahme zurück. »Wer ist das?«

»Kevin Philips. Seit Jonathans Tod ist er kommissarischer Abteilungsleiter. Er war bei mir, um mit mir über Jonathans Tod zu sprechen. Und das ist Oliver, verkleidet als deutscher Gelehrter.«

»Putzig«, sagte Annabelle voller Bewunderung. »Er zieht den Auftritt sehr gut durch.«

Sie sahen sich weitere Aufnahmen an. Caleb deutete auf den Bildschirm. »Da habe ich die Mitteilung erhalten, die Verwaltung aufzusuchen, und dort habe ich dann erfahren, dass ich Jonathans literarischer Nachlassverwalter werden soll.« Er schaute aufmerksamer hin. »Bin ich wirklich so rundlich?« Er presste eine Hand auf den Bauch.

»Von wem kam die Mitteilung?«

»Von Kevin Philips.« Annabelle beobachtete, wie Caleb stolperte und seine Brille zerbrach. »Für gewöhnlich bin ich nicht so tapsig«, beteuerte Caleb. »Zum Glück hat Jewell English mir ihre Brille geliehen, sonst hätte ich den Wisch nicht lesen können.«

»Ja, aber warum hat sie die Brille vertauscht?«

»Was?«

»Sie hat die Brille, die sie trug, gegen eine Brille aus ihrer Handtasche gewechselt.« Annabelle spulte zurück.

»Sehen Sie? Das ist ein ganz aalglatter Trick. Sie wäre eine ausgezeichnete Betrügerin ... Ich will sagen, sie hat sehr flinke, feinfühlige Finger.«

Überrascht sah Caleb, dass Jewell English die Brille unter dem Handteller verbarg und blitzartig eine andere aus der Handtasche zog. Diese zweite Brille reichte sie ihm dann. »Ich versteh's auch nicht, aber vielleicht war die eine ihre

Lieblingsbrille. Mit der, die sie mir gegeben hat, kam ich jedenfalls zurecht, ich konnte die Nachricht lesen.«

»Wer ist diese Jewell English?«

»Eine alte Dame, ein Buchfan, sie sitzt regelmäßig im Lesesaal.«

»Und sie bewegt die Hände wie eine Blackjack-Spielerin in Vegas«, konstatierte Annabelle. »Ich frage mich, wieso«, fügte sie versonnen hinzu.

## KAPITEL 50

Stone saß in seinem Friedhofsgärtnerhäuschen und dachte über die Unterredung mit Marilyn Behan nach. Wenn sie über gewisse Sachverhalte die Wahrheit gesagt hatte – und Stone sah keinen Grund, weshalb er dieser verbitterten Frau das Gegenteil unterstellen sollte hatte er sich geirrt. Weder war Jonathan DeHaven von Cornelius Behan beseitigt worden noch Bob Bradley. Vielmehr war Behan auf die Methode aufmerksam geworden, mit der man den glücklosen Bibliothekar liquidiert hatte, und darin wiederum hatten die Mörder einen Anlass gesehen, auch Behan zu beseitigen.

Wer sonst also könnte von DeHavens Tod irgendeinen Vorteil erlangt haben? Oder von Bradleys Tod? Stone erkannte, dass er dringend doch noch die Zusammenhänge ergründen musste.

»Oliver?« Stone hob den Kopf. Auf der Schwelle stand Milton. »Ich habe angeklopft«, sagte Milton, »aber nichts hat sich gerührt.«

»Entschuldigung, ich war wohl in Gedanken.«

Wie gewohnt hatte Milton sein Notebook und eine schmale Aktentasche dabei. Er setzte beides auf dem Tisch ab und entnahm der Aktentasche einen Schnellhefter. »Hier steht, was ich über Bradleys Mitarbeiter recherchiert habe.«

Stone nahm die Unterlagen zur Hand und las sie aufmerksam durch. Zahlreiche Dokumentationen befassten sich mit Bradleys politischer Karriere, auch mit dem Vorsitz des Geheimdienstausschusses, den er im Auftrag des Abgeordnetenhauses jahrelang innegehabt hatte.

»Bradley war ein überaus fähiger Politiker«, sagte Milton, »und er hat im Bereich des Geheimdienstwesens viele nützliche Reformen durchgesetzt.«

»Die ihn vielleicht das Leben gekostet haben«, bemerkte Stone. »Schöne Belohnung.«

Er sah sich die Personaldaten und Fotos der Untergebenen an, die Bradley in seinem Abgeordnetenbüro und im Geheimdienstausschuss gehabt hatte. Kaum war er fertig, trafen Annabelle und Caleb ein. Stone erzählte ihnen und Milton von seiner Unterhaltung mit Marilyn Behan.

»Tja, dann müssen wir die Theorie, dass Behan etwas mit Jonathans Tod zu tun hatte, wohl verwerfen«, sagte Caleb.

»Sieht so aus«, stimmte Stone zu. »Und was habt ihr beim Anschauen der Videos festgestellt?«

»Tja, unsere ursprüngliche Erwartung, irgendwen aufkreuzen zu sehen, der sich verdächtig benimmt, hat sich nicht erfüllt. Aber wir sind auf etwas anderes gestoßen, das sehr wichtig sein könnte.« Annabelle erklärte, welchen Schummeltrick Jewell English bei Caleb angewandt hatte.

»Sind Sie sicher?«, fragte Stone erstaunt.

»Vertrauen Sie mir, ich habe diese Bewegung schon eine Million Mal gesehen.«

Und wohl auch genauso oft ausgeführt, dachte Stone. Er sah Caleb an. »Was weißt du über diese Frau?«

»Nur, dass sie eine ältere Witwe ist, regelmäßige Besucherin der Bibliothek, Liebhaberin alter Bücher, sehr nett und begeisterungsfähig, und dass ...« Er errötete.

»Und was?«, hakte Stone nach.

»Und dass sie mich dauernd anbaggert«, antwortete Caleb verlegen.

Annabelle musste ein Auflachen unterdrücken.

»Wahrscheinlich weißt du das alles aber nur, weil sie es dir erzählt hat«, sagte Stone. »Ob es Tatsachen sind, weißt du nicht.«

»Da hast du recht«, gab Caleb zu.

»Warum hat sie dann die Brillen vertauscht?«

»Nun ja, es kann sein, dass sie mir die eine Brille nicht geben möchte, weil sie irgendeine besondere Bedeutung für sie hat. Ich würde da nicht zu viel hineindeuten, schließlich hat sie mir ja eine andere Brille geliehen.«

»Es läge mir eigentlich fern, da irgendetwas Übertriebenes hineinzudeuten, Caleb, doch von einer alten Witwe, die im Lesesaal einer Bibliothek sitzt, erwartet man im Allgemeinen nicht, dass sie über so außergewöhnliche Schummelhände verfügt. Wenn sie die eine Brille nicht hergeben wollte, warum hat sie's nicht schlichtweg gesagt und dir die andere in die Hand gedrückt?«

Caleb setzte zu einer Entgegnung an, überlegte es sich dann aber anders. »Darauf weiß ich keine Antwort.«

»Ich auch nicht, aber allmählich glaube ich, wir müssen eine Antwort finden, wenn wir Jonathan DeHavens Ermordung aufklären möchten.«

»Du kannst doch unmöglich annehmen«, widersprach Caleb, »dass die reizende alte Jewell English irgendwas mit Jonathans Tod zu schaffen hat.«

»Vorerst können wir es nicht ausschließen. Und Behan hat man beseitigt, weil er herausgefunden hat, wie Jonathan ermordet wurde. Ich gehe davon aus, er hatte entdeckt, dass die Tanks in der Kongressbibliothek vorsätzlich falsch beschriftet worden waren. Das kann der Grund gewesen sein, warum er in der Bibliothek erschienen ist, Caleb, und einen Blick in die Tresorräume werfen wollte. Er suchte nach Anhaltspunkten, weshalb Jonathan getötet worden sein könnte. Denk dran – er hat sich erkundigt, ob Jonathan mit allen anderen in der Bibliothek auf gutem Fuße stand. Er hat gar nicht versucht, den Mord jemand anders anzuhängen, er hatte tatsächlich vor herauszufinden, ob Jonathan DeHaven irgendwelche Feinde hatte.«

»Mit anderen Worten, der Schlüssel ist nicht Behan, sondern Jonathan, und außerdem spielt irgendetwas in der Bibliothek eine Rolle?«, fragte Annabelle.

»Möglicherweise«, antwortete Stone. »Oder etwas in seinem Privatleben.«

Bei dieser Äußerung zuckte Caleb zusammen, bewahrte jedoch Schweigen.

»Aber wie passt die Ermordung Bob Bradleys da hinein?«, fragte Annabelle. »Sie sind ja der Überzeugung, dass eine Verbindung besteht.«

»Wir wissen, dass Bradley durch eine Kugel getötet wurde, die jemand in einem Nachbarhaus durchs Fenster geschossen hat. Genauso ist es Behan ergangen. Das kann unmöglich Zufall sein. Vielmehr kann es sogar derselbe Täter gewesen sein. Berufskiller bleiben gern bei einer Methode, weil sie sie so gut beherrschen. Damit verringern sie die Fehlerwahrscheinlichkeit.«

»Sie reden«, sagte Annabelle, »als würden Sie 'ne Menge davon verstehen.«

Stone lächelte unschuldig. »Wie Caleb Ihnen bestätigen kann, verschlinge ich als Lieblingslektüre fortwährend Thriller aller Art. Ich finde sie nicht nur unterhaltsam, sondern auch informativ.« Er heftete den Blick auf Caleb. »Könnten wir uns irgendwie die Brillen dieser Frau angucken, ohne dass sie's mitkriegt?«

»Klar«, antwortete Caleb sarkastisch, »wir brechen mitten in der Nacht in ihr Haus ein und klauen die Brillen.«

»Gute Idee«, sagte Stone. »Würdest du bitte klären, wo sie wohnt?«

»Oliver ...«, stammelte Caleb, »das kann doch nicht dein Ernst sein!«

»Ich hätte eventuell einen besseren Einfall«, meinte Annabelle. Die übrigen Anwesenden sahen sie an. »Besucht sie den Lesesaal regelmäßig?«

»Ziemlich regelmäßig.«

»Wann wäre sie das nächste Mal zu erwarten?«

Rasch überlegte Caleb. »Schon morgen.«

»Prächtig. Dann begleite ich Sie morgen in die Bibliothek. Sie zeigen mir die Frau, und den Rest erledige ich.«

»Was haben Sie vor?«, fragte Caleb.

Annabelle stand auf. »Ich wende den gleichen Trick an wie sie selbst.«

»Aus naheliegenden Gründen wollte ich vor ihr nicht darüber sprechen, Oliver«, sagte Caleb, als Annabelle fort war, »aber wenn das alles nun irgendwie mit dem Bay Psalm Book zusammenhängt? Es ist unschätzbar wertvoll, und wir können nicht feststellen, wie es in Jonathans Besitz gelangt ist. Kann sein, es ist gestohlen, und vielleicht will jetzt jemand anders es an sich bringen. Womöglich ist Jonathan ermordet worden, um an das Buch zu kommen.«

»Es ist allerdings noch da, Caleb«, erwiderte Stone. »Die Person, die Reuben niedergeschlagen hat, befand sich ja im Haus. Sie hätte das Panzergewölbe knacken und das Buch mitnehmen können. Und weshalb hätte man wegen des Buchs Cornelius Behan umbringen sollen? Oder Bradley? Beide haben rein gar nichts mit dem Psalm Book zu tun. Behan wusste nicht mal, dass DeHaven eine Büchersammlung hat. Und es fehlt jeder Hinweis darauf, dass Bradley deinen Kollegen kannte.«

Nachdem auch Caleb gegangen war – in niedergedrückter Stimmung und ziemlich verwirrt –, setzten Milton und Stone die Erörterungen über Bradleys einstige Mitarbeiter fort, während Stone in dem Schnellhefter blätterte. »Michael Avery hat in Yale studiert und war Justizangestellter beim Obersten Gerichtshof, ehe er in den Stab des Geheimdienstausschusses überwechselte«, sagte Stone. »Als Bradley Sprecher des Abgeordnetenhauses wurde, ging er mit ihm.« Sein Blick schweifte über weitere Fotos und Biografien. »Dennis Warren, ebenfalls Yale-Ab- solvent, war zu Anfang seiner Laufbahn im Justizministerium und später Bradleys Bürovorsteher, und diesen Job hat er behalten, als Bradley zum Sprecher aufstieg. Albert Trent, Harvard-Abgänger und Jurist, hat eine Zeit lang bei der CIA gearbeitet und sich danach jahrelang als Bradleys Mitarbeiter im Geheimdienstausschuss betätigt. Alles hochgradig erfahrene Spitzenkräfte. Anscheinend hatte Bradley ein erstklassiges Team um sich geschart.«

»Heißt es nicht, dass ein Kongressabgeordneter nur so gut ist wie sein Personal?«

Stone wirkte nachdenklich. »Weißt du, was wir niemals gründlich recherchiert haben, sind die Umstände der Ermordung Bradleys.«

»Und wie können wir dieses Versäumnis nachholen?«, fragte Milton.

»Unsere Freundin ist eine gute Schauspielerin.«

»Erste Sahne.«

»Möchtest du mal was Ähnliches mit mir ausprobieren?«

»Jederzeit.«

# KAPITEL 51

Albert Trent und Roger Seagraves trafen sich in Trents Büro auf dem Capitol Hill. Seagraves gab Trent eine Datei mit Informationsmaterial. Trent würde die Datei kopieren und an die Datenspeicher des Geheimdienstauschusses verschicken. In der Originaldatei waren hochwichtige Pentagon-Geheimnisse versteckt, die die Strategie des US-Militärs in Afghanistan, im Irak und gegen den Iran betrafen. Trent konnte ein verabredetes Entschlüsselungsverfahren anwenden, um der Datei diese Geheimnisse zu extrahieren.

»Haben Sie einen Moment Zeit?«, fragte Seagraves, nachdem Trent die Datei gespeichert hatte.

Sie machten wieder einen Spaziergang auf dem Gelände des Capitols. »Mann, Roger, Sie hatten Glück, was Behan angeht«, sagte Trent, »dass man diesem Burschen da die Schuld gibt.«

»Merken Sie sich eines, Albert: Nichts, was ich unternehme, hat etwas mit Glück zu tun. Ich habe eine Gelegenheit erkannt und sie genutzt.«

»Schon gut, war nicht so gemeint. Glauben Sie, dass es zur Anklage reicht?«

»Wohl kaum. Warum er dort herumgelungert hat, weiß ich nicht, aber er hat Behans Villa beobachtet. Er ist ein Kumpel Caleb Shaws von der Kongressbibliothek. Und obendrein gehört der Knacker, den ich mir vorgeknöpft und ›befragt‹ habe, dieser Oliver Stone, auch zu dem Haufen.«

»Shaw ist DeHavens literarischer Nachlassverwalter. Deshalb treibt er sich in dem Haus rum.«

Verächtlich sah Seagraves seinen Komplizen an. »Das weiß ich, Albert. Ich habe inzwischen mit Shaw lockere Bekanntschaft geschlossen, und zwar als Vorbereitung weiterer Maßnahmen, falls sie notwendig werden. Diese Leute haben nicht bloß Bücher im Kopf. Der Mann, den ich

verhört habe, hat früher in einem ganz speziellen Aufgabenbereich bei der CIA gearbeitet.«

»Davon haben Sie mir gar nichts verraten«, rief Trent.

»Sie mussten es nicht wissen, Albert. Jetzt wissen Sie's.«

»Und wieso muss ich es jetzt wissen?«

»Weil ich es für richtig halte.« Seagraves blickte hinüber zum Jefferson Building, in dem sich die Raritätenabteilung mit ihrem Lesesaal befand. »Diese Typen haben auch bei der Fire Control, Inc., herumgeschnüffelt. Mein dortiger Helfer hat mich darüber informiert, dass von einem aus der Bibliothek retournierten Tank Farbe abgeschabt wurde. Wahrscheinlich wissen sie also inzwischen über den C0<sub>2</sub>-Trick Bescheid.«

Trent wurde blass. »Das sieht mir gar nicht gut aus, Roger.«

»Werden Sie nicht nervös, Albert. Ich habe einen Plan. Ich habe immer einen Plan. Die fällige Zahlung ist eingegangen. Wie schnell können Sie das neue Material weiterleiten?«

Trent schaute auf die Armbanduhr. »Frühestens morgen, aber es wird knapp.«

»Hauen Sie rein.«

»Vielleicht sollten wir lieber den Laden dichtmachen, Roger.«

»Das wäre schlechtes Geschäftsgebaren. Wir haben noch etliche Kunden zu bedienen.«

»Es wäre auch schlecht, wegen Hochverrats im Knast zu sitzen.«

»Ach, ich werde nicht im Knast sitzen, Albert.«

»So genau können Sie das nicht wissen.«

»Doch, ich weiß es, weil man Tote nämlich nicht einbuchtet.«

»Na schön, aber wir müssen keinen so gefährlichen Weg einschlagen. Vielleicht sollten wir uns überlegen, ob wir wenigstens ein bisschen pausieren, bis die Sache nicht mehr so heiß ist.«

»Wenn etwas erst mal so heiß ist wie jetzt, kühlt es nicht von selbst wieder ab. Wir machen ganz einfach weiter, denn wie ich schon sagte – ich habe einen Plan.«

»Darf ich ihn erfahren?«

Seagraves ignorierte die Frage. »Heute Abend erhalte ich neue Informationen. Wenn sie so gut sind, wie ich es erwarte, dürften sie uns 10 Millionen einbringen. Aber sperren Sie Augen und Ohren auf. Sobald Ihnen irgendwas seltsam vor kommt, verständigen Sie mich. Sie wissen ja, wo Sie mich finden.«

»Sie müssen mal wieder jemanden ... äh, liquidieren?«

»Ein klein wenig erhoffe ich es mir sogar.« Seagraves ließ Trent stehen.

Am Abend fuhr Seagraves zum Kennedy Center, um ein Konzert des National Symphony Orchestra zu besuchen. Das schlichte, kastenförmige Kennedy Center war schon oft zum lieblosen Denkmal erklärt worden, das die Nation je einem toten Präsidenten gewidmet hatte. Seagraves interessierte sich jedoch nicht für die Ästhetik des Bauwerks. Er hatte nicht einmal Interesse am National Symphony Orchestra. Seine attraktiven Gesichtszüge und seine hochgewachsene, muskulöse Gestalt zogen die Blicke vieler Frauen an, die ihn im Gang zum Auditorium zu sehen bekamen, in dem das Symphonieorchester spielen sollte. Auch darum kümmerte er sich nicht. Für ihn war heute ein reiner Arbeitsabend.

Später, in der kurzen Pause, mischte Seagraves sich außerhalb des Auditoriums unter andere Gäste, um etwas zu trinken und sich im Andenkenladen umzuschauen.

Außerdem ging er in die Herrentoilette. Anschließend wurde die Beleuchtung wieder gedimmt, um den zweiten Teil des Konzerts anzukündigen.

Eine Stunde später saß Seagraves gegenüber vom Kennedy Center in einer Nachtbar und gönnte sich einen Drink. Er zog das Konzertprogramm aus der Seitentasche des Jacketts und

sah es durch. Natürlich war es nicht sein Programm. Auf dem Rückweg ins Auditorium war es ihm im Geschiebe in die Tasche gesteckt worden. Niemand konnte es beobachtet haben. Wenn Spione Menschenmengen mieden, wurden sie stets geschnappt. Deshalb suchte Seagraves die Menschenmassen, da sie Schutz boten.

Daheim in seinem Arbeitsraum filterte er die im »Programm« verborgenen Geheimnisse heraus und brachte sie in die richtige Form, um sie beim nächsten Zusammentreffen Albert Trent zu übergeben. Seagraves lächelte. Was da vor ihm lag, bestand aus nichts weniger als den letzten Informationen, die er für den Entschlüsselungscode der hochrangigen diplomatischen Kommunikation zwischen dem Außenministerium und seinen überseeischen Institutionen brauchte. Inzwischen glaubte er, dass 10 Millionen Dollar zu billig waren; vielleicht ließen sich damit 20 Millionen verdienen. Schließlich beschloss Seagraves, 25 Millionen zu fordern, um ein wenig Spielraum nach unten zu haben. Er führte alle Verhandlungen in verschiedenen, eigens dafür eingerichteten Internet-Foren. Und er ließ die Geheimnisse erst an die Empfänger weiterleiten, wenn sie das Geld auf sein Nummernkonto überwiesen hatten. Er stellte sich auf den sehr vernünftigen Standpunkt: Traue niemandem, mit dem du Geschäfte machst. Ihn selbst zwang die Effizienz des freien Marktes zur Verlässlichkeit. Wenn er auch nur ein einziges Mal Geld kassierte, ohne die Ware zu liefern, flog er aus dem Geschäft. Und wahrscheinlich hätte es seine Liquidierung zur Folge.

Nur ein Ärgernis konnte Seagraves' Pläne noch zum Scheitern bringen: diese alten Knacker, die sich das Herumschnüffeln zur Gewohnheit gemacht hatten. Wäre es bloß der Bibliothekar gewesen, hätte ihn geringere Sorge geplagt. Doch der ehemalige Dreimal-sechs-Agent durfte nicht auf die leichte Schulter genommen werden. Seagraves ahnte, dass sich ein neues Gewitter zusammenbraute. Aus diesem Grund

hatte er aus Stones Haus ein Hemd mitgehen lassen, als er den Mann verschleppt hatte, um ihn zu foltern und auszufragen. Falls sich die Notwendigkeit ergab, Stone zu beseitigen, würde er das Hemd seiner Sammlung hinzufügen.

## KAPITEL 52

Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr betraten Stone und Milton den Federalist Club.

Sie erklärten ihr Anliegen und wurden ins Büro des Geschäftsführers geleitet. Der Mann betrachtete ihre brandneuen, offiziös aussehenden Detekteiausweise, die Milton am Vorabend mit dem Laserdrucker fabriziert hatte.

»Bradleys Familie in Kansas hat Sie beauftragt, in der Mordsache zu ermitteln? Aber die hiesige Polizei geht dem Fall doch schon nach. Und auch das FBI.« Der Stimme des Geschäftsführers bekam einen ärgerlichen Beiklang. »Sie waren alle schon mehrmals bei uns.«

»Wie Sie gewiss verstehen können, möchte die Familie eigene Nachforschungen betreiben«, antwortete Stone. Er und Milton trugen Jackett, dunkle Hose und Schlips. Miltos langes Haar steckte unter einem Filzhut, den er auf dem Kopf behielt. »Die Familie ist der Meinung, dass die polizeilichen Untersuchungen keine angemessenen Fortschritte erkennen lassen.«

»Nun ja, da die Polizei bisher niemanden verhaftet hat, kann man dieser Ansicht kaum widersprechen.«

»Sie können sie anrufen, falls Sie sich von der Richtigkeit unserer Angaben überzeugen möchten«, sagte Stone. »Mrs. Bradley ist verreist, aber Sie können sich an den Familienanwalt in Maryland wenden.« Auf dem Detekteiausweis stand Miltos Handyrfnummer. Für den Fall, dass der Geschäftsführer das Angebot annahm, hatte Milton eine Durchsage der Mailbox vorbereitet, die ein Anwaltsbüro vorspiegelte.

»Nein, muss wohl nicht sein. Was wollen Sie denn wissen?«

»Weshalb weilte Bradley an dem Abend im Club?«

»Zwecks einer Privateier anlässlich seiner Wahl zum Sprecher des Abgeordnetenhauses.«

»Ah, ja. Wer hat die Feier organisiert?«

»Ich glaube, seine Mitarbeiter.«

»Jemand Bestimmtes?«

»Nicht, dass ich mich entsinnen könnte. Wir hatten die Instruktionen per Fax erhalten. Ich hatte es so verstanden, dass die Feier eine Überraschung sein sollte.«

»Und getötet wurde er im vorderen Gesellschaftszimmer?«

»Ja, im James-Madison-Saal. Sie kennen sicher die Föderalistenartikel. Wenn Sie möchten, zeige ich Ihnen die Räumlichkeit.«

Er brachte sie in das große, zur Straße gelegene Gesellschaftszimmer. Durch ein großes Erkerfenster fiel Stones Blick auf das Obergeschoss des gegenüberliegenden Gebäudes. Seinem geübten Auge erschlossen sich hier nicht nur ein günstiges Schussfeld und gute Vorarbeit, was das Attentat betraf, sondern auch die Einsicht, dass Insiderkenntnisse genutzt worden sein mussten. »Und warum hat er sich in diesem Raum aufgehalten?«, fragte Stone, um an seine Überlegungen anzuknüpfen.

Der Geschäftsführer wischte ein Stäubchen vom Marmorkamin. »Ach, man wollte hier zu seinen Ehren anstoßen.« Es schauderte ihn. »Es war grässlich. Als Bradley erschossen wurde, hatte Senator Pierce gerade seine Ansprache beendet. Überall Blut ... entsetzlich! Ein sehr teurer Perserteppich musste als Totalverlust abgeschrieben werden, sogar das Holz hat Blut aufgesaugt. Es hat ein kleines Vermögen gekostet, es aufhellen und neu beizen zu lassen. Die Polizei hat es uns erst vor kurzem gestattet. Wir durften es nicht einmal bedecken, weil es hieß, dadurch könnten Indizien verfälscht werden. Die Leute mussten um den Fleck herumgehen und hatten ihn ständig im Blickfeld. Die Besuche der Mitglieder sind zurückgegangen, das kann ich Ihnen sagen.«

»Wem gehört das Gebäude auf der anderen Straßenseite?«, erkundigte sich Milton.

»Ich habe keine Ahnung. Inzwischen wissen es die Be-

hörden, vermute ich. Früher war es ein privater Wohnsitz, dann eine Kunsthalle. Mittlerweile steht es seit etwa fünf Jahren leer, ein wahrer Schandfleck, aber was soll man machen? Allerdings habe ich gehört, dass man es renovieren will. Es sollen Eigentumswohnungen werden, soviel ich weiß. Die Umbauarbeiten haben aber noch nicht angefangen.«

»Wer hat Bradley zum Umtrunk in den Raum geholt?«, fragte Stone.

Der Geschäftsführer dachte kurz nach. »Es waren so viele Personen da, dass ich mir nicht sicher bin. Mit dem Umtrunk hatte ich nichts zu tun. Aber ich stand am Fenster, als der Schuss fiel. Ich glaube, ich habe sogar gespürt, wie die Kugel an meinem Ohr vorbeisauste. Mir war noch tagelang flau.«

»Kann ich mir vorstellen. Könnte noch jemand anders uns etwas erzählen?«

»Ein Kellner und der Barkellner, die auf der Veranstaltung bedient haben. Falls Sie mit ihnen reden möchten – sie sind beide heute anwesend.«

Der Barkellner wusste nichts. Der Kellner hingegen, ein Mann namens Tom, hatte eine Antwort. »Einer seiner Mitarbeiter war es, glaube ich«, sagte er, »der alle zum Anstoßen zusammengerufen hat. So ist es mir jedenfalls in Erinnerung geblieben. Ich habe geholfen und Gäste aus Nebenzimmern hereingebeten, und dann ist Abgeordneter Bradley geholt worden.«

»Entsinnen Sie sich, wer dieser Mitarbeiter war?«

»Nein, tut mir leid. Es waren viele Leute zugegen. Und soweit ich weiß, hat er seinen Namen nicht genannt.«

»Also war es ein Mann?« Tom nickte. Stone zeigte ihm Fotos der einstigen Mitarbeiter Bradleys. »Erkennen Sie jemanden? Kann der hier es gewesen sein?« Er deutete auf das Foto Dennis Warrens. »Er war Bradleys Bürovorsteher. Es läge nahe, dass er den Umtrunk veranlasst hat.«

»Nein, der war es nicht.«

»Und was ist mit dem?«, fragte Stone und zeigte auf das

Foto Albert Trents. »Er war auch ein wichtiger Mann bei Bradley.«

»Nein.« Der Reihe nach betrachtete der Kellner die Fotos und tippte zu guter Letzt auf ein Bild. »Das war er. Jetzt fällt's mir ein. Er hat einen so tüchtigen Eindruck gemacht.«

Stone sah das Foto Michael Averys, der sich als Bradleys Mitarbeiter im Geheimdienstausschuss betätigt hatte.

»Und was nun?«, fragte Milton, als er und Stone den Federalist Club verließen.

»Wir sprechen mit einigen der Leute, die für Bradley gearbeitet haben.«

»Doch nicht mit Avery? Dann wäre er ja gewarnt.«

»Nein, aber mit Trent oder Warren.«

»Aber wir können nicht behaupten, dass wir im Auftrag der Familie Bradleys ermitteln. Wahrscheinlich würden sie merken, dass wir ihnen einen Bären aufbinden.«

»Nein, wir sagen ihnen die Wahrheit.«

»Was?«

»Wir sagen, dass wir den Tod Jonathan DeHavens untersuchen.«

Dennis Warren hielt sich zu Hause auf, als Stone ihn anrief, nachdem er ihn im Telefonbuch gefunden hatte, und erklärte sich mit einem Gespräch einverstanden. Am Telefon sagte er, DeHavens Tod sei ihm zwar zu Ohren gekommen, er habe den Mann jedoch nicht gekannt. »Ich muss mich schämen, es zuzugeben«, fügte er hinzu, »aber ich habe nicht mal einen Bibliotheksausweis.«

Mit der U-Bahn fuhren Milton und Stone zu Warrens Wohnsitz in Falls Church, Virginia. Er hatte ein eher bescheidenes Haus in älterer Nachbarschaft. Man sah auf Anhieb, dass Warren kein Freund des Freiluftsports war, und ebenso wenig Heimwerker. Unkraut wucherte auf dem Rasen, und das Haus bedurfte dringend eines Anstrichs.

Drinnen dagegen war es behaglich und bequem, und trotz

Warrens Bekenntnis, keinen Bibliotheksausweis zu haben, standen zahlreiche Bücher in den Regalen. Stapel ausgelauschter Tennisschuhe, Universitätsjacken und Teenagerutensilien verrieten, er war auch Vater.

Warren erwies sich als großer, stattlicher Mann mit schütter werdendem Haar und breitem, pockennarbigen Gesicht. Die dünne, fast durchsichtige Haut zeugte von Jahrzehnten der Arbeit fürs Heimatland unter Neonlampen. Durch den Flur führte er die Besucher ins Wohnzimmer.

»Achten Sie nicht auf das Chaos«, bat Warren. »Drei Söhne zwischen vierzehn und achtzehn bedeuten, dass das Haus nicht einem allein gehört und dass man das Dasein nicht selbst bestimmen kann. Ich bin zwar dazu imstande, mich in einer Sitzung hinzustellen und den Stabschefs schlüssige Argumente über komplizierte geopolitische Geheimdienststrategien vorzutragen, aber meine Söhne krieg ich anscheinend nicht so weit, regelmäßig zu duschen oder etwas anderes als Cheeseburger zu essen.«

»Sie gehörten früher zum Personal des Geheimdienstausschusses«, begann Stone die Unterredung.

»Richtig. Aber als Bradley Sprecher des Abgeordnetenhauses wurde, bin ich mit ihm gegangen. Derzeit bin ich arbeitslos.«

»Wegen seines Todes?«, fragte Milton.

Warren nickte. »Ich habe für ihn persönlich gearbeitet. Es war eine Freude, für Bradley zu arbeiten. Er war ein bedeutender Mann. Ein Mann, wie wir ihn heutzutage gebrauchen können – durch und durch solide und ehrenhaft.«

»Hätten Sie nicht beim Geheimdienstausschuss bleiben können?«, fragte Stone.

»Eigentlich hatte ich diese Alternative nicht. Bradley wünschte, dass ich mit ihm gehe, also hab ich's getan. Und ich wollte es so. Es gibt nur einen Sprecher des Abgeordnetenhauses, und er hat nur einen Bürovorsteher. Man hat alle Hände voll zu tun, alle Welt ruft Sie an. Außerdem hat

der neue Vorsitzende des Geheimdienstausschusses eigene Leute mitgebracht, die es zu befördern galt. So läuft es eben auf dem Capitol Hill. Man hängt am Rockzipfel seines Abgeordneten. Und wenn der Rockzipfel nicht mehr da ist, dann ... Tja, deshalb sitze ich jetzt zwischen sämtlichen Stühlen. Bloß gut, dass meine Frau Anwältin ist, sonst wären wir schon finanziell am Ende. Um ehrlich zu sagen, ich versuche immer noch, den Schock zu verwinden, den ich erlitten habe, und bemühe mich vorerst gar nicht um einen neuen Job.« Er schwieg, musterte Stone und Milton aufmerksam. »Sie haben erwähnt, Sie ermittelten im Todesfall dieses DeHaven? Was hatte er mit Bradley zu schaffen?«

»Vielleicht nichts, vielleicht eine Menge«, gab Stone vage zur Antwort. »Sie haben von der Ermordung Cornelius Behans erfahren?«

»Wer nicht? Ziemlich peinlich für die Ehefrau.«

»Ja. Also, DeHaven wohnte gleich neben Behan, und der Mörder hat aus DeHavens Haus auf Behan geschossen.«

»Verdammtd, das wusste ich nicht. Aber einen Zusammenhang mit dem Abgeordneten Bradley erkenne ich nach wie vor nicht.«

»Offen gestanden, wir versuchen selbst noch, diesen Zusammenhang zu finden«, räumte Stone ein. »Waren Sie an dem Abend auch im Federalist Club?«

Warren nickte bedächtig. »Es sollte eine Ehrung für den Alten stattfinden, aber es wurde ein Albtraum.«

»Sie haben selbst alles mit angesehen?«, fragte Milton.

»Ich hatte dieses Pech. Ich stand neben Mike, ich meine, Michael Avery. Senator Pierce hatte gerade eine nette kleine Ansprache beendet, und *peng*, fiel wie aus dem Nichts der Schuss. Es ging alles so schnell ... Ich hatte gerade ein Glas Champagner an den Mund gehoben und habe alles über mich verschüttet. Es war grauenvoll. Es schlug mir regelrecht auf den Magen. So erging es vielen Anwesenden.«

»Sie kennen Michael Avery gut?«

»Ist doch klar, wir haben zehn Jahre lang Tag und Nacht zusammengearbeitet.«

»Wo ist er jetzt?«

»Er ist mit mir gegangen, als Bradley zum Sprecher des Abgeordnetenhauses aufstieg. Deshalb ist Mike jetzt ebenfalls arbeitslos.«

»Wir haben gehört, er ist es gewesen, der die Veranstaltung im Club geplant und diesen Umtrunk arrangiert hatte.«

»Nein, das war er nicht. Mike und ich sind gemeinsam hingefahren. Wir standen lediglich auf der Gästeliste.«

»Uns wurde berichtet, er hätte Leute zum Anstoßen in den Saal geholt.«

»Das habe ich auch. Wir haben bloß ausgeholfen.«

»Wem ausgeholfen?«

»Albert. Albert Trent. Er hat diesen Umtrunk vorgeschlagen. Albert hat sich immer was einfallen lassen. Ich bin eher ein stiller Typ mit begrenzter sozialer Kompetenz.«

»Albert Trent? Hatte er die ganze Veranstaltung organisiert?«

»Keine Ahnung. Aber auf alle Fälle war der Umtrunk seine Idee.«

»Ist er jetzt auch arbeitslos?«

»Oh nein. Albert ist dem Geheimdienstausschuss erhalten geblieben.«

»Haben Sie nicht gesagt, dass man im Allgemeinen seinem Abgeordneten folgt?«, fragte Stone verwundert.

»Im Normalfall ja. Aber Albert wollte nicht weg. Bradley war darüber gar nicht erfreut, das kann ich Ihnen sagen. Albert hatte im Ausschuss irgendeine Übereinkunft mit Bradleys Nachfolger getroffen, um dessen rechte Hand zu werden. Albert versteht es nämlich, sich unentbehrlich zu machen. Aber im Büro des Sprechers gibt es viel zu tun, und ohne Albert waren wir personell zu schwach ausgestattet. Damit plaudere ich keine Interna aus, es war bekannt.«

»Und Bradley hat ihm seinen Willen gelassen?«

Warren schmunzelte. »Offenbar ist Ihnen Bob Bradley kein Begriff. Wie gesagt, der Mann war unglaublich anständig und ehrlich und hat sich krumm geschuftet, aber natürlich kommt man im Leben nicht in solche Ämter, ohne ein dickes Fell zu haben und sehr beharrlich zu sein. Und er schätzte es nicht, wenn ihm bewährte Mitarbeiter wegliefen. Er mochte keine Perlen vor die Säue werfen. Früher oder später hätten wir Albert wieder bei uns im Büro sitzen gehabt.«

»Aber durch Bradleys Tod ist auch das hinfällig geworden?«

»Selbstverständlich. Mike und ich haben das Richtige getan und sind arbeitslos geworden. Albert haut dem Alten ab und sitzt auf einem schönen Posten. Und Mike hat vier Kinder und ist mit einer Hausfrau verheiratet. Trent ist alleinstehend und hat keine Kinder. Erklären Sie mir mal, wie das gerecht sein soll.«

»Ich weiß schon«, sagte Milton, als er und Stone das Haus verlassen hatten. »Du willst alles über Albert Trent erfahren.«

Stone nickte. »Alles.«

»Ich sehe da ein ziemlich eindeutiges Mordmotiv. Es erstaunt mich, dass die Polizei es ignoriert hat. Auch Warren rafft anscheinend nichts.«

»Welches Motiv?«, fragte Stone.

»Das ist doch ganz klar, Oliver. Für einen lebenden Bradley hätte Trent den Ausschuss über kurz oder lang verlassen müssen. Weil Bradley tot ist, kann er nun bleiben, wo er ist.«

»Du glaubst, der Mann ermordet den Sprecher des Abgeordnetenhauses, nur um nicht die Stelle wechseln zu müssen? Und er schießt nicht mal selbst, denn er war ja im Federalist Club, also hätte er einen Killer gemietet. Das kommt mir ein bisschen extrem vor, nur um in der Regierungsbürokratie ein Pöstchen mittlerer Ebene behalten zu dürfen. Und wie Warren gesagt hat: Der Job im Büro des Sprechers bringt ein viel

höheres Prestige.«

»Dann muss noch mehr dahinterstecken.«

»Da könntest du recht haben. Nur wissen wir bislang nicht, was in Frage käme.«

In seinem Haus griff Dennis Warren zum Telefon und sprach mit seinem Freund und Ex-Kollegen Michael Avery. Danach wählte er eine andere Rufnummer.

»Albert? Hier Dennis. Tut mir leid, wenn ich dich bei der Arbeit störe, aber eben waren zwei Typen hier und haben seltsame Fragen gestellt. Ich habe auch Mike Avery angerufen und ihm Bescheid gesagt. Wahrscheinlich hat's überhaupt nichts damit auf sich, aber ich dachte, ich informiere dich trotzdem.«

»Das weiß ich zu würdigen«, antwortete Trent. »Was genau wollten die Leute denn wissen?«

Kurz fasste Warren den Inhalt der Unterhaltung zusammen. »Ich habe gesagt«, fügte er zum Schluss hinzu, »dass der Umtrunk auf deinen Vorschlag stattgefunden hat. Und dass du im Ausschuss geblieben bist.«

»Wie sahen die Kerle aus?«

Warren beschrieb Stone und Milton. »Kennst du sie?«

»Nein, ganz sicher nicht. Das ist wirklich sonderbar.«

»Na ja, ich dachte mir, du solltest davon wissen. Hoffentlich habe ich nichts erzählt, was ich nicht hätte sagen sollen.«

»Ich habe keine Geheimnisse«, beteuerte Trent.

»Hör mal, Albert, falls der Ausschuss mal einen erfahrenen Mann sucht, gib mir Bescheid, ja? Ich bin's satt, Däumchen zu drehen.«

»Mach ich. Und vielen Dank für die Warnung.«

Unverzüglich verließ Albert Trent sein Büro, rief an einem öffentlichen Telefon Seagraves an und vereinbarte mit ihm für später ein Treffen abseits des Capitol Hill.

»Wir haben ein Problem«, sagte Trent, als Seagraves sich

am Treffpunkt einfand.

Seagraves hörte ihm zu. »Tja«, sagte er anschließend, »ihr nächster Schritt liegt ja wohl auf der Hand.«

»Kümmern Sie sich darum?«

»Ich kümmere mich immer um so etwas.«

## KAPITEL 53

Während Milton und Stone Befragungen durchführten, hob Caleb im Lesesaal der Raritätenabteilung den Blick vom Schreibtisch, als Annabelle eintrat; sie trug einen schwarzen Faltenrock, ein dazu passendes Damenjackett, eine weiße Bluse und flache Pumps. Um die Schulter hatte sie eine Einkaufstasche geschlungen, und in der Hand hielt sie den nagelneuen Bibliotheksausweis mit ihrem Foto. Caleb ging ihr entgegen.

»Kann ich Ihnen helfen, Miss ...?«

»Charlotte Abruzzio. Ja, ich suche ein bestimmtes Buch.«

»Na, dann sind Sie bei mir richtig. Wir haben hier nämlich eine Bibliothek.« Caleb lachte.

Annabelle rang sich nicht einmal ein Schmunzeln ab. Sie hatte Caleb eingeschärft, die Unterhaltung auf ein Mindestmaß zu beschränken und keine lahmen Witze zu reißen, aber der kleine Scherzkeks mochte einfach nicht auf sie hören. Sie nannte ihm Autor und Titel des gewünschten Buchs. Er hatte es ihr im Laufe der Planung am gestrigen Abend vorgeschlagen.

Caleb holte das Buch aus einem Tresorraum, und Annabelle setzte sich damit an einen Lesetisch. Von ihrem Platz aus konnte sie sowohl den Eingang wie auch Caleb ohne Mühe im Blickfeld behalten.

Eine Stunde später sprang Caleb auf. »Ach, Jewell, wie geht's, wie steht's?«, rief er, während er der alten Dame entgegenseilte. »Jewell, wie schön, Sie wieder bei uns zu sehen.« Er warf Annabelle einen vielsagenden Blick zu, der Das ist sie bedeutete.

An ihrem Lesetisch knirschte Annabelle mit den Zähnen. Toller Auftritt. Caleb hätte sich nicht auffälliger betragen können, hätte er Handschellen gezückt und die Alte angekettet. Zum Glück merkte Jewell English anscheinend

nichts, weil sie in ihrer Handtasche wühlte.

Einige Minuten darauf reichte Caleb ihr ein Buch, das er aus einem der Tresorräume besorgt hatte, und sie setzte sich damit an einen Lesetisch. Caleb flitzte noch mehrere Male zu ihr und schaute jedes Mal zu Annabelle hinüber, als könnte sie seine Hinweise irgendwie missverstanden haben. Verdrossen schüchterte Annabelle ihn schließlich mit einem dermaßen bösen Blick ein, dass er an seinen Schreibtisch flüchtete.

Als Jewell ungefähr eine Stunde später fertig war, packte sie ihre Utensilien in die Handtasche, verabschiedete sich von Caleb und verließ den Lesesaal. Fast auf dem Fuße folgte Annabelle ihr und holte sie auf der Straße ein, während sie ein Taxi suchte. Inzwischen hatte Annabelle sich ein Kopftuch umgebunden, der Einkaufstasche eine längere Jacke entnommen und sie angezogen. Annabelle handelte in dem Moment, als am Straßenrand ein Taxi vorfuhr: Sie rempelte Jewell an, sodass ihre Handtasche ins Schaukeln geriet. Annabelles Hand fuhr so schnell hinein und heraus, dass selbst ein unmittelbar Nebenstehender es nicht gesehen hätte.

»O mein Gooott«, sagte Annabelle mit zutiefst südstaatlichem Slang. »Liebchen, das tut mir ja sooo leid. Glauben Sie mir, meine Mama hat mir nicht beigebracht, so süüüße alte Damen wie Sie umzuschmeißen.«

»Schon gut, meine Liebe«, sagte Jewell, die der Zusammenprall ein wenig außer Atem gebracht hatte.

»Schöönen Taaag noch«, sagte Annabelle.

Während sie sich langsam entfernte, betastete Annabelle das geblümte Brillenetui in ihrer Jackentasche. Binnen weniger Minuten kehrte sie in den Lesesaal zurück.

Am Schalter saß jetzt eine andere Bibliotheksmitarbeiterin. Caleb eilte auf Annabelle zu. »Dawn«, wandte er sich an die Frau am Schalter, »ich mache mit Miss Abruzzio eine kurze Besichtigung der Tresorräume. Sie kommt von außerhalb. Mit oben ... äh, hab ich's schon abgesprochen.« Das war unwahr,

und auf diese Weise zu flunkern wäre für Caleb noch vor kurzem undenkbar gewesen, aber nach allem, was sich inzwischen ereignet hatte, hielt er das Aufspüren von Jonathans Mörder für wichtiger als die Bibliotheksvorschriften.

»Alles klar, Caleb«, sagte Dawn.

Annabelle und Caleb suchten die Tresorräume auf, wo er sie in die Jefferson-Kammer führte, in der sie sich unbehelligt verständigen konnten. Sie zeigte ihm die Brille. »Wollen Sie mal durchgucken? Ich hab's versucht, konnte aber wenig sehen.«

Caleb setzte die Brille auf und nahm sie sofort wieder ab. »Herrje, das ist unheimlich. Es ist, als schaute man durch drei oder vier Schichten aus verschiedenem Glas, alle mit kleinen Sonnenflecken. Das verstehe ich nicht. Mit der anderen Brille konnte ich einwandfrei sehen.«

»Deshalb hat sie Ihnen die andere Brille und nicht diese hier gegeben. Sonst wären Sie misstrauisch geworden. Haben Sie noch das Buch, in dem Sie vorhin gelesen hat?«

Caleb hielt den Beadle hoch. »Ich habe gerade so getan, als wollte ich es einsortieren.«

Annabelle nahm das Buch zur Hand. »Sieht wie billiger Mist aus.«

»Ist es auch. Es sind Groschenhefte des neunzehnten Jahrhunderts. Schundromane.«

»Seltsam, dass ich den Eindruck hatte, als könnte Jewell den Text mit dieser Brille einwandfrei lesen. Immerhin hat sie sich ja Notizen gemacht.«

»Ja, nicht wahr?« Vorsichtig setzte Caleb die Brille ein zweites Mal auf die Nase, zwinkerte ein paarmal und schlug das Buch auf.

»Können Sie was lesen?«, fragte Annabelle.

»Alles ist leicht verschwommen.« Caleb blätterte Seiten um; plötzlich verharrte er. »Moment mal, was ist denn das?«

»Was denn?«, hakte Annabelle nach.

Er zeigte auf ein Wort. »Dieser Buchstabe ist markiert.

Sehen Sie's nicht? Er leuchtet gelb. Hell wie der Tag.«

Annabelle betrachtete die Stelle, auf die er deutete. »Ich kann nichts sehen.«

»Genau da«, rief Caleb, tippte mit dem Finger auf den Buchstaben e in einem Wort der ersten Zeile.

»Ich sehe kein Leuchten, und ...« Sie unterbrach sich mitten im Satz. »Caleb, geben Sie mir die Brille.« Annabelle zog sie auf und betrachtete die Buchseite. Nun sah sie den Buchstaben gelb strahlen; er sprang regelrecht ins Auge. Bedächtig nahm sie die Brille ab. »Das ist aber eine ganz besondere Sehhilfe.«

Caleb starrte auf die Buchseite. Kein Leuchten. Dann setzte er die Brille wieder auf und sah den Buchstaben e erneut leuchten. »Da sind noch mehr markierte Buchstaben – ein w, ein h und ein f.« Er blätterte um. »Und noch ein w, ein s und ein p. Und es folgen noch mehr gekennzeichnete Buchstaben.« Er nahm die Brille ab. »E, w, h, f, w, s, p. Nur Blödsinn.«

»Nein, das ist ein Code, Caleb«, widersprach Annabelle. »Diese Buchstaben sind Teil eines Geheimcodes, und um sie zu sehen, braucht man diese Brille.«

Caleb wirkte verblüfft. »Ein Geheimcode?«

»Wissen Sie, welche sonstigen Bücher sie in letzter Zeit in den Fingern hatte?«

»Alles Beadles, soviel ich weiß, aber ich kann die Daten einsehen.« Wenige Minuten später hatte Caleb sechs weitere Bücher herausgesucht. Mit der Brille auf der Nase blätterte er sie von vorn bis hinten durch, entdeckte darin jedoch keine Markierungen. »Das kapier ich nicht. Geht es ausschließlich um dieses eine Buch?«

»Das kann nicht sein«, entgegnete Annabelle ratlos.

Sie hielt den Beadle-Band mit den markierten Buchstaben empor. »Darf ich es mitnehmen?«

»Nein, wir verleihen nicht außer Haus.«

»Dürfen selbst Sie es nicht mitnehmen?«

»Doch, ja, ich schon, aber dafür muss ich ein vierseitiges Formular ausfüllen.«

»Also würde jemand in der Bibliothek davon erfahren?«

»Ja, natürlich.«

»Das wäre schlecht. Dann könnten wir unwissentlich schlafende Hunde wecken.«

»Wie meinen Sie das?«

»Caleb, irgendwer hier in der Bibliothek muss diese Buchstaben markiert haben. Wenn Sie das betroffene Buch nun mit nach Hause nehmen, wäre es eine Warnung für die Leute, die hinter allem als Drahtzieher stecken.«

»Wollen Sie damit andeuten, dass irgendwer in der Kongressbibliothek Geheimcodes in antiquarische Bücher schmiert?«

»Ja«, antwortete Annabelle. »Geben Sie mir das Buch. Ich schaffe es hinaus. Es ist klein und dünn, das wird kein Problem sein. Halt mal ... sind die Bücher zum Schutz gegen Diebstahl mit elektronischen Warngebern versehen?«

Augenscheinlich entsetzte Caleb schon der bloße Gedanke. »Mein Gott, wir haben hier Buchraritäten! So etwas liefe auf eine Entweihung hinaus.«

»So? Also, wenn Sie mich fragen, ist die ›Entweihung‹ schon passiert, indem jemand Buchstaben mit Leuchtstoff markiert hat. Darum leihe ich mir das Buch kurzerhand für ein Weilchen aus.«

»Ausleihen? Das Buch ist Eigentum der Kongressbibliothek!«

»Caleb, zwingen Sie mich nicht, Ihnen einen Kinnhaken zu verpassen. Ich nehme das Buch mit.« Er machte nochmals Anstalten zu widersprechen, doch sie kam ihm zuvor. »Es könnte durchaus ein Zusammenhang mit Jonathans Tod bestehen«, sagte sie. »Und falls dem so ist, sind Ihre Vorschriften mir schnuppe. Dann will ich die Wahrheit über seinen Tod wissen. Sie waren sein Freund. Sind Sie nicht ebenfalls daran interessiert?«

Caleb regte sich rasch ab. »Doch, sicher. Allerdings wird es nicht leicht, das Buch rauszuschmuggeln. Jede Tasche muss kontrolliert werden, ehe jemand den Lesesaal verlässt. Gewiss kann ich vortäuschen, Ihre Tasche zu kontrollieren, aber die Sicherheitsdienstler sehen noch einmal in jede Tasche, bevor sie jemanden hinauslassen, und die sind sehr gründlich.«

»Wie gesagt, für mich ist es kein Problem. Ich gehe am Abend mit dem Buch zu Oliver. Wenn Sie Dienstschluss haben, treffen wir uns dort. Er kommt mir vor wie jemand, der diese ganze Angelegenheit durchschauen könnte.«

»Wieso denn das? Ich gestehe gern zu, dass Oliver bestimmte Fähigkeiten und mancherlei Kenntnisse hat, die man nicht jedem nachsagen kann, aber ein Geheimcode? Das ist doch was für Spione.«

»Wissen Sie, für einen Mann, der praktisch seine gesamte Zeit mit Büchern zubringt, sind Sie die ahnungsloseste Person, der ich je begegnet bin«, sagte Annabelle.

»Das ist eine höchst beleidigende und grobe Bemerkung«, beschwerte Caleb sich gereizt.

»Gut, dass Sie's verstanden haben!«, schimpfte Annabelle.  
»Und nun besorgen Sie mir Klebeband.«

»Klebeband? Wofür?«

»Einfach her damit!« Wiederwillig holte Caleb aus einem Materialschrank das Verlangte. »Und nun drehen Sie sich um«, lautete Annabelles nächste Anweisung.

»Was?«

Sie drehte ihn eigenhändig um. Sobald er ihr den Rücken zukehrte, schob Annabelle sich den Rock bis zur Hüfte hoch, platzierte das Buch an der Innenseite des linken Oberschenkels und befestigte es mit Klebeband. »Das dürfte halten, aber es abzulösen, wird wohl nicht angenehm.«

»Sagen Sie mir, dass Sie nichts tun, was das Buch beschädigen könnte«, verlangte Caleb in strengem Tonfall. »Es ist ein bedeutendes Stück Literaturgeschichte.«

»Drehen Sie sich um, und sehen Sie selbst.«

Ruckartig wandte Caleb sich um und sah das Buch, aber auch ihre entblößten weißen Schenkel und einen schmalen Streifen ihres Höschens, sodass er nach Luft schnappte.

»Ich glaube, das Büchlein wird dort ganz zufrieden sein, Caleb, oder?«, fragte sie mit kehliger Stimme.

»Niemals in all meinen Jahren in dieser ehrwürdigen Institution ...«, begann Caleb, doch ihm versagte aus Entgeisterung die Stimme. Aber er nahm den Blick nicht von Annabelles Beinen, und das Herz pochte ihm heftig in der Brust.

Langsam strich Annabelle den Rock abwärts und lächelte schelmisch. »Und Sie haben jede Sekunde genossen.« Im Vorbeigehen stieß sie ihn mit der Hüfte an. »Wir sehen uns bei Oliver, alter Schürzenjäger.«

## KAPITEL 54

Erst geraume Zeit nach Annabelles bemerkenswerter Zuschaustellung erholte Caleb sich weit genug von seinem Schock, dass er zumindest so tun konnte, als würde er arbeiten. Aber schon wenig später unterbrach ihn Kevin Philips, indem er den Lesesaal betrat und zu ihm an den Schreibtisch kam. »Caleb, würden Sie bitte mal mit hinauskommen?«, fragte er leise.

Caleb stand auf. »Natürlich, Kevin. Was ist denn los?«

Philips wirkte tief besorgt. »Die Polizei ist da«, teilte er Caleb im Flüsterton mit. »Sie will mit Ihnen reden.«

Schlagartig wurde Caleb zumute, als befiele ihn vollständiges Organversagen. Seine Gedanken rasten, während er sich verzweifelt fragte, aus welchen verhängnisvollen Gründen die Polizei wohl an seinem Arbeitsplatz aufkreuzte. War das verdammte Weib mit dem gleich neben ihrem Schritt befestigten Buch ertappt worden und hatte ihn als Komplizen genannt? Hatte Jewell English Lunte gerochen, den Diebstahl ihrer Brille angezeigt und ihn als Verdächtigen denunziert? Wurde er, Caleb Shaw, etwa demnächst auf dem elektrischen Stuhl geröstet?

»Äh, Caleb, wären Sie wohl so freundlich aufzustehen«, drängte Philips mit gedämpfter Stimme, »und mich nach draußen zu begleiten?«

Caleb hob den Blick und merkte, dass er den Stuhl verfehlt hatte und stattdessen auf dem Fußboden saß. Kreidebleich rappelte er sich auf. »Was mag sie von mir wollen, Kevin?«, fragte er mit so viel gespielter Überraschung, wie er momentan zustande bringen konnte. Lieber Himmel, hoffentlich komme ich nicht in die Hochsicherheit, sondern in einen normalen Knast.

Vor dem Lesesaal geleitete Philips ihn zu den Polizisten, zwei Zivilbeamten, die in verbeulten Anzügen undeutbare

Mienen zur Schau trugen, und ließ Caleb, obwohl er ihm flehentlich nachblickte, mit den Beamten allein. Die beiden Männer gingen mit Caleb in ein leeres Büro. Der Weg gestaltete sich langwierig, weil es Caleb äußerste Mühe bereitete, die Bewegungen seiner Beine zu koordinieren. Und weil er keinen Tropfen Speichel mehr im Gaumen hatte, brachte er auch kein Wort über die Lippen. Gab es in Gefängnissen eigentlich Bibliotheken? Musste er gar jemandem den Hintern hinhalten?

Der größere der beiden Männer schwang sein Gesäß auf den Schreibtisch, während Caleb sich verkrampft an die Wand stellte und die seit dem Miranda-Urteil vorgeschriebene Warnung, das kalte Eisen der Handschellen und das Ende seines gutbürgerlichen Daseins erwartete. Sein Niedergang vom Bibliothekar zum Häftling vollzog sich anscheinend sehr schnell.

Der andere Beamte zog einen Schlüsselbund aus der Tasche. »Hier sind Schlüssel zu DeHavens Haus, Mr. Caleb.« Indem er zittrig die Hand ausstreckte, ergriff Caleb die Schlüssel. »Wir hatten sie bei Ihrem Freund Reuben Rhodes sichergestellt.«

»Einen Freund würde ich ihn nicht nennen«, plapperte Caleb, »eher einen entfernten Bekannten.«

Die beiden Polizisten wechselten einen Blick. »Auf jeden Fall wollten wir Ihnen mitteilen«, sagte der größere Mann, »dass er gegen die Verpflichtung, zur Verhandlung zu erscheinen, vorerst auf freien Fuß gesetzt worden ist.«

»Heißt das, dass Sie ihn nicht mehr als Tatverdächtigen einstufen?«

»Nein. Aber wir haben Ihre und seine Darstellung verglichen. Bis auf weiteres wollen wir es dabei bewenden lassen.«

Caleb starrte auf die Schlüssel. »Darf ich das Haus betreten, oder ist es amtlich versiegelt?«

»Wir haben die Spurensicherung in DeHavens Haus be-

endet, also dürfen Sie jederzeit hinein. Aber halten Sie sich ... äh ... für alle Fälle vom Dachboden fern.«

»Ich befasse mich ausschließlich mit seiner Büchersammlung. Ich bin nämlich sein literarischer Nachlassverwalter.«

»Der Anwalt hat es uns bestätigt.«

Caleb schaute umher. »Dann kann ich jetzt gehen?«

»Es sei denn, Sie hätten uns noch etwas zu sagen«, meinte der Große angelegentlich.

Caleb blickte vom einen zum anderen Beamten. »Nur, dass ich Ihnen ... äh, viel Erfolg bei den Ermittlungen wünsche.«

»Danke.« Der Große ließ das Gesäß vom Schreibtisch rutschen, und beide Männer gingen an Caleb vorüber und aus dem Büro hinaus und schlossen hinter sich die Tür.

Einige Augenblicke lang stand Caleb reglos und benommen da, konnte sein Riesenglück kaum fassen. Dann stand er vor einem Rätsel. Warum ließen sie Reuben einfach frei? Und weshalb gaben sie ihm die Schlüssel zu Jonathan DeHavens Haus? Stellten sie ihm eine Falle? Lauerden sie jetzt vor dem Büro, um sich auf ihn zu stürzen, sobald er herauskam ... vielleicht mit der Begründung, er hätte die Schlüssel geklaut oder wollte das Weite suchen? Caleb wusste, dass solche skandalösen Dinge geschahen; schließlich hatte er Kabelfernsehen.

Ganz, ganz langsam öffnete er die Tür einen Spaltbreit und lugte in den Korridor. Er sah niemanden; die Bibliothek wirkte normal. Nichts wies darauf hin, dass sich in der Nähe ein SWAT-Team auf dem Sprung hielt. Er wartete noch einen Moment lang, doch nichts tat sich. Außerstande, sich auf das alles einen Reim zu machen, sah Caleb nun doch ein, dass er eine bestimmte Aufgabe nicht mehr aufschieben durfte.

Er machte zeitig Feierabend und fuhr, so schnell er konnte, zu DeHavens Haus. Im Panzergewölbe eilte er sofort zu dem Wandtresor, der hinter dem kleinen Gemälde versteckt war. Er musste endlich wissen, ob das Buch die Imprägnierung der

Kongressbibliothek aufwies. Caleb tippte den Code ein, öffnete die Tür – und erlebte ein zweites Mal das Gefühl allgemeinen Organversagens.

Das Bay Psalm Book war nicht mehr da.

Als die Gruppe sich am Abend in Stones Friedhofsgärtnerhäuschen traf, stieß auch der wieder freigelassene Reuben dazu. Nachdem alle ihrem Freund gratuliert hatten, schrieb Stone etwas auf ein Blatt Papier: *Ich möchte die Diskussion lieber nicht hier führen.* Dann fertigte er eine schriftliche Wegbeschreibung an, während die übrigen Anwesenden belangloses Zeug plauderten.

Dreißig Minuten später verließen Milton und Caleb das Häuschen. Zwanzig Minuten danach verabschiedeten sich auch Reuben und Annabelle. Nochmals eine Stunde später erlosch in Stones Haus das Licht, und dreißig weitere Minuten waren verstrichen, als Stone durchs Gras des Friedhofsgeländes robbte. Er kroch durch ein Loch unter der schmiedeeisernen Einzäunung, das hinter einem großen Grabdenkmal in eine Mulde mündete.

Nachdem er auf verschlungenen Wegen einige Altbaugegenden Georgetowns durchquert hatte, traf er sich mit den anderen in einer Gasse wieder. Er sperrte eine Holztür auf, die hinter einem Müllcontainer versteckt lag. Dann schloss er die Tür von innen ab und schaltete eine kleine Deckenlampe ein. Da der Raum keine Fenster hatte, stellte das Licht kein Risiko dar. Mehrere altersschwache Stühle und alte Kisten waren vorhanden, und die Gruppe nahm gemeinschaftlich Platz. Annabelle sah sich das muffige, schmuddelige Interieur an. »Sie wissen, was eine Dame sich wünscht«, ulkte sie. »Kann man diese Örtlichkeit für Partys mieten?«

»Hören wir uns erst mal an«, sagte Stone, »was Sie zu erzählen haben.«

Es dauerte mehrere Minuten, bis Annabelle die übrigen Beteiligten über ihre und Calebs Entdeckung informiert hatte.

Sie reichte das Buch und die Brille Stone, während Caleb ungewohnt still blieb. Die Brille auf der Nase, blätterte Stone in dem Buch. »Sie haben recht. Das sieht nach einem Geheimcode aus.«

Stone legte Buch und Brille beiseite. Nun nahm Milton die Brille, setzte sie auf und las in dem Buch.

Reuben kratzte sich am Kinn. »Hat das was mit Behans Ermordung zu tun? Sein Konzern hat das Militär und die Geheimdienste beliefert. Da wimmelt es von Spionen.«

Stone nickte. »Dieser Schluss liegt nahe, aber ich habe den Verdacht, das alles reicht noch weiter.« Er berichtete, was Milton und er im Federalist Club und bei ihrer Unterredung mit Dennis Warren erfahren hatten.

»Dieser Albert Trent ist also im Geheimdienstausschuss geblieben«, stellte Annabelle fest. »Und was sollen wir daraus folgern?«

»Es bedeutet, dass er dienstliche Kenntnis von Geheimnissen hat, die sich gut verkaufen lassen, glauben Sie mir«, antwortete Reuben. »Als ich noch beim militärischen Geheimdienst tätig war, hatten wir andauernd Abstimmungsgegespräche mit dem Capitol Hill. Die Mitglieder des Geheimdienstausschusses und ihre Mitarbeiter hatten allesamt allerhöchste Befugnisse.«

»Aber Spione sind dafür bekannt, dass sie den Kongress nicht in alles einweihen«, sagte Milton, wobei er den Blick aus dem Buch hob. »Könnte Trent wirklich wertvolle Informationen zu verkaufen haben?«

»Vergiss nicht, dass Trent nicht immer für den Ausschuss gearbeitet hat«, rief Stone ihm in Erinnerung. »Früher war er bei der CIA.«

»Also ist es möglich, dass er noch Verbindungen dorthin pflegt«, meinte Reuben. »Mann, vielleicht nicht nur zur CIA, sondern auch zum NIC, zur NSA, zu wem er will. Kann sein, er betreibt einen kleinen Spionage-Informationsmarkt.«

»Aber wie kommen wir von einem eventuellen Maulwurf

wie Trent zu einem Geheimcode in alten Büchern?«, fragte Annabelle, während sie auf dem wurmstichigen Stuhl, auf dem sie saß, das Gewicht verlagerte und sich die Stelle des empfindlichen Schenkels rieb, an der das aus der Bibliothek geschmuggelte Buch geklebt hatte.

»Ich habe keinen blassen Schimmer«, gestand Stone. »Wir müssen mehr über diese Jewell English herausfinden. Wenn wir erreichen, dass sie einknickt, können wir ihre Hintermänner entlarven. Inzwischen muss sie gemerkt haben, dass die Brille fehlt.«

»Einknickt?«, wiederholte Reuben. »Oliver, wir können eine alte Dame nicht auf eine Pritsche schnallen und verdresschen, bis sie ›einknickt‹ und singt.«

»Aber wir können uns an das *FBI* wenden«, schlug Stone vor, »das Buch und die Brille vorzeigen und unsere Theorie darlegen. Alles andere kann dann das *FBI* selbst erledigen.«

»Das hört sich endlich mal vernünftig an«, sagte Reuben. »Je größeren Abstand wir von unseren geheimnisvollen Gegenspielern halten, umso besser.«

Stones Blick fiel auf Caleb, der noch kein Wort gesprochen hatte und in offenbar trostloser Stimmung in der Ecke hockte.

»Caleb, was ist mit dir?«

Der dickliche Bibliothekar schnappte kurz nach Luft, schaute aber niemandem in die Augen.

»Caleb, es tut mir leid«, meinte die jetzt leicht betroffene Annabelle, »wenn ich heute ein bisschen unfreundlich zu Ihnen war. Eigentlich haben Sie Ihre Sache ja gut gemacht.« Kaum hatte sie die Lüge von sich gegeben, biss sie sich auf die Lippe.

Caleb schüttelte den Kopf. »Darum geht es nicht. Sie haben recht, ich bin völlig unbegabt, was die Fähigkeiten betrifft, die Sie haben.«

»Worum geht es dann?«, fragte Stone ungeduldig.

Nun atmete Caleb tief durch und hob den Kopf. »Heute war die Polizei bei mir in der Bibliothek. Sie hat mir die

Schlüssel zu Jonathans Haus zurückgegeben. Als Erstes habe ich in der Büchersammlung nach dem Rechten gesehen.« Er verstummte, sah Annabelle an und beugte sich vor, um Stone etwas ins Ohr zur raunen. »Das Psalm Book ist gestohlen worden.«

Stone stutzte. Milton und Reuben starrten Caleb an. »Doch nicht das Buch?«, fragte Milton. Kläglich nickte Caleb.

»He, wenn Sie allein zureckkommen, kann ich jederzeit gehen«, sagte Annabelle. »Mit Büchern hab ich wenig am Hut.«

»Wie kann es entwendet worden sein?«, fragte Stone, wobei er eine Hand hob, um Annabelle am Gehen zu hindern.

»Ist mir völlig schleierhaft. Man braucht Zugangscodes für das Panzergewölbe und den Wandtresor. Und nichts von beiden ist gewaltsam aufgebrochen worden.«

»Wer sonst kennt die Zahlencodes?«, fragte Reuben.

»Da bin ich mir nicht sicher.«

»Auf jeden Fall der Anwalt«, sagte Stone. »Er hatte den Schlüssel und den Zahlencode fürs Panzergewölbe. Den Code kann er sich aufgeschrieben haben, ehe er ihn dir gab, und sich einen Zweitschlüssel anfertigen lassen.«

»Stimmt, daran hab ich noch nicht gedacht. Aber was ist mit dem Wandtresor? Für den hatte er den Code nicht.«

»Wenn du ihn herausgefunden hast, kann es ihm auch gelungen sein«, entgegnete Stone. »Ich meine, allzu schwierig war's ja nicht. Falls der Anwalt Jonathan gut kannte und ihn in eurem Lesesaal besucht hatte, ist es durchaus vorstellbar, dass ihm die Lösung in den Sinn gekommen ist. Oder Jonathan hat ihm den Zahlencode genannt, aus irgendeinem Grund dir aber nicht.«

»Aber wenn er das Buch stehlen wollte ... warum hat er es nicht getan, bevor er sich mit mir getroffen hat?«, hielt Caleb ihm entgegen. »Dann hätte ich überhaupt nie von dem Buch erfahren.«

Stone wirkte verwirrt. »Da hast du recht. Allerdings glaube

ich ohnehin noch immer nicht, dass ein Zusammenhang zwischen dem Buch und den Morden besteht.«

Caleb stöhnte auf. »Prächtig, aber Vincent Pearl bringt mich um, wenn er vom Verschwinden des Buchs erfährt. Die Versteigerung sollte der Höhepunkt seiner Laufbahn werden. Voraussichtlich beschuldigt er mich, das Buch entwendet zu haben.«

»Na, vielleicht hat er es gestohlen«, sagte Milton und sah aus dem Beadle hoch.

»Wie denn?«, fragte Caleb. »Er konnte nicht ins Haus, und er hatte weder Schlüssel und Zahrencode zum Panzergewölbe noch den Code des Wandtresors. Und er weiß genau, dass man das Buch ohne die erforderlichen Unterlagen nicht verkaufen kann. Er könnte kein Geld damit verdienen. Sollte er es versuchen, würde er verhaftet.«

Alle schwiegen, bis wieder Reuben das Wort ergriff. »Das sind schlechte Neuigkeiten über das Buch, aber lässt uns nicht übersehen, um was es eigentlich geht. Morgen wenden wir uns ans FBI. Das ist doch ein Schritt nach vorn.«

»Und was unternehmen wir in Bezug auf Jewell English?«, fragte Milton.

Caleb setzte sich aufrechter hin; wahrscheinlich war er froh, seine Gedanken von dem gestohlenen Psalm Book ablenken zu können. »Wenn sie wieder in die Bibliothek kommt, kann ich ihr versprechen, bei den Fundsachen nach ihrer Brille zu suchen.«

»Falls sie eine Spionin ist«, meinte Reuben, »hat sie das Land sicher längst verlassen.«

»Es kann ebenso gut sein, dass sie noch gar nicht bemerkt hat, dass ihre Brille fehlt«, überlegte Stone. »Sie benutzt sie ja nur, um die markierten Buchstaben zu sehen und aufzuschreiben. Das bedeutet, möglicherweise setzt sie die Brille jedes Mal erst im Lesesaal auf.«

»Wenn wir ihr also die Brille wieder zukommen lassen, ehe sie deren Verschwinden bemerkt«, sagte Caleb, »wird sie

vermutlich gar keinen Verdacht schöpfen.«

»Wir brauchen die Brille fürs FBI, aber wenn wir dort unseren Plan erläutern, ist man womöglich damit einverstanden, dass wir ihr die Brille unauffällig wieder zuschanzen«, sagte Reuben. »Dann wird man sie unter Beobachtung stellen, und wenn sie wieder Code-Buchstaben notiert hat und sie an jemanden weiterreicht, ist das FBI zur Stelle und schlägt zu.«

»Guter Plan«, lobte Stone.

»Leider taugt er überhaupt nichts«, behauptete plötzlich Milton. »Wir können das Buch dem FBI nicht vorlegen.«

Die anderen Versammelten schauten ihn an. Während der Unterhaltung hatte Milton in dem schmalen Buch geblättert, und seine Finger hatten die Seiten immer schneller gewechselt. Nun setzte er die Brille ab und hielt das Buch in die Höhe. Seine Hände bebten.

»Warum nicht?«, fragte Caleb irritiert.

Milton reichte das Buch und die Sehhilfe Caleb. »Sieh selbst.«

Caleb zog die Brille auf und öffnete das Buch. Einmal, zwei-, dreimal blätterte er um; dann ließ auch er die Seiten immer schneller vorbeirascheln. Schließlich knallte er das Buch zu. Auf seinem Gesicht spiegelte sich eine Mischung aus Zorn und Ungläubigkeit.

Beunruhigt fragte Stone: »Was gibt's denn?«

»Die Markierungen«, antwortete Caleb gedehnt, »sind alle verschwunden.«

## KAPITEL 55

Nun setzte Stone die Brille auf und blätterte in dem Buch. Er schabte mit dem Finger auf einem Buchstaben, von dem er noch wusste, dass er markiert gewesen war; jetzt sah er so stumpf und glanzlos wie alle anderen aus. Er schloss das Buch, legte die Brille weg und seufzte. »Der chemische Leuchtstoff, den sie benutzen, hat nur eine begrenzte Haltbarkeitsdauer. Er verdunstet.«

»Ist das so was wie Geheimtinte?«, fragte Milton.

»Ein bisschen komplizierter ist es schon«, lautete Stones Antwort. »Und ich hätte daran denken müssen«, fügte er missgestimmt hinzu.

»Weißt du etwas über diese Chemikalie, Oliver?«, erkundigte sich Caleb.

»Nicht über diese spezielle Substanz, aber es passt alles zusammen. Wenn man Spion ist und die Möglichkeit in Betracht ziehen muss, dass die Brille verloren geht, ist es vorteilhaft, wenn nach einer Weile in dem Buch nichts Verdächtiges mehr zu finden ist.« Er richtete den Blick auf Caleb. »Wer diese chemische Substanz ins Buch implementiert hat, muss gewusst haben, dass Jewell English das Buch in die Hand nehmen kann, ehe der Leuchteffekt verschwindet. Wie kann das gedeichselt worden sein?«

Caleb überlegte einen Moment. »Jemand müsste in die Tresorräume gehen und dort das Buch bearbeiten. Dann kontaktiert er Jewell irgendwie und teilt ihr mit, nach welchem Buch sie fragen soll. Sie tanzt unverzüglich in der Bibliothek an und lässt es sich aushändigen.«

Stone betrachtete den Buchumschlag. »Meines Erachtens muss es eine reichlich langwierige Aufgabe sein, in so einem Buch die richtigen Buchstaben zu kennzeichnen. Jedenfalls dürfte es doch einige Zeit beanspruchen.«

»Nun ja, in den Tresorräumen haben ziemlich oft Mit-

arbeiter zu tun. Einige innere Kammern werden aber selten betreten. Nur ist es so, dass es natürlich auffiele, hielte sich ein Mitarbeiter dort stundenlang an einem Stück auf.«

»Vielleicht ist derjenige, der es erledigt, ein Ass auf dem Gebiet und zieht es schnell durch«, meinte Reuben. »Eventuell mit Hilfe einer Schablone.«

»Und wie wäre es nach Feierabend?«, fragte Stone.

Caleb wirkte unsicher. »In den Tresorräumen? Da dürfen dann nur wenige Personen hinein. Der Direktor der Kongressbibliothek und unser Abteilungsleiter sind die einzigen, die in Frage kommen. Das Computerprogramm verweigert nach Dienstschluss allen anderen den Zutritt – es sei denn, es wurden besondere Vorkehrungen getroffen. So etwas geschieht jedenfalls nicht alle Tage.«

»Jonathan DeHaven hätte also nach Betriebsschluss die Tresorräume aufsuchen können?«, fragte Stone.

Bedächtig nickte Caleb. »Ja, schon möglich. Glaubst du, er gehörte zu dem Spionagering? Und dass man ihn deshalb besiegt hat?«

Annabelle wollte Einspruch erheben, überlegte es sich jedoch anders.

»Ich weiß es nicht, Caleb.« Stone stand auf. »Wir müssen unbedingt handeln. Caleb, ruf Jewell English an, und sag ihr, du hättest ihre Brille gefunden, sie müsste sie im Lesesaal verloren haben. Versprich ihr, dass du ihr die Brille bringst.«

»Noch heute Abend?«, fragte Caleb. »Es ist schon einundzwanzig Uhr.«

»Du musst es versuchen. Uns wird die Zeit knapp. Und falls die Frau verduftet ist, müssen wir es wissen.«

»Das kann gefährlich werden, Oliver«, sagte Annabelle. »Wenn sie noch da ist und vermutet, dass was im Busch ist ...«

»Wir rüsten Caleb mit einem Mikrofon aus. Ich weiß, dass Milton allerlei elektronisches Spielzeug daheim hat.« Milton nickte. »Er begleitet Caleb zu English, hält sich aber draußen

versteckt. Falls etwas Bedrohliches geschieht, kann er die Polizei alarmieren.«

»Aber wenn dieses Bedrohliche mir körperlichen Schaden zufügt?«, jammerte Caleb.

»Du hast Jewell English als alte Schachtel dargestellt, Caleb«, konstatierte Stone. »Also wirst du mit der Situation doch wohl fertig. Außerdem glaube ich nicht, dass du sie noch antriffst. Dann sieh zu, dass du ins Haus kommst, und schau dich dort um.«

Nervös rang Caleb die Hände. »Aber wenn sie noch da ist? Und wenn sie irgendeinen Schlägertypen im Haus hat, der mich angreift, wenn ich sie besuche?«

Stone zuckte mit den Schultern. »Das wäre Pech für dich.«

Das Gesicht des Bibliothekars lief knallrot an. »Pech? Du hast leicht reden, Oliver. Bitte erkläre mir mal, was du machst, während ich mein Leben riskiere.«

»Ich breche in Albert Trents Haus ein.« Stone blickte Annabelle an. »Machen Sie mit?«

»Ja, klar«, antwortete Annabelle mit breitem Lächeln.

»Und ich, Oliver?«, beklagte Reuben sich kummervoll. »Ich dachte, wenn du Batman spielst, dürfte ich dein Robin sein.«

Stone schüttelte den Kopf. »Du warst in Untersuchungshaft und giltst noch immer als Tatverdächtiger, Reuben. Noch eine Auffälligkeit kannst du dir nicht erlauben. Leider musst du dich heraushalten.«

»Oh, das ist ja herrlich.« Reuben klatschte sich wütend die Hand auf den Oberschenkel. »Manche Leute haben den ganzen Spaß für sich allein.«

Caleb erweckte den Eindruck, als hätte er den Langen am liebsten erwürgt.

## KAPITEL 56

Caleb lenkte seinen schrottreifen Chevy Nova mit dem knatternden Auspuff an das Ende einer stillen Sackgasse und stellte den Motor ab. Nervös musterte er Milton. Sein Freund war ganz in Schwarz gekleidet und hatte das lange Haar unter einer gestrickten Skimütze versteckt; außerdem hatte er sich das Gesicht geschwärzt.

»Gütiger Himmel, Milton, du könntest für ein Thriller-Titelbild posieren.«

»Das ist die übliche Observations-Standardausstattung. Wie klappt es mit dem Kabel?«

Caleb rieb sich den Arm, an dem Milton unter dem Ärmel des Jacketts die Abhörvorrichtung befestigt hatte. Das Batteriebehältnis klemmte in seinem Kreuz unter dem Hosenbund. »Es juckt wie verrückt, und vom Batteriekasten ist meine Hose so eng, dass ich kaum noch Luft bekomme.«

»Das bildest du dir wahrscheinlich nur ein«, entgegnete Milton, »weil du solches Nervenflattern hast.«

Caleb bedachte ihn mit einem bösen Blick. »Glaubst du?« Er schob sich aus dem Auto. »Sorg auf alle Fälle dafür, dass du die Neun-eins-eins per Schnellwahltaste erreichst, Observator.«

»Versteht sich von selbst«, gab Milton zur Antwort, nahm ein Nachtsichtfernglas zur Hand und observierte die Umgebung. Außerdem hatte er eine Hochgeschwindigkeitskamera und einen Taser dabei.

Caleb hatte mit Jewell English telefoniert. Anscheinend war sie erfreut gewesen, dass er die Brille gefunden hatte. Ungeachtet der fortgeschrittenen Abendstunde wäre es ihr recht, wenn er sie ihr brächte, hatte sie ihm versichert. »Ich schlafe wenig«, hatte sie Caleb am Telefon anvertraut und dann mit kindlicher Mädchenstimme hinzugefügt: »Aber vielleicht treffen Sie mich im Nachthemd an.«

»Wie aufregend«, hatte Caleb in mattem Tonfall geantwortet.

Während er nun zu ihrem Haus strebte, besah er sich die nähere Umgebung. Es waren ausnahmslos alte Ziegelhäuschen mit kleinen Vorgärten, deren Rasenflächen sorgsam gemäht waren. Alle lagen schon im Dunkeln. Caleb erschrak, als er eine Katze durch einen Garten schnüren sah. Mehrmals holte er tief Luft. »Sie ist nur eine alte Dame, die ihre Brille verloren hat«, murmelte er vor sich hin. »Nur eine alte Dame, die ihre Brille verloren hat. Eine alte Dame, die vielleicht Spionin ist und Halsabschneider kennt, die jetzt darauf lauern, mir die Gurgel aufzuschlitzen.« Er blickte sich nach dem Auto um. Zwar konnte er Milton nicht sehen, aber er vermutete, dass sein Begleiter momentan eifrig Schnapschüsse eines verdächtig aussehenden Rotkehlchens machte, das in der Nähe auf einem Zweig lungerte.

In Jeweils Haus brannte Licht. Caleb sah hinter den Fenstern Spitzengardinen und durch das große Wohnzimmerfenster einen getünchten Kamin, auf dessen Sims Nippes und sonstiger Kitsch standen. Indessen fehlte in der rostigen Behelfsgarage ein Auto. Caleb nahm an, dass die Alte das Autofahren aufgegeben hatte oder ihr Fahrzeug sich zur Reparatur in einer Werkstatt befand. Der Rasen war radikal gemäht, und den Hauseingang flankierten zwei säulenwüchsige Rosensträucher.

Caleb läutete und wartete. Niemand kam. Er klingelte ein zweites Mal. Wieder hörte er keine Schritte.

Er schaute umher. Die Straße blieb leer und still. Vielleicht zu still, überlegte er, wie es immer im Film ist, unmittelbar bevor jemand erschossen, erstochen oder gefressen wird.

Vor knapp über einer Stunde hatte er die Alte angerufen. Was mochte sich inzwischen ereignet haben? Er hatte die Klingel gehört, aber vielleicht konnte sie das Geräusch nicht hören. Resolut pochte er an die Haustür. »Jewell?« Er rief ihren Namen lauter. Irgendwo bellte ein Hund, und Caleb fuhr

zusammen. Aber das Tier hielt sich nicht im Haus auf; wahrscheinlich war es der beste Freund eines Nachbarn. Caleb klopfte fester und drückte gegen die Tür, die zu seinem Erstaunen nach innen schwang.

Am liebsten hätte er auf dem Absatz kehrtgemacht und die Flucht ergriffen. Man betrat schlicht und einfach kein Haus, dessen Tür sich auf diese Weise öffnete.

»Caleb?«, rief die Stimme so unvermittelt, dass er um ein Haar einen Herzstillstand erlitten hätte. Er kreischte auf und klammerte sich ans Geländer der Eingangstreppe, um nicht vor Grauen in einen Rosenstrauch zu stürzen.

»Caleb!«, wiederholte die Stimme eindringlicher.

»Was ... wer ... großer Gott!« Wie ein Rasender drehte Caleb sich im Kreis, um zu sehen, wer ihn rief. Seine Füße rutschten und schlitterten über den klammen Beton der Stufen. Ihm wurde dermaßen schwindelig, dass er das Gefühl hatte, sich übergeben zu müssen.

»Ich bin's«, rief die Stimme. »Milton.«

Geduckt verharzte Caleb und stützte sich mit den Händen auf die Knie, während er verzweifelt zu verhindern versuchte, dass er das Abendessen in die duftigen Rosen erbrach.

»Milton?«

»Ja doch.«

»Wo bist du?«

»Im Auto. Ich spreche durch das Gerät mit dir. Es hat nicht nur eine Sende-, sondern auch eine Empfangsfunktion.«

»Zum Teufel, warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Ich hab's dir gesagt. Du hast es offenbar vergessen. Aber ich weiß ja, dass du unter Druck stehst.«

»Kannst du mich deutlich verstehen?«, fragte Caleb durch zusammengebissene Zähne.

»Oh ja, ganz deutlich.«

Die Flut wüster Beschimpfungen, die der sonst so seriöse Bibliothekar daraufhin ausstieß, hätte selbst den versautesten Gangsta-Rapper der Welt bewogen, seinen Gossensprachen-

Fernsehpreis an Mr. Caleb Shaw abzutreten.

Dem Wutausbruch schloss sich ein längeres Schweigen an. »Ich hör schon«, sagte Milton schließlich verblüfft, »du bist ein wenig verärgert.«

»Allerdings!« Caleb schöpfte tief Atem und zwang das Essen zum Verbleib im Magen. Langsam richtete er sich auf und streckte den Rücken, wobei ihm das Herz noch bis zum Hals schlug. Er schwor sich, dass er als Geist wiederkehren und den verdammten Technikfreak in jeder Sekunde jeden Tages heimsuchen würde, sollte ihn nun ein Herzversagen niederstrecken.

»Jewell zeigt sich nicht«, sagte er. »Ich habe eben angeklopft, da ging die Haustür auf. Hast du einen Vorschlag, was ich tun soll?«

»Ich würde sofort abhauen«, antwortete Milton spontan.

»Das hatte ich gehofft.« Caleb stieg die Stufen hinunter. Aus Angst, plötzlich angesprungen zu werden, schaute er sich nicht noch einmal um. Dann aber blieb er stehen. Wenn Jewell mit gebrochenem Hüftgelenk im Badezimmer lag oder einen Herzanfall erlitten hatte ...? Trotz aller verdächtigen Hinweise mochte Caleb nicht so recht glauben, dass dieselbe nette alte Dame, die er als so begeisterte Buchliebhaberin kannte, ins Spionagegewerbe verstrickt sein sollte. Und falls doch, dann sicherlich nur als unbedarfte Irregefährte.

»Caleb? Bist du schon auf dem Rückweg?«

»Nein«, schnauzte Caleb. »Ich denke nach.«

»Über was?«

»Ob ich lieber reingehen und nach dem Rechten schauen soll.«

»Möchtest du, dass ich dich begleite?«

Caleb zögerte. Immerhin hatte Milton den Elektroschocker. Falls Jewell doch eine Spionin war und sie beide mit dem Hackmesser angriff, konnten sie der alten Krähe mit dem Taser ein solches Ding verpassen, dass sie sich überschlug.

»Nein, Milton. Bleib, wo du bist. Bestimmt ist alles ganz

harmlos.« Caleb schwang die Tür vollends auf und betrat das Häuschen. Kein Mensch weilte im Wohnzimmer; ebenso wenig traf er irgendjemanden in der kleinen Küche an. Auf dem Herd stand eine Bratpfanne mit Zwiebelstückchen und Hackbraten; beides passte zum Essensgeruch, der noch in der Luft hing. Im Spülbecken sah er einen Teller, einen Becher und eine Gabel, alles schmutzig. Während Caleb ein zweites Mal durchs Wohnzimmer schlich, nahm er einen schweren Bronzekerzenständer als Waffe zur Hand und wagte sich damit in den Flur. Als nächsten Raum erreichte er das Badezimmer und schaute hinein. Der Toilettendeckel war zugeklappt, der Duschvorhang offen, und in der Badewanne lag keine blutüberströmte Leiche. Den Medizinschrank ließ Caleb unbeachtet, weil er nicht im Spiegel damit konfrontiert werden mochte, wie abscheulich feige er zweifellos aussah.

Auch das Schlafzimmer fand er leer vor; in dem schmalen Schrank türmten sich Handtücher und Bettbezüge. Nun war nur noch ein Zimmer übrig.

Caleb hob den Kerzenleuchter über den Kopf und schob die Tür mit dem Fuß auf; in der Räumlichkeit herrschte Finsternis, und seine Augen brauchten einen Moment, um sich darauf einzustellen. Auch in diesem Zimmer stand ein Bett. Caleb blieb die Luft weg. Unter der Bettdecke zeichneten sich die Umrisse einer Gestalt ab.

»Da liegt jemand im Bett«, flüsterte er. »Die Decke ist übers Gesicht gebreitet.«

»Ist sie tot?«, fragte Milton.

»Keine Ahnung, aber wieso sollte sie mit der Bettdecke auf dem Gesicht schlafen?«

»Soll ich die Polizei verständigen?«

»Warte noch einen Augenblick.«

In diesem Zimmer gab es ebenfalls einen kleineren Schrank, dessen Tür teils offen stand. Den Kerzenleuchter zum Zuschlagen bereit, bezog Caleb vor dem Schrank Aufstellung. Wieder benutzte er den Fuß, um die Tür zu öffnen,

und sprang zurück. Er sah im Schrank eine Reihe von Kleidungsstücken, aber keinen Mörder.

Caleb wandte sich erneut dem Bett zu. Sein Herz raste so schnell, dass er überlegte, ob er Milton für sich den Notarzt rufen lassen sollte. Er betrachtete seine schlotternden Hände. »Nur die Ruhe, eine Leiche tut keinem was. Nur die Ruhe.« Dennoch brannte er nicht eben darauf, Jewell English als Leichnam wiederzusehen. Mit einem Mal wurde ihm etwas klar: Falls man Jewell beseitigt hatte, trug er dafür zumindest eine Mitverantwortung, denn er hatte sich daran beteiligt, die Brille zu klauen, um die Alte zu entlarven. Diese düstere Vorstellung bedrückte ihn; zugleich beruhigte sie ihn ein wenig.

»Tut mir leid, Jewell«, murmelte er trübsinnig, »selbst wenn du eine Spionin warst.«

Er fasste die Bettdecke am oberen Saum und zog sie mit einem Ruck abwärts.

Ein Toter starrte ihn an: Norman Janklow, der Hemingway-Fan und Erzfeind von Jewell English im Lesesaal der Raritätenabteilung der Kongressbibliothek.

## KAPITEL 57

Albert Trent bewohnte ein altes Haus mit breiter Vorderveranda, das weit abseits einer Landstraße in der westlichen Fairfax County stand.

»Es muss ganz schön umständlich für ihn sein, von hier aus jeden Tag in den D.C. zu fahren«, meinte Stone, der hinter einem Waldstück hoch emporgesessener Schwarzbirken mit einem Feldstecher das Gebäude beobachtete. Neben ihm kauerte Annabelle, bekleidet mit einer schwarzen Jeans, dunklen Tennisschuhen und einer schwarzen Kapuzenjacke. Stone hatte einen kleinen Rucksack dabei.

»Sieht es so aus, als wäre jemand zu Hause?«, fragte Annabelle.

Stone schüttelte den Kopf. »Ich kann keine Beleuchtung erkennen. Aber die Garage ist zu, deshalb kann man nicht sagen, ob ein Auto drin steht.«

»Wer in der Geheimdienstbranche tätig ist, hat zu Hause wahrscheinlich eine Alarmanlage.«

Stone nickte. »Ich wäre sehr erstaunt, hätte er keine. Okay, ehe wir reingehen, setzen wir das Ding außer Gefecht.«

»Sie wissen, wie man so was macht?«

»Wie ich mal zu Reuben gesagt habe, als er mir die gleiche Frage gestellt hat: Die Volksbücherei steht jedem offen.«

Weit und breit lag kein anderes Haus in Sicht, dennoch näherten sie sich der Rückseite des Gebäudes auf eine Art und Weise, mit der sie vermeiden wollten, dass jemand sie erspähte. Zu diesem Zweck mussten sie anfangs durchs Gelände robben, dann auf allen vieren weiterkriechen und schließlich, nur noch etwa fünfzehn Meter vom Haus entfernt, einen flachen Abhang hinaufschleichen. Dort legten sie einen Halt ein, und Stone nahm nochmals eine gründliche Beobachtung vor.

Das Haus hatte ein Souterrain, aus dem man an einer Seite

Zutritt auf eine befestigte Terrasse mit Teerpappe-Überdachung hatte. An der Hinterseite war das Haus ebenso dunkel wie vorn. Da es keine Straßenlaternen gab und nur geringes Restlicht, bewährte Stones Nachtglas sich optimal. Durch den Grünschimmer der spezialbeschichteten Gläser konnte er alles erkennen, was er zu sehen wünschte.

»Es ist keine Bewegung auszumachen«, sagte er zu Annabelle, »aber rufen Sie trotzdem mal an.«

Milton hatte Trents Festnetznummer aus dem Internet besorgt, das für die Privatsphäre der Amerikaner eine erheblich größere Gefahr verkörperte, als die bedauernswerte National Security Agency es sich je vorgestellt hatte. Annabelle benutzte für den Anruf ihr Handy. Nach viermaligem Läuten schaltete sich der Anrufbeantworter ein, und sie hörten eine Männerstimme, die ihnen empfahl, eine mündliche Nachricht zu hinterlassen.

»Anscheinend ist unser Spion heute Abend in die Kälte zurückgekehrt«, sagte Annabelle. »Sind Sie bewaffnet?«

»Ich hab keine Waffe. Sie?«

Sie schüttelte den Kopf. »Von so was halte ich nichts. Ich ziehe mein Gehirn vor.«

»Gut. Schießeisen sind nicht so prickelnd.«

»Das hört sich an, als würden Sie aus Erfahrung sprechen.«

»Jetzt ist wohl der falsche Zeitpunkt, um Anekdoten aus unserem Leben auszutauschen.«

»Ich weiß, ich stelle bloß die Weichen für den richtigen Zeitpunkt.«

»Ich bezweifle, dass Sie nach diesem Abenteuer noch zum Anekdotenerzählen zu haben sind.«

»Ich hätte nicht mal geglaubt, dass ich für dieses Abenteuer zu haben bin. Man weiß nie, was noch kommt.«

»Warten wir's ab. Der Telefonkasten hängt an der Außenmauer im Souterrain unter dem Pappdach. Da müssen wir hin, aber langsam und vorsichtig.«

Während sie zur Terrasse schllichen, wieherte in der Ferne

ein Pferd. Ringsum lagen verstreut kleine Familiengehöfte, die aber zügig durch das kolossale Wohnungsbauwesen Nordvirginias verdrängt wurden, das mit atemberaubender Schnelligkeit ein umfangreiches Sortiment von Eigentumswohnungen, Stadthäusern, bescheidenen Einfamilienhäusern und protzigen Villen aus dem Boden stampfte. Auf der Fahrt zu Trents Wohnsitz hatten Stone und Annabelle mehrere solcher Gehöfte passiert, alle mit Ställen, Heuhaufen, Pferdekoppeln und vielerlei grasfressenden Nutztieren. Große Batzen Pferdemist auf der Landstraße unterstrichen anschaulich die Gegenwart der beliebten Vierbeiner. Fast wäre Stone hineingetreten, als er aus Annabelles Mietwagen stieg.

Sie gelangten zum Verteilerkasten. Stone brauchte fünf Minuten, um sich über das Modell der Alarmanlage klar zu werden, und nochmals fünf Minuten, um sie lahmzulegen. »Versuchen wir es gleich da mit dem Fenster«, sagte er, als er den letzten Draht neu verbunden hatte. »Die Türen haben wahrscheinlich Querriegel. Ich habe entsprechendes Werkzeug dabei, möchte aber lieber den Weg des geringsten Widerstands gehen.«

Das Fenster bot diesen Weg nicht; sie fanden es nämlich vernagelt vor.

Sie huschten an der Rückseite des Gebäudes entlang, bis sie schließlich ein Fenster entdeckten, das innen Sicherheitsverschlüsse hatte. Stone schnitt ein rundes Stück Glas aus der Fensterscheibe, steckte den Arm hindurch, öffnete die Sicherheitsverschlüsse und drehte den Fensterriegel. Einen Moment später hielten sie durch den Flur auf einen Raum zu, der anscheinend die Küche war, Stone strebte mit einer Taschenlampe voraus.

»Ganz nett«, merkte Annabelle an, »aber unser Freund ist wohl eher Minimalist.« Trents Geschmack tendierte zum Spartanischen, was das Interieur betraf: da ein Stuhl, dort ein Tisch. Die Küche wirkte beinahe unbenutzt.

»Er ist Junggeselle«, sagte Stone. »Wahrscheinlich isst er

häufig außer Haus.«

»Wo sollen wir anfangen?«

»Schauen wir mal nach, ob er hier so was wie ein Büro oder wenigstens Arbeitszimmer hat. Die meisten Bürokraten des D. C. nehmen Arbeit mit nach Hause.«

Tatsächlich war eine Art Büro vorhanden, doch erwies es sich als ebenso kahl wie der Rest des Hauses; es gab keine Papiere und keine Akten. Auf einer Kommode hinter dem Schreibtisch standen Fotos. Stone deutete auf eines der Bilder. Es zeigte einen großen, bärigen Mann mit gutmütig-derbem, grundehrlichem Gesicht, weißen Haaren und dichten grauen Augenbrauen, neben dem sich ein kleinerer, lascher Mann mit scheußlicher Strähnenfrisur, verschlagen blickenden braunen Augen und hinterhältiger Miene duckte.

»Der Große ist Bob Bradley«, sagte Stone. »Der daneben Trent.«

»Der Kerl sieht wie ein Wiesel aus.« Annabelle stutzte. »Was sind das für Vibrationen?«

»Verflucht, das ist mein Handy.« Stone hakte es vom Gürtel und warf einen Blick aufs Display. »Es ist Caleb. Ich bin gespannt, was er und Milton herausgefunden haben.«

Vorerst erfuhr er es nicht. Ein wuchtiger, hinterrücks geführter Schlag raubte Stone das Bewusstsein.

Annabelle stieß noch einen Aufschrei aus, ehe im nächsten Augenblick eine starke Hand ihr ein feuchtes Tuch auf Mund und Nase drückte. Als sie die chemischen Dämpfe einatmete und ihre Knie einknickten, fiel ihr Blick in einen Spiegel, der gegenüber an der Zimmerwand hing. Das Spiegelbild zeigte zwei Männer mit schwarzen Masken. Einer hielt sie umklammert, der andere beugte sich über Stone. Und dahinter sah sie einen dritten Mann – den Kleinen auf dem Foto, Albert Trent. Er lächelte, ohne zu merken, dass Annabelle ihn im Spiegel sehen konnte.

Innerhalb von Sekunden flatterten Annabelle die Lider; dann sanken sie herab, und ihr Körper erschlaffte.

Einer der Männer entfernte, wie Roger Seagraves ihn angewiesen hatte, die Armbanduhr von Annabelles Handgelenk. Aus Stones Besitz hatte Seagraves bereits ein Hemd. Zwar liquidierte er die beiden nicht eigenhändig, doch er orchestrierte ihren Tod, und das entsprach durchaus den Kriterien für seine Andenkensammlung. Das Erinnerungsstück an Stone, den Dreimal-sechs-Agenten-, das erste dieser Art in Seagraves' Bestand – wusste er ganz besonders zu schätzen. Er hatte die Absicht, ihm einen besonderen Ehrenplatz zu geben.

## KAPITEL 58

Zuerst erlangte Annabelle die Besinnung wieder. Während sich langsam ihre Sicht klärte, sah sie die beiden Männer mit irgendwelchen Arbeiten beschäftigt. Einer stand auf einer Leiter, der andere reichte ihm Gegenstände hinauf. An Händen und Füßen gefesselt, lag Annabelle auf einem kalten Betonboden. Ihr dicht gegenüber, das Gesicht ihr zugewandt, lag Stone; er hatte die Augen noch geschlossen. Wenig später blinzelte er mehrmals; dann blieben seine Lider offen. Als er Annabelle sah, machte sie ihn per Augenbewegungen auf die beiden Kerle aufmerksam. Zwar hatte man sie nicht geknebelt, aber sie hielt es für ratsam, den Halunken möglichst zu verheimlichen, dass sie beide das Bewusstsein wiedererlangt hatten.

Als Stone sich verstohlen in der Räumlichkeit umschaute, krampfte sich auf einmal sein Magen zusammen. Sie befanden sich in dem kleinen Lagerraum bei der Fire Control, Inc. Er kniff die Augen zusammen, um die Beschriftung des tonnenförmigen Tanks entziffern zu können, mit dem die Männer über ihren Köpfen irgendwelche Vorbereitungen trafen. Der Tank hing an einer Kette unter der Decke; das war der Grund, weshalb die Männer eine Leiter benutzten.

»Kohlendioxyd, 5000 PPM«, hauchte Stone fast tonlos, indem er hauptsächlich die Lippen bewegte. Annabelle sperrte Augen und Ohren auf, um ihn verstehen zu können.

Die Männer beabsichtigten, sie auf die gleiche Weise zu ermorden, wie Jonathan DeHaven den Tod gefunden hatte.

Rasch hielt Stone nach irgendetwas Ausschau, das ihnen dienlich sein könnte, um die Fesseln zu durchtrennen. Wenn die Männer gegangen waren, blieb voraussichtlich nur eine kurze Frist, bis das Gas aus dem Tank schoss und den Sauerstoff aus der Luft verdrängte, sodass er und Annabelle erstickten. Kaum hatte Stone einen geeigneten Gegenstand ent-

deckt, beendeten die Männer ihre Tätigkeit.

»So müsste es klappen«, sagte der Kerl auf der Leiter und stieg hinunter. Als der Mann ins schummrige Licht der Deckenbeleuchtung trat, erkannte Stone ihn: Er war der Vorarbeiter der Gruppe, die in der Kongressbibliothek die Tanks ausgetauscht hatte. Als die Männer herüberschauten, schloss Stone blitzartig die Lider. Annabelle sah es und tat es ihm gleich. »Okay, vergeuden wir keine Zeit«, fügte der Vorarbeiter hinzu. »Das Gas wird in drei Minuten freigesetzt. Anschließend lüften wir und schaffen die beiden fort.«

»Wo lassen wir sie verschwinden?«, fragte sein Kumpan.

»Irgendwo, wo der Hund begraben liegt. Aber es spielt sowieso keine Rolle, ob man sie findet. Die Bullen können nicht feststellen, woran sie krepieren sind. Das ist ja der Vorteil dieser Methode.«

Sie nahmen die Leiter an sich und gingen hinaus. In dem Moment, da die Männer die Tür schlossen und verriegelten, setzte Stone sich auf und rutschte auf dem Gesäß zur Werkbank. Er schob sich daran hoch, schnappte sich einen Profi-Cutter, ging in die Hocke und wälzte sich zurück an Annabelles Seite.

»Schnell, nehmen Sie das Messer, und schneiden Sie mir die Fesseln durch«, flüsterte er. »Beeilen Sie sich! Uns bleiben keine drei Minuten mehr.«

Sie lagen Rücken an Rücken, und Annabelle sägte mit dem Messer am Strick herum, so rasch es sich in dieser ungünstigen Position durchführen ließ. Einmal ritzte sie Stone in die Hand, und der Schmerz entlockte ihm einen Zischlaut. »Weiter, weiter, achten Sie nicht darauf!«, drängte er. »Schnell, schnell!« Sein Blick haftete auf dem aufgehängten Tank. Was Annabelle tat, konnte er nicht sehen; doch an dem Tank war eine Uhr befestigt, und die Zeit lief rasch ab.

Annabelle schnitt so eilig drauflos, wie sie nur konnte, obwohl sie das Gefühl hatte, ihr lösten sich die Arme von den Schultern. Von der Anstrengung rann ihr der Schweiß in die

Augen.

Endlich spürte Stone, dass der Strick sich lockerte. Ihnen blieb noch eine Minute. Er zerrte die Hände auseinander, um Annabelle ein besseres Schneiden zu ermöglichen. Sie zer trennte noch etliche Fasern, und die Fesseln fielen ab. Stone setzte sich hin, entfernte die Fußfesseln und sprang auf. Er verzichtete auf jeden Versuch, den Tank zu erreichen. Die Tonne hing viel zu hoch; selbst wenn er herangekommen wäre und die Zeituhr hätte stoppen können, wären die Männer sofort aufmerksam geworden, wenn sie das Gas nicht ausströmen hörten. Stattdessen griff er sich den Sauerstoffbehälter und die Atemmaske, die er bei seinem vorherigen Aufenthalt gesehen hatte, und hastete zurück zu Annabelle. Sie hatten noch dreißig Sekunden Zeit.

Er packte Annabelle am Kragen und schleifte sie in die hinterste Ecke, duckte sich mit ihr hinter einen Stapel Ausrüstungsgegenstände und zog eine Plane über sie beide. Dann drückte er das Gesicht an Annabelles Wange, gurtete die große Atemmaske vor seinen und ihren Kopf und drehte die Sauerstoffflasche auf; leises Zischen und schwacher Luftzug zeigten an, dass die Flasche voll war und funktionierte.

Einen Augenblick später hörten sie eine gedämpfte Explosion, der sich etwas anschloss, das dem Rauschen eines Wasserfalls ähnelte. Das Geräusch hielt zehn Sekunden an. Das C0<sub>2</sub> drang so schnell und heftig aus dem Tank, dass das Gas im Handumdrehen den gesamten Raum füllte. Der Gefriereffekt ließ die Temperatur schlagartig sinken. Stone und Annabelle verfielen in haltloses Zittern. Gierig saugten sie den lebenspendenden Sauerstoff ein. Im Umkreis der O<sub>2</sub>-Blase spürte Stone eine Atmosphäre, die den Verhältnissen auf dem Mond weit eher glich als denen auf der Erde. Das Kohlendioxyd strömte auf sie ein, doch Stone drückte Annabelle und sich die Atemmaske fest aufs Gesicht, während Annabelle sich mit der Kraft der Panik an ihn klammerte.

Trotz der Sauerstoffzufuhr trübte sich Stones Denkvermögen. Ihm war, als würde er in einem Düsenjäger immer höher rasen, als presse der G-Andruck ihm das Gesicht nach hinten und über die Schädeldecke und drohe ihm den Kopf abzureißen. Nur ansatzweise konnte Stone sich das Grauen vorstellen, das Jonathan DeHaven, der sich mit keinem Sauerstoff hatte behelfen können, in den letzten Augenblicken seines Lebens durchlitten hatte.

Endlich endete das Brausen so plötzlich, wie es angefangen hatte. Annabelle machte Anstalten, die Atemmaske fortzuschieben, doch Stone hinderte sie daran. »Der Sauerstoffgehalt der Luft ist noch zu gering«, sagte er im Flüsterton. »Wir müssen abwarten.«

Dann hörte er etwas, das nach einem Ventilator klang. Zeit verstrich. Stone behielt den Eingang im Auge. Schließlich nahm er die Maske ab, beließ sie jedoch auf Annabelles Gesicht. Vorsichtig atmete er einmal, dann ein zweites Mal ein. Er streifte die Plane beiseite, hob Annabelle auf, warf sie sich über die Schulter undbettete sie an der Stelle wieder auf den Boden, wo sie beider vorhin gelegen hatten. So leise wie möglich nahm Stone die fast leere Sauerstoffflasche an sich und versteckte sich hinter der Tür des Lagerraums.

Er musste nicht lange warten. Eine Minute später wurde die Tür geöffnet, und ein Mann trat ein. Stone geduldete sich. Als der zweite Mann hereinkam, schwang Stone die Flasche und hieb sie ihm mitten auf den Schädel, dass man Knochen brechen hörte. Der Getroffene kippte der Länge nach auf den Betonboden.

Der andere Kerl wirbelte herum. Seine Hand zuckte zu der Pistole an seinem Gürtel. Die Sauerstoffflasche traf ihn frontal ins Gesicht, sodass er rücklings gegen die Werkbank und das harte Metall der daran angebrachten Schraubzwinge taumelte. Er schrie vor Schmerz auf und griff wild nach seinem verletzten Rücken, während ihm Blut übers Gesicht sickerte. Stone schwang die Sauerstoffflasche noch einmal und knallte

sie dem Mann gegen die Schläfe. Als er zu Boden sackte, ließ Stone die Flasche fallen, sprang zu Annabelle und befreite sie von den Fesseln. Sie erhob sich auf zitternden Beinen und betrachtete die beiden hingestreckten Kerle mit bleichem Gesicht.

»Erinnern Sie mich daran, Sie nie zu verärgern«, sagte sie heiser.

»Hauen wir ab, ehe noch jemand sich blicken lässt.«

Sie rannten zur Tür hinaus, kletterten über den Grundstückszaun und liefen eilends die Straße entlang. Drei Minuten später mussten sie anhalten und Atem schöpfen. Rinnsale aus Schweiß durchzogen die Schmutzflecken auf ihrer Haut. Sie füllten die Lungen mit kühler, köstlicher Nachluft; dann legten sie weitere fünfhundert Meter im Laufschritt zurück, bis ihre Beine sich wie Blei anfühlten. Rücklings lehnten sie sich an die Ziegelmauer eines Gebäudes, das wie eine Lagerhalle aussah.

»Die haben sich mein Handy gekrallt«, sagte Stone, nach Atem ringend. »Nebenbei erwähnt, ich bin eigentlich zu alt für solche Scheiße. Im Ernst.«

»Mein Handy ist ... auch weg«, sagte Annabelle stockend, wobei sie zwischendurch nach Luft schnappte. »Oliver, ich ... habe in dem Haus ... Trent gesehen. In einem Spiegel.«

»Sind Sie sicher?«

Sie nickte. »Vollkommen sicher.«

Stone spähte in die Umgebung. »Wir müssen mit Caleb oder Milton Verbindung aufnehmen.«

»Glauben Sie, dass ihnen nichts zugestoßen ist? Nach dem, was wir gerade erlebt haben?«

»Ich weiß es nicht«, gestand Stone. Mühsam straffte er sich, hielt Annabelle eine Hand hin und zog sie mit sich.

Als sie zügig ein Stück weit gegangen waren, verlangsamte sie plötzlich ihre Schritte. »Ist Jonathan auf diese Art und Weise gestorben?«, fragte sie leise.

Stone blieb stehen und wandte sich ihr zu. »Ja. Hit mir

leid.«

Nichtssagend zuckte sie mit den Schultern; gleichzeitig aber wischte sie sich eine Träne aus dem Auge. »Mein Gott.« Ihre Stimme zitterte. »Wie schrecklich ...«

»Ja, schrecklich«, pflichtete Stone ihr bei. »Hören Sie, Susan, ich hätte Sie niemals in diese Sache hineinziehen dürfen.«

»Erstens ist mein Name nicht Susan ...«

»Nein?«

»Zweitens ... Verraten Sie mir Ihren wirklichen Namen, und ich sage Ihnen meinen.«

Stone zögerte nur ein Sekunde. »Franklin. Aber meine Freunde nennen mich Frank. Und Sie?«

»Eleanor. Meine Freunde rufen mich Ellie.«

»Franklin und Eleanor?«, meinte Stone und blickte sie belustigt an.

»Sie haben damit angefangen.« Sie lächelte, obwohl ihr gleichzeitig Tränen in die Augen traten und sie heftig zu zittern begann. »Ach, Jonathan ...« Stone hob die Arme und fasste sie an den Schultern, stützte sie. »Ich kann's nicht glauben«, sagte sie. »Dabei habe ich den Mann seit einer Ewigkeit nicht gesehen.«

»Es ist verständlich, wenn Sie ihm noch nachtrauern.«

»Bis jetzt wusste ich es selbst nicht genau.«

»Es ist nicht verboten.«

»Mir geht's gleich wieder besser. Glauben Sie mir, ich habe schon viel Schlimmeres durchgestanden.« Kaum hatte sie den Satz zu Ende gesprochen, musste sie hemmungslos schluchzen. Stone zog sie an sich, als ihre Beine versagten. Beide sanken sie zu Boden, kauerten sich auf den Beton des Gehwegs. Stone hielt sie in den Armen, während ihre Finger sich an ihn krallten, ihre Tränen ihm Hemd und Haut benetzten.

Fünf Minuten später seufzte sie noch einmal schwer; dann gewann sie die Fassung wieder, stemmte sich von Stone ab,

rieb sich mit dem Ärmel die geschwollenen Augen und die triefende Nase. »Entschuldigen Sie«, bat sie Stone. »Sonst verliere ich nie, wirklich niemals die Beherrschung.«

»Es ist nicht ungewöhnlich, um einen geliebten Menschen zu weinen.«

»Nur ist es nicht ... Ich meine ... Sie haben nie ...«

Stone legte ihr einen Finger auf die Lippen. »Mein echter Name lautet John«, sagte er leise. »John Carr.«

Kurz verkrampfte sich Annabelle, dann lockerte sich ihre Haltung. »Ich bin Annabelle Conroy. Nett, Sie kennen zu lernen, John.« Gedehnt ließ sie den Atem entweichen. »Puh, so was tue ich ganz selten.«

»Ihren echten Namen benutzen? Dafür hab ich Verständnis. Die letzte Person, der ich meinen Namen genannt habe, wollte mich auf der Stelle umbringen.«

Er richtete sich auf und half ihr beim Aufstehen. Als er sich abwandte, hielt sie ihn an der Hand zurück. »Danke, John, für ... für alles.« Ihre Dankbarkeit machte ihn sichtlich verlegen, doch Annabelle überbrückte den peinlichen Augenblick. »Am besten beeilen wir uns und finden heraus«, sagte sie, »ob wir Milton und Caleb aus irgendeiner Bredouille retten müssen. Einverstanden?«

Einen Moment später eilten sie wieder gemeinsam im Laufschritt die Straße hinunter.

## KAPITEL 59

Annabelle und Stone benutzten das Kundentelefon einer Tankstelle und bekamen Caleb an den Apparat. Er hatte sich von dem Schreck, Norman Janklows Leiche entdeckt zu haben, noch nicht ganz erholt, konnte den Vorfall jedoch in wesentlichen Zügen schildern. Stone rief Reuben an. Alle kamen überein, sich nochmals an Stones geheimem Zufluchtsort zu treffen. Eine Stunde später saßen sie wieder zusammen. Zuerst erzählten Stone und Annabelle, was sie erlebt hatten.

»Verdammt noch mal«, schimpfte Reuben. »Nur gut, dass du an die Sauerstoffflasche gedacht hast, Oliver.«

Dann kamen Caleb und Milton an die Reihe. »An einem Münztelefon haben wir die Polizei benachrichtigt«, sagte Caleb zum Schluss. »Nur hat's in dieser Welt der fröhlichen Handybesitzer ungefähr eine Stunde gedauert, eines zu finden. Gott sei Dank war ich so geistesgegenwärtig, den Kerzenleuchter mitzunehmen. Da sind nämlich meine Fingerabdrücke drauf.«

»Hast du außer dem Leuchter irgendwas angefasst?«, fragte Stone.

Caleb machte eine sorgenvolle Miene. »Ich hab auch das Geländer vor der Haustür berührt.« Er warf Milton einen grimmigen Blick zu. »Weil es unserem Technikexperten da beliebt hat, mich bis aufs Mark zu erschrecken. Und vielleicht hab ich im Haus noch andere Sachen angepackt, ich weiß es nicht mehr. Stattdessen hab ich versucht, das ganze Erlebnis zu verdrängen.«

»Sind deine Fingerabdrücke in den behördlichen Datenspeichern?«, lautete Stones nächste Frage.

»Selbstverständlich.« Caleb stöhnte auf. »Na, es wäre nicht das erste Mal, dass die Bullen was von mir wollen, und wahrscheinlich wird es auch nicht das letzte Mal sein.«

»Was könnte dieser Janklow mit alldem zu tun haben?«, fragte Reuben.

»Er kann Spion gewesen sein, so wie English«, antwortete Stone. »Das bedeutet, es gab wohl auch in den Büchern, die er gelesen hat, versteckte Markierungen.«

»Sie haben anscheinend bloß vorgetäuscht, sich nicht aufzustehen zu können«, vermutete Caleb, »um ihre Tarnung aufrechtzuerhalten.«

»Na schön.« Reuben blieb hartnäckig. »Aber warum ist Janklow beseitigt worden?«

»Wenn er Spion war, bestand die Gefahr, dass alles auffliegt, nachdem wir English durchschaut hatten, und das musste verhindert werden«, erklärte Annabelle. »Vielleicht hat man auch English liquidiert, aber Janklows Leiche bei ihr zurückgelassen, um Verwirrung zu stiften.«

»Dann haben die Täter ihr Ziel erreicht«, sagte Caleb.

»Wir müssen uns endlich an die Polizei wenden«, meinte Milton merklich beunruhigt.

»Und was sollen wir ihr erzählen?«, hielt Stone ihm entgegen. »Die Markierungen in dem Buch sind verschwunden. Und wenn wir angeben, heute Abend beinahe ermordet worden zu sein, müssen wir wohl oder übel den Einbruch in Albert Trents Haus gestehen. Ich bin mir sicher, dass er die Polizei verständigt und den Einbruch angezeigt hat.« Er richtete den Blick auf Annabelle. »Auch wenn Sie ihn gesehen haben, stünde Aussage gegen Aussage. Und ich habe die Polizei wegen des Vorfalls bei der Fire Control, Inc., nicht gerufen, weil ich der Überzeugung war, dass sie die beiden Lumpen, die ich niedergeschlagen habe, dort nicht mehr vorgefunden hätte.« Er schaute Caleb an. »Und weil Caleb sich in Jewell Englishs Haus aufgehalten hat und vielleicht seine Fingerabdrücke entdeckt werden, würde er sofort zum Tatverdächtigen, wenn wir uns an die Polizei wenden. Berücksichtigen wir zusätzlich, dass die Behörden Caleb und Reuben ohnehin schon im Visier haben, wäre der ganze Fall viel zu

kompliziert, als dass die Polizei uns Glauben schenken würde.«

»Verdammt«, war Reubens einziger Kommentar zu dieser Analyse.

»Was können wir überhaupt unternehmen?«, fragte Annabelle. »Sollen wir abwarten, bis sie uns ein weiteres Mal am Schlafittchen packen?«

Stone schüttelte den Kopf. »Nein. Caleb geht morgen zur Arbeit, als wäre nichts geschehen. In der Bibliothek dürfte ziemliche Aufregung herrschen, weil sie innerhalb einer so kurzen Zeitspanne einen Abteilungsleiter und einen Stammleser verloren hat. Finde heraus, was du kannst, Caleb. Was die Polizei davon hält, können wir aus den Nachrichten schlussfolgern. Und falls Jewell English auch liquidiert worden ist, stößt man vielleicht irgendwo auf den Leichnam.«

»Ich halte mich schon mal ans Internet«, sagte Milton. »Da erscheinen Neuigkeiten zuerst.«

»Bob Bradley, Jonathan DeHaven, Cornelius Behan und Norman Janklow sind ermordet worden«, zählte Stone die Opfer auf. »Bradley musste sterben, glaube ich, weil er Albert Trent gedrängt hat, den Mitarbeiterstab des Geheimdienstauschusses zu verlassen. Trent konnte unmöglich nachgeben, denn falls ich recht habe, missbraucht Trent seinen Posten zum Geheimnisverrat. Jonathan DeHaven wurde umgebracht, weil er entweder im Lesesaal der Kongressbibliothek an der Weiterleitung der gestohlenen Geheimnisse beteiligt war oder diese Machenschaften bemerkt hatte und deshalb zum Schweigen gebracht werden musste. Gleiches könnte für Norman Janklow zutreffen, oder er war ebenfalls Spion, genau wie English. Behan ist beseitigt worden, weil er dahintergekommen war, dass man Material einer seiner Firmen benutzt hatte, um DeHaven zu ermorden, und weil er zweifellos weitere Nachforschungen betrieben hätte. Trent hat einen Informanten bei der Fire Control, der ihn bestimmt auf Behans Argwohn hingewiesen hat, folglich musste er aus dem

Weg geräumt werden.«

»Aber wie sollen Jonathan, Jewell English und Norman Janklow denn Mitglieder eines Spionagerings geworden sein?«, fragte Caleb. »Wer käme überhaupt auf die Idee, im Lesesaal unserer Raritätenabteilung mit markierten Buchstaben entwendete Regierungsgeheimnisse zu schmuggeln?«

»Also, meines Erachtens ist der Plan gut, eben weil dieser Gedanke reichlich abwegig ist«, gab Stone zur Antwort. »Denkt daran, die meisten Spione werden gestellt, weil sie aus irgendeinem Grund überwacht werden, und dann erwischt man sie bei der Weitergabe von Informationen, meist in öffentlicher Umgebung. In diesem Fall aber wurden markierte Buchstaben in alten Büchern benutzt. Da hilft keine Überwachung. Alte Leutchen lesen alte Bücher und gehen nach Hause. Keiner kommt auf den Gedanken, die Alten auch nur im Mindesten für verdächtig zu halten.«

»Aber die Geheimnisse, die Trent vermutlich stiehlt, müssen doch erst mal irgendwie in die Bibliothek gelangen«, sagte Caleb. »Trent hat die Buchstaben in den Büchern nicht selber gekennzeichnet. Und in dem Beadle, den wir haben mitgehen lassen, kann Jonathan es nicht gewesen sein. Da war er schon tot.«

»Stimmt. Das müssen wir noch ermitteln. Es ist sogar die wichtigste Frage, die es noch zu klären gilt, denn da liegt unsere größte Hoffnung, den Fall zu lösen. Waren Janklow, English oder DeHaven wirklich Spione, muss es dafür Beweise geben.«

»In DeHavens Haus haben wir uns doch schon umgesehen, aber nichts gefunden«, konstatierte Milton.

»Und ich war in Jeweils Häuschen«, sagte Caleb, »und bin nur auf eine Leiche gestoßen.«

Stone nickte. »Aber vielleicht ließe sich bei Norman Janklow etwas Aufschlussreiches entdecken.«

»Nur wimmelt es da jetzt von Polizei«, wandte Reuben ein. »Genau wie bei English.«

»Inzwischen ist die Lage sehr gefährlich«, sagte Stone, »deshalb müssen wir alle äußerst vorsichtig sein. Ich schlage vor, wir bleiben von nun an immer zu zweit. Milton und Caleb, ihr bleibt bei Milton – sein Haus hat eine hervorragende Alarmanlage. Reuben, du und ich, wir gehen zu dir – gewisse Leute wissen ja längst, wo ich wohne.« Er sah Annabelle an. »Sie können mitkommen.«

»Meine Bude ist nicht gerade toll«, meinte Reuben hoffnungsfroh, »aber ich habe jede Menge Bier und Chips gebunkert und einen Fernseher mit großem Plasmabildschirm. Außerdem kann ich höllisch scharfes Chili zubereiten. Und was die Sicherheit anbelangt, ich halte mir eine richtig scharfe Pitbull-Dame namens Medusa, die auf meinen Befehl jedem Widerling ein gehöriges Stück Fleisch aus dem Hintern beißt.«

»Ich glaube, ich bleibe im Hotel. Aber ich pass schon auf, keine Bange.«

»Bestimmt?«, fragte Stone.

»Ganz bestimmt. Vielen Dank für das Angebot, aber ich bin eher Einzelgängerin.« Sie mied Stones Blick. »So ist es mir angenehmer.«

Während die Versammlung sich auflöste, hielt Stone Annabelle zurück, bevor sie das Haus verlassen konnte. »Fühlen Sie sich einigermaßen gut?«, erkundigte er sich.

»Klar, wieso nicht? Das Leben geht weiter.«

»Beinahe ermordet zu werden ist nicht gerade alltäglich.«

»Vielleicht nicht, vielleicht doch.«

»Na gut. Sind Sie dabei, wenn ich mich noch mal mit Albert Trent beschäftige?« Annabelle zögerte. »Ich meine kein zweites Einsteigen in sein Haus. Ich habe vor, ihn zu beschatten.«

»Sie glauben, er ist noch da?«

Stone nickte. »Diese Leute haben keine Ahnung, was wir wissen oder nicht wissen. Ich vermute, dass sie versuchen werden, den Status quo beizubehalten, bis die Umstände

etwas anderes erfordern. Wenn er sich jetzt absetzt, ist alles aus. Falls wir es tatsächlich mit einem Spionagering zu tun haben, werden sie versuchen zu retten, was zu retten ist. Offenkundig hat man schwer dafür gearbeitet, alles so einzurichten, dass es reibungslos klappt.«

»Diese Leute meinen es ernst, nicht wahr?«

»Ich auch«, antwortete Stone.

Roger Seagraves war sehr unzufrieden. Janklow war geopfert worden, um die Tatsachen zu vernebeln und einen potentiellen Kronzeugen zu beseitigen, und Jewell English weilte an einem sicheren Ort fernab des D. C. Aber da sie sich die Brille hatte stehlen lassen und damit die Bibliotheksoperation geplatzt war, sah Seagraves für sie nur noch ein kurzes Leben voraus. Das waren die guten Neuigkeiten. Die schlechte Neuigkeit hingegen war, dass Oliver Stone und die Frau sich der Liquidierung entzogen hatten und er zudem zwei Männer abschreiben musste. Der ehemalige Dreimal-sechs-Agent hatte ihnen die Liquidierungsaktion vermasselt und ihnen die Schädel eingeschlagen – eine beeindruckende Leistung, zumal für einen rund Sechzigjährigen. Es wärmte Seagraves gewaltig, dass er Stone nicht sofort erledigt hatte. Zwar waren die beiden Leichen inzwischen aus der Fire Control fortgeschafft worden, doch in Jewell Englishs Haus hatte sich die Polizei eingenistet. Zum Glück hatte English zu Hause kein belastendes Material aufbewahrt. Gleiches galt für Janklow. Dennoch lag Seagraves' perfekter Plan jetzt in Scherben.

Nun verfolgte er nur noch ein Ziel. Er hatte die Absicht, zum Ursprung des Ärgers vorzudringen und ihn ein für alle Mal zu beseitigen.

Von einem kleinen Beistelltisch nahm er Stones altes Hemd und Annabelles Armbanduhr zur Hand. Seagraves schwor sich, dass er diese beiden Stücke doch noch seiner Andenkensammlung einverleiben würde.

# KAPITEL 60

Er erwachte, rekelte sich, wälzte sich herum und schaute zum Fenster hinaus. Heute war das Wetter genau wie gestern: sonnig und schön, mit einer leichten Brise, die vom Meer hereinwehte und scheinbar keinen anderen Zweck hatte, als alle, die sie erreichte, in wohlige Stimmung zu versetzen.

Er stand auf, wickelte sich ein Laken um die Hüften und schlenderte zum Fenster. Die auf mehreren Morgen Land gelegene Villa, zu der auch ein Sandstrand am Meer gehörte, stand ihm für mindestens ein Jahr zur Verfügung – für diese Dauer hatte er sie gemietet –, aber er dachte längst daran, sie vorzeitig zu erwerben. Das einsame Anwesen hatte einen auf ewig von der See gespeisten Salzwasser-Swimmingpool, einen Weinkeller, einen Tennisplatz und eine Cabana mit einem Tagesbett, das sich für mehr eignete als bloß zum Trockenwerden nach dem Schwimmen, denn er ging selten mit Badehose oder allein ins Wasser. In der Doppelgarage standen für Spritztouren ein Maserati Coupe und ein Ducati bereit. Für insgesamt weniger Geld, als er in L.A. für eine Eigentumswohnung hätte blechen müssen, waren sogar eine Köchin, ein Hausmädchen und ein Gärtner inbegriffen. In dem Bewusstsein, dass er hier sein restliches Leben genießen durfte, atmete er tief ein.

Zwar hatte er Annabelles Mahnung, nicht mit Geld um sich zu werfen, nicht eben gewissenhaft beherzigt, aber das Anwesen war für jemanden mit dem erforderlichen Kies problemlos erhältlich gewesen. Er hatte das Immobilienangebot bereits im Internet gesehen, noch bevor sie »das ganz große Ding« gedreht hatten, Annabelle aber immerhin schon Millionenbeute in Aussicht gestellt hatte. Um eine so bedeutsame Erwerbung in die Wege zu leiten, war es nie zu früh. Und sobald das Haus gemietet war, hatte er natürlich auch das zu diesem Lebensstil passende Spielzeug haben müssen. Er sorgte sich nicht, dass Bagger ihn ausfindig machen könnte.

Der Mann hatte ihn nie zu Gesicht bekommen. In diesem Teil der Welt trieben sich viele junge, reiche Zeitgenossen herum. Es war einfach cool. Er fühlte sich großartig.

Tony hörte Carmela die Steintreppe ersteigen, kehrte aufs Bett zurück und streifte das Laken vom Leib. Sie öffnete die Tür und kam mit einem Tablett herein, auf dem sich sein Frühstück befand. Eines war seltsam: Schon nach dem zweiten Abend seines Aufenthalts hatte sie mit ihm geschlafen, aber sie frühstückte nicht mit ihm. Wahrscheinlich hing es mit ihrem Rang als Hausmädchen zusammen.

»Dos huevos, *jugo de naranja, tostada y café con leche*«, sagte sie. Ihr spanischer Akzent hatte einen lyrischen Klang.

»Und du.« Tony lächelte und zog sie an sich, nachdem sie das Tablett auf dem Tischchen neben dem Bett abgestellt hatte. Sie küsste seine Lippen und ließ sich von ihm des trägerlosen Nachthemdchens entledigen. Er strich über die zarten Muskeln an ihrem langen braunen Hals, streichelte die großen Brüste; seine Hand glitt über ihren flachen Bauch abwärts und noch tiefer.

»*Tu no tienes hambre?*«, gurrte sie, rieb den nackten Schenkel an seinem Bein und koste mit dem Mund seinen Hals.

»*Hambre* nach dir«, sagte Tony und knabberte an ihrem Ohr. Er vollführte eine Drehung und ließ Carmela aufs Bett sinken. Dann nahm er ihre wohlgeformten Beine in die Hände und stellte sich zwischen ihre Schenkel. Mit der Zunge befeuchtete sie ihre Finger und reizte sich damit die Brustwarzen.

»Verdammt, du machst mich loco, Carmela ...!«

Sie schwang den Oberkörper aufwärts, packte Tony an den Schultern und zog ihn auf sich hinab.

Die Tür krachte gegen die Wand und verscheuchte dem Paar jede Lust auf Geschlechtsverkehr vor dem Frühstück.

Vier große Kerle traten ein, gefolgt von einem kleineren, aber breitschultrigen Mann in zweiteiligem Anzug und

offenem Hemd, der eine teuflische Miene des Triumphs zeigte.

»Hallo, Tony«, rief Jerry Bagger, »schön hast du's hier. Ehrlich, es gefällt mir. Ganz erstaunlich, was man sich mit fremdem Geld so alles leisten kann, was?« Er setzte sich auf die Bettkante, während die erschrockene Carmela sich mit dem Laken bedeckte. »Ach, Schätzchen, das ist überflüssig«, beteuerte Bagger. »Du bist richtig schnuckelig. Wie sagt man hier? Bonita. Ja, genau. *Muy bonita*, du Flittchen.« Er winkte einem seiner Gorillas zu. Der Mann hob Carmela vom Bett, trug sie zum Fenster und warf sie hinaus.

Man hörte einen lang gezogenen Schrei und dann einen Aufprall.

Bagger griff sich vom Tablett das Glas Orangensaft und trank es mit einem Zug leer. Anschließend tupfte er sich den Mund mit der Serviette ab. »Ich trinke täglich Orangensaft«, erklärte er. »Weißt du warum? Es ist massenhaft Kalzium drin. Ich bin Sechsundsechzig, aber sieht man's mir an? Zum Teufel, nein. Fühl mal diese Muskeln, Tony. Nur zu, fühl mal.« Bagger spannte den rechten Bizeps. Doch Tony wirkte, als wäre er gelähmt. Bagger spielte den Überraschten. »Weshalb so verdattert? Ach, weil die kleine Schlampe aus dem Fenster geflogen ist? Zerbrich dir deswegen nicht den Kopf.« Er wandte sich an den Gorilla, der für Carmelas Fenstersturz gesorgt hatte. »He, Mike, du hast auf den Swimmingpool gezielt, so wie in dem James-Bond-Film, stimmt's? Welcher war das nur gleich wieder?«

»*Diamantenfieber, Mr. Bagger*«, gab Mike ihm auf Anhieb Auskunft.

Bagger lächelte. »Genau, *Diamantenfieber*. Ich gucke mir diesen James-Bond-Scheiß gern an. Das ist der Streifen, in dem diese ... wie hieß sie wieder ...? so einen winzigen Bikini trägt, dessen Höschen ihr schier den Arsch spaltet. Stephanie Powers?«

»Jill St. John, Mr. Bagger«, wagte Mike ihn höflich zu be-

richtigen.

»Ja, genau, genau, diese beiden Bräute bring ich immer durcheinander. Nackte Weiber sehen eben alle gleich aus. Schau mal nach.«

»Leider hab ich den Swimmingpool knapp verfehlt, Mr. Bagger«, musste Mike eingestehen.

»Aber du hast es versucht, Mike, du hast es versucht, darauf kommt's an.« Bagger drehte sich wieder Tony zu.

»Das ist das Ausschlaggebende, nicht wahr, Tony?« Offenbar hinderte blankes Entsetzen Tony daran, Bagger zu antworten.

»Außerdem ist es besser so, mir fallen nämlich gerade die zwei alten Leutchen unten ein. Du wirst es nicht glauben, aber als wir ins Haus gingen und sie uns sahen, sind sie einfach tot umgefallen. Und es ist ja ausgeschlossen, dass das kleine, niedliche, *bonita* Flittchen in einem so großen Bau die ganze Arbeit hätte allein schaffen können. Also sieht es so aus, als hätten wir ihr einen Gefallen getan, was, Tony?« Mit äußerster Mühsal nickte Tony. »Und nun fühl meine Muskeln. Ich will, dass du die *Kraft* meines Körpers spürst.« Bagger wartete nicht mehr ab, sondern packte Tonys Hand und legte sie auf seinen angespannten Bizeps. »Fühlst du, wie hart mein Oberarm ist, Tony? Kannst du dir jetzt vorstellen, wie stark ich bin? Kannst du dir jetzt einen Begriff davon machen?«

»Bitte bringen Sie mich nicht um, Mr. Bagger«, jammerte Tony. »Bitte nicht. Es tut mir leid. Es tut mir echt leid.«

Brutal presste Bagger Tonys Finger zusammen, ließ jedoch gleich davon ab. »Hör auf! Tu so was nicht! Entschuldigungsgewinsel steht einem Mann schlecht. Außerdem war es eine prachtvolle, gelungene Gaunerei, ein wirklich erstklassiger Coup. Jeder in der Kasinoszene weiß inzwischen, dass ihr Schwindler mich über den Tisch gezogen und um 40 Millionen Möpse erleichtert habt.« Bagger lenkte den Blick zur Seite und holte tief Atem, um sich zu beruhigen. Er hatte offensichtlich große Mühe, die Beherrschung zu wahren und Tony nicht mit bloßen Händen in Stücke zu

reißen, zumindest nicht sofort. »Aber vorher lass uns eine wichtige Sache klären. Ich will, dass du mich fragst, wie ich dich aufgespürt habe. Ich wünsche, dass du erkennst, wie klug ich bin und wie doof du bist. Also frag mich, Tony, wie ich dich gefunden hab, obwohl du doch nach der fetten Abzocke die ganze weite Scheißwelt zur Auswahl für ein Rückzugsgebiet hattest.« Bagger packte Tonys schlanken Hals und zerrte ihn zu sich herüber. »Frag mich, du kleiner Wichser.« In Baggers Schläfe pochte eine Ader.

»Wie haben Sie mich aufgespürt, Mr. Bagger?«, fragte Tony mit stockender Stimme.

Bagger stieß den Unterarm gegen Tonys schmalen Brustkorb und kippte ihn aufs Bett. Dann stand der Kasinokönig auf und stapfte hin und her.

»Es freut mich, dass du danach fragst. Weißt du, dieses raffinierte Luder, das eure Abzocke dirigiert hat, hat mich am ersten Abend von dir beobachten lassen, um mir weiszumachen, ich würde von irgendeiner Behörde überwacht. Und die einzige Möglichkeit, in mein Büro zu gaffen, gibt es in einem Zimmer im dreiundzwanzigsten Stock des Hotels auf der anderen Straßenseite. Also bin ich hinübergegangen, habe mich erkundigt, wer diese Zimmer an dem Tag bewohnt hat, und jede einzelne Person, die dann auf meiner Liste stand, gründlich überprüft.« Er blieb stehen und feixte Tony an. »Bis ich auf dich gestoßen bin. Du warst so schlau, dich nicht unter eigenem Namen in dem Hotel anzumelden, aber du hast dir einen Schnitzer erlaubt. Eure Chefin und ihr Kumpel haben keine Fehler gemacht und keine Spuren hinterlassen, deshalb konnte ich sie bisher nicht finden.« Bagger drohte Tony mit dem Finger. »Aber du, du hast dir Massagen geleistet, ich weiß es, und da bist du auf die Kleine abgefahren, die's dir besorgt hat, und wolltest mehr von ihr ... Nur war dann dein Prügel nicht standfest genug für sie, und du hast dich zum Kotzen ins Bad verzogen. Und währenddessen hat das Luder sich aus deiner Brieftasche ein bisschen Bargeld genommen,

um den lausigen Hunderter aufzustocken, mit dem du sie fürs verfrühte Abspritzen entschädigt hast. Und bei der Gelegenheit hat sie den Führerschein mit deinem richtigen Namen gesehen. Den Lappen in der Brieftasche zu lassen war ganz schön blöd, Tony. Du dachtest, der Blowjob kostet dich nur einen Hunderter, aber jetzt siehst du, dass er dich viel, viel teurer zu stehen kommt. Obendrein hat die alberne Gans mir für einen jämmerlichen Riesen alles erzählt, was ich wissen wollte. Vertraue niemals solchen Huren, Tony, die legen dich immer nur rein, du kannst es mir glauben.« Er setzte sich wieder zu Tony auf die Bettkante, der inzwischen halblaut schluchzte. »Du hast eine gewisse Reputation, Freundchen, als Techtrickser, der mit einem Computer praktisch alles kann. Zum Beispiel Spyware in mein Bankingprogramm hineinpfluschen und mir 40 Millionen abzwacken. Ich meine, das beweist doch großes Talent. Na egal, auf jeden Fall musste ich eine Menge Leute schmieren, deine Bekannten und deine Familie aushorchen, ein paar Telefonate zurückverfolgen, die du mit zuhause gehabt hast, und ein paar Figuren umnieten, die mir nicht helfen wollten, aber jetzt sitze ich endlich hier an der sonnigen Küste Spaniens oder Portugals oder wer weiß, wie diese Gegend heißt, mit dir zusammen.« Er tätschelte Tonys nacktes Bein. »Na gut, alles klar, nachdem ich mir das von der Seele geredet habe, können wir endlich zur Sache kommen.«

Er winkte einem der Gorillas, der sofort eine gedrungene Pistole aus dem Schulterhalfter zückte, dem Lauf einen Schalldämpfer aufschraubte, die Waffe durchlud und sie Bagger reichte.

»Nein, bitte nicht«, wimmerte Tony, ehe Bagger ihn zum Schweigen nötigte, indem er ihm die Pistole in den Mund rammte und dabei zwei Schneidezähne abbrach.

Bagger drückte einen Unterarm auf Tonys Luftröhre, hielt ihn auf dem Bett nieder und schob den Zeigefinger an den Abzug der Pistole.

»So, Tony, Freundchen, nun reden wir Tacheles. Ich gebe dir eine Chance. Eine einzige Chance. Und nur, weil ich mich heute großmütig fühle. Warum, weiß ich selbst nicht. Vielleicht krieg ich auf die alten Tage ein weiches Herz.« Bagger verstummte und leckte sich über die Lippen. »Es geht mir um diese Hexe«, fügte er hinzu. »Ich will ihren Namen und alles erfahren, was du außerdem über sie weißt. Wenn du mir das erzählst, bleibst du am Leben.« Sein Blick schweifte durch das überaus geräumige Schlafzimmer. »Nicht hier, nicht von meinem Schotter, aber du bleibst am Leben. Ach, du willst nicht singen, wie?« Unvermittelt riss Bagger ihm die Pistole aus dem Mund. Am Schalldämpfer klebten Blut und Zahnsplitter. »Hast du etwa gedacht, ich knalle dich einfach ab?« Bagger lachte. »Aber nein, so läuft das nicht. Das würde viel zu schnell gehen.« Er gab die Pistole dem Gorilla zurück und streckte die Hand aus. Mike drückte ihm ein Messer mit Sägeklinge in die Pranke.

»Wir praktizieren dieses Schneidehandwerk langsam, und wir haben viel Übung.« Nun streckte Bagger die andere Hand aus, und ein Gorilla streifte ihm einen Plastikhandschuh über die Finger. »Man bräuchte solche Scheißdinger nicht«, erläuterte Bagger, »außer vielleicht wegen der Fingerabdrücke. Aber heutzutage grassieren ja alle möglichen Arten ekliger, ansteckender Krankheiten und so, da darf man kein Risiko eingehen. Ich meine, denk mal an dein *bonita* Flittchen. Woher weißt du, dass sie nicht schon mit jedem *muchacho* im Kaff gerammelt hatte, bevor du dich an ihre Armatur geschmissen hast? Ich hoffe, du hast wenigstens ein Kondom benutzt.«

Bagger senkte die plastikumhüllte Hand an Tonys Unterleib und zog mit einem energischen Ruck sein Geschlechtsteil in die Länge.

Tony schrie vor Schmerz, doch inzwischen hatten die vier Gorillas zugepackt und hielten ihn fest. Bagger betrachtete Tonys Gemächt. »Ehrlich gesagt, ich weiß nicht, was *bonita*

an dir gefunden hat«, sagte Bagger. Er hob das Sägemesser. »Also, raus mit dem Namen der Hexe, und sag mir, wo meine Kohle abgeblieben ist. Dann schenke ich dir das Leben. Sonst fang ich mit deinen Eiern an, und anschließend tut's dann richtig weh. Was darf es sein, Tony? Du hast fünf Sekunden Bedenkzeit. Wenn ich erst mal am Sägen bin, hör ich nicht mehr auf.« Tony stieß einen Laut aus. »Wie bitte? Ich hab's nicht richtig verstanden.«

»A-Ann ...«

»Mach das Maul auf, du kleines Arschloch, ich bin ein bisschen schwerhörig.«

»Annabelle!«, schrie Tony.

»Annabelle?«, brüllte Bagger dermaßen vehement, dass ihm Speichelkloßchen von den Lippen sprühten. »Annabelle wer?«

»Annabelle ... Conroy. Paddy Conroys Tochter.«

Langsam senkte Bagger das Messer und entfernte die Hand von Tonys Geschlechtsteilen. Er überließ das Messer einem Gorilla und zupfte sich den Plastikhandschuh von den Fingern. Anschließend stand er auf, ging ans Fenster und schaute hinaus. Keine Sekunde lang verweilte Jerry Bagers Blick auf der toten Carmela, die auf einen seitlich der Tür stehenden Steinlöwen gestürzt war; stattdessen starrte er aufs Meer.

Annabelle *Conroy*? Er hatte gar nicht gewusst, dass Paddy ein Kind hatte. Doch nun ergab alles einen Sinn. Paddy Conroys Tochter war in seinem Kasino gewesen, hatte ihn zum Narren gehalten und ihn dreister abgezockt, als ihr Alter es je geschafft hatte.

Na gut, Annabelle. Deine Mama hab ich schon abseviert. Jetzt bist du dran.

Er ließ die Knöchel in seinen Fäusten knacken, drehte sich um und sah Tony an, der mit blutigem Mund auf dem Bett lag, eine Hand über die Geschlechtsteile gebreitet, und weinte.

»Was noch?«, fragte Bagger. »Ich will alles wissen. Denk

daran, dass du am Leben bleiben möchtest.«

Und Tony erzählte ihm alles, erwähnte zum Schluss sogar Annabelles Rat, sich bedeckt zu halten und nicht sein ganzes Geld an einem Ort zu verschleudern.

»Wahrhaftig, du hättest auf die verfluchte Hexe hören sollen«, sagte Bagger. Er schnippte mit den Fingern. »Also los, Jungs, an die Arbeit. Wir haben nicht den ganzen Tag lang Zeit.«

Ein Gorilla klappte einen schwarzen Kasten auf, den die Männer mitgebracht hatten. In dem Behältnis lagen vier Baseballschläger. Drei teilte der Mann an seine Kollegen aus, den vierten behielt er selbst.

»Aber Sie haben versprochen, wenn ich rede, bleib ich am Leben!«, kreischte Tony, als sie ihn umstellten und die Baseballschläger hoben. »Sie haben's versprochen!«

Bagger zuckte mit den Schultern. »Stimmt. Und wenn die Jungs mit dir fertig sind, wirst du noch am Leben sein. Gerade so eben. Jerry Bagger steht zu seinem Wort.«

Als er das Schlafzimmer verließ, hörte er den ersten Schlag, der Tonys rechtes Knie zertrümmerte. Bagger pfiff vor sich hin, schloss die Tür, um Tonys Geheul zu dämpfen, und stieg hinunter ins Erdgeschoss, um sich ein Tässchen Kaffee zu gönnen.

# KAPITEL 61

Am folgenden Morgen herrschte in der Kongressbibliothek tatsächlich regelrechter Aufruhr. So kurz nach DeHavens Tod rief Norman Janklows Ermordung im gesamten Gebäude Wogen der Fassungslosigkeit und Bestürzung hervor. Als Caleb an seinem Arbeitsplatz eintraf, waren Polizei und FBI bereits zur Stelle, um das Bibliothekspersonal zu vernehmen. Caleb gab sich alle Mühe, sich auf kurze Antworten zu beschränken. Dass die beiden Beamten der Mordkommission, die ihm die Schlüssel zu DeHavens Haus retourniert hatten, ebenfalls anwesend waren, half ihm wenig. Er spürte, dass sie ihn sehr wachsam beobachteten. Hatte irgendwer ihn vor Jewell Englishs Haus gesehen? Waren dort seine Fingerabdrücke gefunden worden? Und Reuben hätte nach seiner Freilassung genügend Zeit gehabt, um den Mord zu verüben. Wurde auch er verdächtigt? Man konnte es den Polizisten nicht ansehen.

Als Nächstes beschäftigte er sich mit dem Beadle, den Annabelle vorschriftswidrig aus der Bibliothek mitgenommen hatte. Heute hatte Caleb das Buch dabei; es zurück in die Bibliothek zu befördern war relativ einfach gewesen, obgleich Caleb sich noch als nervliches Wrack fühlte. Der Sicherheitsdienst kontrollierte nur die Taschen Gehender, nicht Kommender, und nur Besucher mussten sich durchleuchten lassen. Dennoch ließ die Anwesenheit der Polizei Calebs innere Anspannung anwachsen. Erleichtert atmete er auf, nachdem er seine Aussagen wohlbehalten gemacht hatte, und ließ das Buch vorerst in seinem Schreibtisch verschwinden.

Als einige Zeit später ein Konservator mit frisch reparierten Büchern kam, die wieder in die Tresorräume geschafft werden mussten, erbot sich Caleb, diese Aufgabe zu erledigen. Dadurch erhielt er eine glänzende Gelegenheit, den Beadle ins Regal zurückzustellen. Er packte ihn in den Stapel

der anderen Bände und ging in die Tresorräume. Dort sortierte er die restaurierten Bücher ein und strebte anschließend zu dem Regal, in dem Beadles Werke standen. Doch als er das Buch ins Regal schieben wollte, bemerkte er, dass eine Ecke des Einbands angerissen war – wohl durch den Klebestreifen, mit dem Annabelle es am Oberschenkel befestigt gehabt hatte.

»Na prächtig. Dabei hätte man doch erwarten können, dass sie ein bisschen behutsamer mit dem Buch umspringt, zumal sie es vorher gestohlen hat«, murmelte Caleb. Nun hatte er keine andere Wahl, als den Beadle restaurieren zu lassen. Er verließ die Tresorräume, füllte das unumgängliche Formular aus und tippte den Restaurierungsauftrag in den Computer ein.

Dann begab er sich durch die unterirdischen Stollen ins Madison Building und schenkte unterwegs der Räumlichkeit, wo der Tank gestanden hatte, durch dessen heimtückische Anwendung Jonathan DeHaven getötet worden war, kaum Beachtung. In der Restaurationsabteilung händigte er das Buch Rachel Jeffries aus, einer Frau, die schnell und zuverlässig arbeitete.

Nachdem er mit Rachel ein Weilchen über die schrecklichen Neuigkeiten getratscht hatte, kehrte er in den Lesesaal der Raritätenabteilung zurück und setzte sich an seinen Schreibtisch. Er blickte sich im Saal um, der noch vor kurzem so schön und geruhsam gewesen war, wie geschaffen zur Besinnlichkeit, und der jetzt, nach dem Tod zweier damit unzertrennlich verbundener Menschen, umso leerer wirkte.

Caleb erschrak, als die Tür geöffnet wurde und Kevin Philips, verhärt und beklommen, den Saal betrat. Sie unterhielten sich einige Minuten lang. Philips sagte zu Caleb, dass er erwog, den Posten des diensthabenden Abteilungsleiters aufzugeben. »Es ist alles zu viel für meine Nerven«, klagte Philips. »Seit Jonathans Tod hab ich fünf Kilo abgenommen. Und nachdem sein Nachbar ermordet wurde und weil jetzt auch Janklow tot ist, glaubt die Polizei nicht mehr, dass es bei

Jonathans Tod mit rechten Dingen zugegangen ist.«

»Tja, da könnte was dran sein.«

»Was glauben Sie, was da eigentlich los ist, Caleb? Ich meine, wir sind hier in einer Bibliothek. So was dürfte bei uns doch gar nicht passieren.«

»Ich wollte, ich wüsste eine Antwort darauf, Kevin.«

Später telefonierte Caleb mit Milton, der, die Presse betreffend, ständig Augen und Ohren offen hielt. Er erzählte, dass zahlreiche Spekulationen Janklows Ableben umrankten, dass man jedoch keine offizielle Todesursache nannte. Jewell English hatte das Häuschen vor zwei Jahren gemietet. Die einzige Gemeinsamkeit zwischen der Frau und dem Toten bestand aus ihren regelmäßigen Besuchen des Lesesaals der Kongressbibliothek-Raritätenabteilung. English war spurlos verschwunden. Ermittlungen bezüglich ihres Hintergrunds hatten in einer Sackgasse geendet. Anscheinend war sie nicht, was zu sein sie vorgespiegelt hatte. Vielleicht galt Gleiches auch für Janklow.

Kaum eine Überraschung, dachte Caleb, als er nach dem Telefonat den Hörer auflegte. Jedes Mal, wenn die Tür zum Lesesaal sich öffnete, krampfte Caleb sich unwillkürlich zusammen. Zuvor war der Saal eine Stätte des Friedens und Sanftmuts gewesen, doch mittlerweile glich er für Caleb einem stets wiederkehrenden Albtraum. Bisweilen hatte er den Eindruck, dass die einst so angenehme Stille ihn nun zu ersticken drohte. Ersticken! Gütier Himmel, was für eine unglückselige Gedankenverbindung. Dennoch blieb er an seinem Arbeitsplatz, denn obwohl er sich als Schwächling betrachtete und sich in mancher anderen Hinsicht impulsiv verhielt, nahm er seine Arbeit ernst. Offenbar kamen heute – es wunderte Caleb nicht – keine Leser. Caleb erwartete, dadurch zumindest die Gelegenheit zu finden, ein paar überfällige Aufgaben zu erledigen. Doch es sollte nicht sein. Plötzlich verspürte er Hunger und beschloss, sich außer Haus ein Sandwich zu besorgen.

»Ach, Mr. Foxworth«, sagte Caleb, als der hochgewachsene, gut aussehende Mann sich ihm auf dem Gehweg vor dem Jefferson Building näherte.

Seagraves nickte und lächelte. »Bitte, ich möchte doch, dass Sie mich Bill nennen, erinnern Sie sich? Ich wollte heute noch einmal bei Ihnen vorsprechen.« In Wahrheit hatte Seagraves vor dem Gebäude auf Caleb gewartet.

»Ich gehe mir gerade ein Sandwich holen. Bestimmt treffen Sie im Lesesaal jemand anderes an, der Ihnen ein Buch heraussuchen kann.«

»Eigentlich wollte ich Sie fragen, ob nicht Sie mal einen Blick auf meine Bücher werfen möchten.«

»Was?«

»Meine Sammlung. Sie steht in meinem Büro. Es ist nur wenige Häuserblocks von hier. Ich bin auf Ölindustrie spezialisierter Lobbyist. In meinem Gewerbe zahlt es sich aus, immer in der Nähe des Capitol Hill zu bleiben.«

»Das glaube ich gern.«

»Meinen Sie, Sie können für mich ein paar Minuten erübrigen? Ich verlange viel von Ihnen, ich weiß ...«

»Na schön. Hätten Sie was dagegen, wenn ich mir unterwegs ein Sandwich kaufe? Ich habe nicht zu Mittag gegessen.«

»Keineswegs. Wissen Sie, ich habe dort für eine fünftägige Ansichtsfrist Werke von Ann Radcliffe und Henry Fielding liegen.«

»Hervorragend. Welche Werke?«

»Radcliffes *The Romance of the Forest* und Fieldings *Die Geschichte der Abenteuer des Joseph Andrews und seines Freundes Mr. Abraham Adams*.«

»Eine ausgezeichnete Wahl, Bill. Radcliffe war ein Genie des Schauerromans. Viele Leser denken, dass die modernen Horrorautoren mit ihrer Schreibe die Grenzen des Erträglichen erreichen. Dabei sollten sie mal Radcliffe lesen. Da gefriert einem noch heute das Blut in den Adern! Fielding hat

übrigens mit der gelungenen Parodie Samuel Richardsons berühmtes Werk *Pamela oder die belohnte Tugend* durch den Kakao gezogen. Das Ironische an Fielding ist, dass er den größten Ruhm als Romanautor und Dramatiker erlangte, aber im Innersten seines Wesens war er ein echter Poet. Es hält sich das Gerücht, das sein beliebtestes Theaterstück, *Leben und Tod von Tom Däumling*, Jonathan Swift zum zweiten Mal im Leben ein Lachen entlockte.« Caleb kicherte. »Ich weiß nicht, was beim ersten Mal der Anlass war, aber ich habe ein paar Theorien.«

»Faszinierend«, sagte Seagraves, während sie die Straße entlangspazierten. »Nun, der Antiquar in Philly, der mir die Bände zugeschickt hat, behauptet im Begleitschreiben, dass es Erstausgaben sind, und er führt auch angeblich typische Kennzeichen und Merkmale an, aber ich muss dazu das Urteil eines Experten hören. Diese Bücher sind nicht billig.«

»Kann ich mir vorstellen. Also, ich schaue sie mir an, und falls ich Ihnen nichts Zuverlässiges sagen kann – was ich allerdings bezweifeln möchte, ohne zu laut ins Horn zu stoßen –, vermittele ich Ihnen Kontakt zu jemandem, der dazu imstande ist.«

»Mr. Shaw, mir fehlen die Worte. Sie ahnen nicht, wie sehr ich Ihre Hilfe zu würdigen weiß.«

»Bitte nennen Sie mich Caleb.«

In einem Imbiss auf der Independence Avenue, einen Häuserblock vom Madison Building entfernt, kaufte Caleb sich ein Sandwich, dann folgte er Seagraves zu einem Bürogebäude.

Der Vordereingang läge an einer Hauptverkehrsstraße, erklärte Seagraves, aber sie müssten den Hintereingang benutzen. »Im Foyer werden Reparaturen ausgeführt, da sind die Zustände katastrophal. Aber wir können mit einem Lift geradewegs zu meinem Büro hinauffahren.«

Während sie eine rückwärtige Gasse durchquerten, bestritt Seagraves eine fortlaufende Konversation über antiquarische

Bücher und seine vorgebliche Hoffnung, eine ernst zu nehmende Büchersammlung anlegen zu können.

»Es braucht Zeit«, stellte Caleb klar. »Übrigens bin ich Mitinhaber eines Antiquariats in Old Town Alexandria. Sie sollten sich dort mal umschauen.«

»Das werde ich ganz gewiss.« Seagraves blieb vor einer Tür stehen, sperrte sie auf und bat Caleb hinein; dann schloss er sie von innen. »Der Aufzug ist gleich um die Ecke.«

»Gut. Ich glaube ...«

Caleb konnte nicht mehr aussprechen, was er glaubte, denn er sank bewusstlos auf den Fußboden. Einen Moment verharrte Seagraves neben ihm, den Totschläger in der Faust, den er rechtzeitig griffbereit in einer Wandnische versteckt hatte. Gelogen hatte er nicht, was das Bürogebäude betraf. Das Foyer des Haupteingangs wurde wirklich renoviert; tatsächlich war sogar die Renovierung des gesamten Gebäudes fällig. Deshalb war es vor kurzem geschlossen worden, damit die Arbeiten in einer Woche aufgenommen werden konnten.

Seagraves fesselte und knebelte Caleb und legte ihn, nachdem er einen Ring von seinem rechten Mittelfinger gezogen hatte, in eine Kiste, die offen an der Mauer stand. Dann nagelte er den Deckel auf die Kiste und rief per Handy jemanden an. Fünf Minuten später rollte ein Lieferwagen in die Gasse. Mit Unterstützung des Fahrers hob Seagraves die Kiste ins Fahrzeug. Die Männer stiegen ein und fuhren ab.

## KAPITEL 62

Annabelle hatte Stone noch vor Tagesanbruch abgeholt; gemeinsam waren sie zu Trents Haus gefahren und hatten in der Nähe eine Position bezogen, von der aus sie seine Garagenausfahrt sehen konnten. Sie hatten ihren neuen Mietwagen Reuben überlassen und sich stattdessen für die heutige Beobachtungsaktion seinen alten, verbeulten Kleinlaster geliehen. In dieser Gegend war so eine Karre unauffälliger als der Chrysler Le Baron, den sie am Vorabend benutzt hatten. Weil sie und Stone zeitweilig gekidnappt worden waren, parkte dieser ursprüngliche Mietwagen noch immer etwa vierhundert Meter von ihrem gegenwärtigen Standort entfernt. Den zweiten Wagen hatte Annabelle in der vergangenen Nacht am Dulles Airport gemietet.

Stone spähte in den Feldstecher. Stockfinster, kalt und klamm war es, und weil der Automotor nicht lief, kühlte das Innere des Kleinlasters rasch aus. Annabelle hatte sich in einen Mantel gehüllt. Stone schien das Wetter nicht zu stören.

Bisher hatten sie nur ein einziges Fahrzeug vorbeirollen sehen, dessen Scheinwerferkegel den Bodennebel zerteilt hatten. Stone und Annabelle hatten sich in der Fahrerkabine geduckt, bis der Wagen vorüber war: Der schlaftrige Fahrer des Lasters hatte gleichzeitig mit dem Handy telefoniert, sich Kaffee in den Rachen geschüttet und in einer übers Steuerrad gebreiteten Zeitung gelesen.

Als sich eine Stunde später die Morgendämmerung ankündigte, hatte Stone plötzlich gestutzt. »Aha, da kommt was.« Von Trents Ausfahrt tuckerte ein Auto auf die Landstraße. Während es beim Abbiegen verlangsamte, richtete Stone das Fernglas auf die Fahrerseite. »Es ist Trent.«

Annabelle ließ den Blick durch die gottverlassene Umgebung schweifen. »Es könnte auffallen, wenn wir ihm folgen.«

»Wir müssen es riskieren.« Zu ihrem Glück fuhr in diesem Moment eine Mutter in einem Kombi, auf dessen Rückbank drei Kinder saßen, an ihnen vorbei. Trent überholte die Frau. »Ausgezeichnet, der Kombi dient uns quasi als Puffer. Wenn Trent in den Innenspiegel schaut, sieht er bloß die Landeierfamilie. Fahren Sie los.«

Annabelle ließ den Motor an und setzte sich auf der Landstraße hinter den Kombi. Über verschlungene Landstraßen gelangten sie zwanzig Minuten später auf die Route 7. Dort kamen etliche weitere Fahrzeuge dazu, doch es gelang Annabelle, hinter dem Kombi zu bleiben, der sich wiederum unmittelbar hinter Trent hielt. Auf der Route 7, einer Hauptverkehrsader nach Tyson's Corner, Virginia, wurde der Verkehr wesentlich dichter.

»Lassen Sie sich bloß nicht abhängen«, mahnte Stone eindringlich.

»Ich hab alles im Griff.« Geschickt lenkte Annabelle den Kleinlaster durch den Verkehr, sodass Trents Limousine jederzeit in Sichtweite blieb; dabei begünstigte es sie, dass es jetzt hell wurde.

Stone blickte Annabelle von der Seite an. »Man könnte meinen, Sie hätten früher schon Verfolgungsfahrten gemacht.«

»Wie ich Milton bereits sagte, als er mir eine ähnliche Frage gestellt hat: Es ist wohl Anfängerglück. Was glauben Sie, wohin Trent fährt?«

»Ich hoffe, zur Arbeit.«

Vierzig Minuten später erwies Stones Vermutung sich als zutreffend: Trent fuhr zum Capitol Hill. Als er in die Bannmeile überwechselte, mussten sie die Verfolgung abbrechen, konnten aber noch beobachten, wie sich vor Trents Auto eine Sicherheitsbarriere in den Boden senkte und ein Wachmann ihn durchwinkte.

»Wüsste der Wächter doch bloß«, meinte Annabelle, »dass der Schweinehund ein Spion und Mörder ist.«

»Tja, aber wir müssen es beweisen. Bis dahin ist er ein un-tadeliger Bürger. So läuft das in der Demokratie.«

»Da wünscht man sich fast, es wären Faschisten an der Regierung, was?«

»Nein, ganz bestimmt nicht«, erwiderte Stone mit allem Nachdruck.

»Und nun?«

»Wir warten und beobachten.«

Schon vor dem Anschlag aufs World Trade Center war es keine leichte Herausforderung gewesen, im Umkreis des Capitol Hill Beobachtungen vorzunehmen. Jetzt war es fast unmöglich, außer man verhielt sich vollkommen zahm und blieb zugleich unerbittlich zäh. Immer wieder wechselte Annabelle mit dem Kleinlaster den Standort, bis sie eine Stelle fanden, von wo aus sie die Ausfahrt beobachten konnten, die Trent benutzen musste, ohne dass die unmittelbare Gefahr bestand, der Polizei aufzufallen. Zweimal überquerte Stone die Straße und holte Kaffee und eine Kleinigkeit zu essen. Sie lauschten aufs Autoradio, tauschten in vorsichtshalber geringem Umfang Einzelheiten ihrer jeweiligen Lebensgeschichte aus und erörterten zum Ausgleich umso länger und breiter, was ihre nächsten Schritte sein könnten.

Milton rief Stone auf einem Handy an, das er ihm geborgt hatte, allerdings wusste er kaum Neuigkeiten. Die Polizei hielt sich mit Verlautbarungen zurück; infolgedessen kauten die Medien ständig dieselben Informationen wieder. Stone legte das Handy weg, lehnte sich in den Sitz, trank einen Schluck Kaffee und schaute seine Begleiterin an. »Es wundert mich, dass Sie nicht über Langeweile klagen. Beschattung ist keine unterhaltsame Tätigkeit.«

»Nur beharrliche Schürfer finden Gold.«

Stone sah sich um. »Ich nehme an, dass Trent den ganzen Tag arbeitet, aber verlassen dürfen wir uns darauf nicht.«

»Ist nicht auch die Kongressbibliothek hier irgendwo in der Nähe?«

Stone zeigte geradeaus. »Das Jefferson Building, in dem Caleb arbeitet, steht einen Häuserblock weiter. Ich wüsste gern, wie er zurechtkommt. Bestimmt ist heute die Polizei dort aufgekreuzt.«

»Warum rufen Sie ihn nicht an?«, schlug Annabelle vor.

Stone versuchte den Freund per Handy zu erreichen, doch Caleb meldete sich nicht. Daraufhin rief Stone den Lesesaal an. Eine Frau ging an den Apparat, und Stone fragte nach Caleb. »Er ist sich vor einer Weile etwas zu Mittag holen gegangen.«

»Hat er gesagt, wie lang er fortbleibt?«

»Darf ich fragen«, erkundigte sich die Frau, »um was es geht?«

Stone trennte die Verbindung und lehnte sich zurück.

»Stimmt was nicht?«, fragte Annabelle.

»Caleb holt sich bloß was Essbares.« Stones Handy bimmelte. Er kannte die Anrufernummer auf dem Display.

»Da ist ja Caleb.« Er hob das Handy ans Ohr. »Caleb, wo steckst du?«

Unversehens erstarrte Stone. Einen Moment später legte er das Handy beiseite.

»Was ist los?«, fragte Annabelle. »Was hat Caleb gesagt?«

»Das war nicht Caleb. Es waren Leute, die Caleb in ihre Gewalt gebracht haben.«

»Was?«

»Er ist entführt worden.«

»O Gott. Und was wollen die Leute? Weshalb rufen sie Sie an?«

»Sie haben die Rufnummer von Milton erfahren. Sie verlangen ein Treffen, angeblich, um mit uns die Situation zu besprechen. Sobald die Polizei sich blicken lässt, machen sie Caleb kalt.«

»Was soll das heißen, sie verlangen ein Treffen?«

»Sie fordern, dass Sie, ich, Milton und Reuben antanzen.«

»Um uns allesamt zu liquidieren?«

»Ja, um uns umzubringen. Aber gehen wir nicht hin, töten sie Caleb.«

»Woher sollen wir wissen, dass er nicht längst tot ist?«

»Heute Abend um zweiundzwanzig Uhr wollen sie ihn anrufen und mit uns sprechen lassen. Dann sollen wir auch über Ort und Zeit der Zusammenkunft informiert werden.«

Annabelle trommelte mit den Fingern auf dem abgenutzten Lenkrad. »Und was tun wir?«

Stone betrachtete die in einiger Entfernung sichtbare Kuppel des Capitols. »Spielen Sie Poker?«

»Ich mag keine Glücksspiele«, antwortete Annabelle mit undeutbarer Miene.

»Nun, Caleb ist gewissermaßen das Full House der Entführer. Also brauchen wir mindestens das gleiche Blatt oder ein besseres, um gegen diese Hand anzukommen. Und ich weiß, wo wir uns die erforderlichen Karten beschaffen.« Allerdings war Stone vollauf klar, dass sein Plan die Freundschaft der Camel-Club-Mitglieder bis zum äußersten auf die Probe stellen musste. Dennoch hatte er keine Wahl. Er tippte eine Rufnummer ins Handy, die er auswendig kannte. »Alex, hier Oliver. Ich benötige deine Hilfe. Ganz dringend.«

Auf seinem Sessel im Washingtoner Büro des Secret Service beugte Alex Ford sich vor. »Was gibt's denn, Oliver?«

»Es ist eine lange Geschichte, aber leider musst du sie dir anhören.«

Als Stone alles erzählt hatte, lehnte Ford sich zurück und ließ langsam den Atem entweichen. »Verdamm ...«

»Kannst du uns aus der Patsche helfen?«

»Ich will mein Bestes tun.«

»Ich habe einen Plan.«

»Das will ich hoffen. So wie das alles klingt, bleibt uns nur wenig Zeit, etwas zu unternehmen.«

Am Abend verließ Albert Trent den Capitol Hill, um nach

Hause zu fahren. Von der Route 7 folgte er der verschlungenen Landstraße, die zu seinem entlegenen Wohnsitz in der verstreuten Nachbarschaft führte. Er verlangsamte das Tempo, als die letzte Abzweigung vor der Zufahrt seines Hauses in Sicht kam. Ein Kleinlaster war von der Straße geraten und mit irgendetwas zusammengeprallt. Daneben parkten ein Ambulanzfahrzeug, ein Kombi und ein Polizeifahrzeug. Mitten auf der Fahrbahn stand ein uniformierter Polizist. Trent ließ den Wagen langsam auf die Unfallstelle zurollen, bis der Polizeibeamte vortrat und die Hand hob. Trent senkte das Seitenfenster, und der Polizist beugte sich zu ihm herab.

»Tut mir leid, aber Sie müssen umdrehen, Sir. Der Kleinlaster dort ist von der Straße gerutscht und hat eine Reglerstation für Gasrohre beschädigt, sodass die Rohre jetzt bis zum Bersten unter Druck stehen. Man kann von Glück reden, dass der Laster nicht sich selbst und die ganze Gegend in die Luft gesprengt hat.«

»Aber ich wohne gleich da vorn um die Ecke. Und ich habe keinen Gasanschluss im Haus.«

»Na schön, aber ich müsste ein Ausweispapier sehen, auf dem Ihre Anschrift steht.«

Trent kramte in der Jackentasche und reichte dem Beamten seinen Führerschein. Der Polizist beleuchtete ihn mit der Taschenlampe und gab ihn Trent zurück. »Alles klar, Mr. Trent.«

»Wie lange wird die Reparatur dauern?«

»Das ist eine Frage an den Gasversorger. Ach, noch was.« Der Beamte hob die andere Hand ans Wagenfenster und sprühte Trent aus einem kleinen Behältnis etwas ins Gesicht. Trent hustete und sank auf dem Fahrersitz zusammen.

Stone, Milton und Reuben stiegen aus dem Ambulanzfahrzeug. Unterstützt vom Polizisten hob Reuben Trent aus dem Wagen und in ein anderes Auto, an dessen Steuer Annabelle saß. Aus dem Ambulanzfahrzeug schwang sich Alex Ford und

reichte Stone eine eckige, feste Ledertasche. »Soll ich dir noch mal erklären, wie man es benutzt?«

Stone schüttelte den Kopf. »Ich hab's mir gemerkt, Alex. Mir ist klar, dass ich dir viel zumute, und ich weiß deine Unterstützung wirklich zu schätzen. Nur wusste ich nicht, an wen ich mich sonst hätte wenden sollen.«

»Wir hauen Caleb da raus, Oliver. Wenn es tatsächlich dieser Spionagering ist, von dem gemunkelt wird, und wenn es uns gelingt, ihn zu zerschlagen, habt ihr einen Orden verdient. Sobald der Anruf erledigt ist, gib uns Einzelheiten durch. Ich habe in diesem Fall den Rückhalt sämtlicher Geheimdienste. Nur damit du's weißt – diesmal muss ich nicht um Freiwillige betteln, 'ne Menge Leute sind sehr scharf darauf, diesen Drecksäcken das Handwerk zu legen.«

Stone stieg zu seinen Freunden ins Auto. »Und nun spielen wir die starke Hand«, sagte Annabelle.

»Nun spielen wir die starke Hand«, bestätigte Stone.

## KAPITEL 63

Der Anruf erfolgte pünktlich um zweiundzwanzig Uhr. Stone und der Rest der Gruppe hatten sich in einer Suite eines Hotels in der Innenstadt einquartiert. Der Anrufer wollte Zeit und Ort des geforderten Treffens nennen, doch Stone fiel ihm ins Wort. »Wir werden keineswegs nach Ihren Bedingungen verfahren. Wir haben Albert Trent. Wenn er freigelassen werden soll, muss der Austausch nach unseren Bedingungen stattfinden.«

»Das ist völlig unannehmbar«, erwiderte die Stimme.

»Schön, dann übergeben wir Ihren Kumpan der CIA, damit sie die Wahrheit aus ihm herauskitzelt, einschließlich aller Namen, und glauben Sie mir, wenn ich Trent so ansehe, wird es nicht lange dauern. Sie werden nicht mal die Zahnbürste einpacken können, ehe das FBI Ihnen die Tür einrennt.«

»Wollen Sie, dass Ihr Freund verreckt?«, schnauzte der Mann.

»Ich unterbreite Ihnen einen Vorschlag, wie beide am Leben bleiben und Sie es vermeiden können, Ihr Dasein im Knast zu beschließen.«

»Woher wissen wir, dass das kein Trick ist?«

»Woher weiß ich, dass Sie mir keine Kugel verpassen, sobald Sie mich zu sehen kriegen? Wir müssen uns gegenseitig vertrauen.«

Längeres Schweigen folgte. »Wo?« Stone nannte ihm das Wann und Wo. »Ist Ihnen klar, wie es morgen da unten zugehen wird?«

»Genau darum hab ich mich dafür entschieden. Wir sehen uns am Mittag. Und eines merken Sie sich: Falls Sie Caleb etwas antun, bringe ich persönlich Sie um.« Stone beendete das Telefonat und wandte sich den übrigen Anwesenden zu. Milton wirkte ängstlich, aber entschlossen. Reuben besah sich den Inhalt der Ledertasche, die Alex Ford ihnen überlassen

hatte. Annabelles Blick ruhte auf Stone.

Er ging zu Reuben. »Welchen Eindruck hast du davon?«

Reuben hielt zwei Injektionsspritzen und zwei Fläschchen voller Flüssigkeit hoch. »Erstaunliches Zeug, Oliver. Was wird man sich wohl als Nächstes ausdenken?«

Stone betrat das Nebenzimmer, in dem der besinnungslose Albert Trent ans Bett gekettet lag. Einen Moment lang stand Stone da und rang mir dem heftigen Verlangen, kurzerhand über den Schlafenden herzufallen, der ihnen so viel Unheil eingebrockt hatte.

Eine Minute später gesellte er sich wieder zu den anderen. »Morgen wird ein langer Tag für uns, also sollten wir uns noch ein bisschen Schlaf gönnen. Wir bewachen Trent in Zweistundenschichten. Ich übernehme die erste Schicht.«

Unverzüglich rollte sich Milton auf dem Sofa zusammen, und Reuben streckte sich auf einem der Doppelbetten aus. Binnen weniger Augenblicke waren beide Männer eingeschlafen. Stone kehrte ins Nebenzimmer zurück, setzte sich neben Trent auf einen Stuhl und starre auf den Fußboden. Er erschrak, als Annabelle einen Stuhl an seine Seite stellte und ihm eine Tasse selbst zubereiteten Kaffees reichte. Sie trug Jeans und Sweater, hatte jedoch nackte Füße. Beim Hinsetzen schob sie ein langes, gebeugtes Bein auf den Stuhl. Stone bedankte sich für den Kaffee. »Sie sollten auch ein bisschen schlafen«, riet er ihr.

»Eigentlich bin ich eher Nachtmensch.« Ihr Blick streifte Trent. »Wie groß ist die Aussicht, dass morgen alles glattgeht?«

»Gleich null«, antwortete Stone. »Sie ist immer gleich null. Man unternimmt alles, um die Wahrscheinlichkeit eines vollen Erfolgs zu erhöhen, aber manchmal hat man es nicht in der Hand.«

»Sie sprechen aus Erfahrung, stimmt's?«

»Aus was außer Erfahrung soll der Mensch sonst sprechen?«

»Die meisten Leute sprechen aus Geschwätzigkeit. Aber nicht Sie.«

Stone trank Kaffee und starrte vor sich hin. »Alex Ford ist ein fähiger Mann. Mit ihm würde ich jederzeit in den Kampf gehen. Tatsächlich haben wir schon auf derselben Seite gekämpft. Ich glaube, wir haben eine gute Chance, die Sache erfolgreich durchzuziehen.«

»Am liebsten würde ich der kleinen Ratte den Hals umdrehen«, sagte Annabelle, wobei ihr Blick erneut auf den bewusstlosen Trent fiel.

Stone nickte. »Er sieht wie ein Mäuserich aus, ein Akten-schmierer, und mehr ist er für die Mehrheit der Leute auch nicht, und er würde auch keiner Fliege was zuleide tun. Aber er ist ein Schreibtischtäter. Er lässt die Schweinereien von anderen erledigen, und seine Grausamkeit kennt keine Grenzen, weil er sie nicht mit ansehen und sich nicht die Pfoten schmutzig machen muss. Wegen seinesgleichen ist unsere Nation großen Risiken ausgesetzt.«

»Alles für Geld?«

»Ich weiß, dass manche dieser Typen behaupten, es wäre für irgendeine Sache, es geschähe aus Überzeugung oder bloß wegen des Nervenkitzels, aber letzten Endes ist es immer nur wegen der Knete.«

Neugierig sah Annabelle ihn an. »Sie haben schon andere Hochverräter gekannt?«

Er musterte sie von der Seite. »Warum finden Sie das interessant?«

»Ich finde Sie interessant.« Stone schwieg. »Wie war das mit den Hochverrätern?«, hakte Annabelle nach.

Stone zuckte die Achseln. »Ich habe mehr kennen gelernt, als mir lieb war. Aber ich habe sie nie lange gekannt.« Er stand auf und ging zum Fenster. »Um ehrlich zu sein, habe ich die meisten nur innerhalb einiger weniger Sekunden vor ihrem Tod gesehen«, fügte er im Flüsterton hinzu.

»Wieso? Haben Sie amerikanische Verräter liquidiert?«

Stones Schultern verkrampten sich. »Entschuldigung, John«, bat Annabelle hastig. »Das hätte ich nicht sagen sollen.«

Er drehte sich zu ihr um. »Ich habe wohl zu erwähnen vergessen, dass John Carr tot ist. Möchten Sie mich von nun an nicht lieber ›Oliver‹ nennen?« Er nahm wieder Platz, ohne sie anzusehen. »Ich glaube, Sie brauchen wirklich etwas Schlaf.«

Als Annabelle aufstand, um das Zimmer zu verlassen, sah sie sich nach Stone um. Er saß in starrer Reglosigkeit auf dem Stuhl und schien Albert Trent zu beobachten; doch Annabelle bezweifelte, dass er den mit Handschellen fixierten Spion musterte. Wahrscheinlich waren sein Blick und seine Gedanken in eine ferne Vergangenheit gerichtet; vielleicht erinnerte er sich daran, wie man einem schlechten Menschen einen schnellen Tod bescherte.

Nicht allzu weit entfernt stellte auch Roger Seagraves ein Team zusammen, versuchte jeden Schritt vorauszusehen, den die Gegenseite tun könnte. Seagraves war nicht nach Hause zurückgekehrt, weil er bereits vermutet hatte, dass Trent etwas zugestoßen sein musste. Er und sein Komplize hatten sich stets an die Routinemaßnahme gehalten, sich abends, wenn alles in Ordnung war, um eine bestimmte Uhrzeit gegenseitig anzurufen. Doch weder hatte Trent sich gemeldet, noch war er zu erreichen gewesen. Dass man Trent in Gewahrsam genommen hatte, verkomplizierte die Situation zwar, stellte Seagraves jedoch – wie er meinte – vor keine unüberwindbaren Schwierigkeiten. Er musste annehmen, dass Oliver Stone und seine Kumpel sich inzwischen an die Behörden gewandt hatten, also wurde es erforderlich, sich auf mehreren Ebenen gegen Widrigkeiten zu behaupten, um Trent aus dem Schlamassel freizukämpfen – vorausgesetzt, der Mann hatte noch nicht gepetzt.

Doch statt den morgigen Tag zu fürchten, freute Seagraves sich darauf. Solche Zeiten der Bewährung waren es, für die er lebte. Und nur der Beste blieb am Leben. Dass morgen er sich

als der beste Mann erwies, da war Seagraves sich vollkommen sicher. Und ebenso sicher war er, dass Oliver Stone und seine ganze Bande den Tod fanden.

## KAPITEL 64

Der folgende Tag versprach klar und warm zu werden. Stone und seine Freunde verließen das Hotel, beförderten Albert Trent in einer großen Truhe hinaus und luden ihn in einen Lieferwagen. Im Innern des Fahrzeugs kauerte Stone sich neben Trent und verabreichte ihm mit einer der Injektionsspritzen ein Mittel. Er wartete zehn Minuten und gab ihm mit der anderen Spritze eine zweite Injektion. Nach einer Minute zuckten Trents Lider. Als er schließlich wieder bei Besinnung war, stierte er wild umher und versuchte sich aufzusetzen.

Stone drückte ihm eine Hand auf die Brust und zückte aus einer Gürtelscheide ein Messer. Er hob die Klinge vor Trents bebendes Gesicht, schob sie zwischen seine Haut und den Knebel und zerschnitt den Stoff.

»Was treiben Sie mit mir?«, fragte Trent mit zittriger Stimme. »Ich bin Regierungsbeamter. Dafür müssen Sie mit Gefängnis rechnen.«

»Sparen Sie sich das Gequassel, Trent. Wir wissen alles. Wenn Sie keine Dummheiten machen, tauschen wir Sie redlich und reibungslos gegen Caleb Shaw aus. Aber sollten Sie querschießen, bringe ich Sie eigenhändig um. Oder möchten Sie lieber wegen Hochverrats den Rest des Lebens im Kittchen absitzen?«

»Ich habe überhaupt keine Ahnung, wovon ...«

Stone hielt die Klinge in die Höhe. »So hab ich's nicht gemeint, als ich sagte, Sie sollen nicht querschießen. Wir haben das Buch und den Code, und wir können beweisen, dass Sie am Attentat auf Bradley mitgewirkt haben. Und wir wissen über die Morde an Jonathan DeHaven und Cornelius Behan Bescheid. Und fast hätten Sie auch mich und sie«, er wies mit dem Kopf auf Annabelle, »ins Jenseits befördert, aber wir mochten nicht mitspielen.«

Annabelle lächelte. »Wenn Sie in Ihrem Haus Menschen von Schlägern überfallen lassen, um sie anschließend zu ermorden, achten Sie das nächste Mal darauf, dass niemand Sie im Spiegel sieht, Albert. Ginge es nach mir, würde ich Ihnen die Kehle durchschneiden und Ihre Leiche auf eine Müllkippe werfen. Da schmeißt man Dreck ja bekanntlich hin.«

Stone löste die Handschellen von Trents Händen und Füßen. »Wir stellen uns einen sauberen Austausch vor, eins zu eins. Kriegen wir Caleb, sind Sie frei.«

»Wie kann ich mir sicher sein?«

»Sie können so sicher sein wie Caleb. Sie müssen es schlichtweg glauben. Aufstehen!«

Auf wackligen Beinen erhob sich Trent und starrte auf die Gruppe, die sich im Lieferwagen um ihn herum versammelt hatte. »Sind Sie die Einzigen, die es wissen? Wenn Sie die Polizei eingeweiht haben ...«

»Halten Sie die Schnauze!«, brauste Stone auf. »Ich hoffe, Sie haben Ihren falschen Pass und das Flugticket bereitliegen.«

Reuben öffnete die Hecktür, und alle stiegen aus dem Wagen, in der Mitte Trent. »Mein Gott«, rief Trent. »Du lieber Himmel, was ist denn hier los?« Er sah eine unüber- schaubare Menschenmenge.

»Lesen Sie keine Zeitung?«, fragte Stone. »Heute findet auf der National Mall das US-Buchfestival statt.«

»Und es gibt einen Sternmarsch gegen Armut«, sagte Milton.

»Insgesamt erwartet man rund zweihunderttausend Menschen«, erklärte Reuben. »Welch großer Tag für unsere Hauptstadt. Literaturlesungen und Einsatz für die Armen.« Er versetzte Trent einen Rippenstoß. »Vorwärts, Arschloch, wir wollen uns nicht verspäten.«

Die National Mall erstreckte sich, gesäumt von riesigen Museen und imposanten Regierungsgebäuden, über fast dreieinhalb Kilometer, vom Lincoln-Denkmal im Westen bis zum

Capitol im Osten. Das US-Buchfestival, das man jedes Jahr veranstaltete, zog inzwischen über hunderttausend Besucher an. Auf der Mall waren Zelte errichtet worden, die Zirkuszelten an Größe kaum nachstanden, und Schrifttafeln mit den Hinweisen »Belletristik«, »Geschichte«, »Kinderbücher«, »Thriller«, »Lyrik« und anderen lockten Interessenten zu entsprechenden Events. In den Zelten hielten Schriftsteller, Illustratoren, Erzähler und andere Literaturschaffende große Zuhörergruppen mit Lesungen und Anekdoten im Bann.

Auf der Constitution Avenue vereinigte sich der Sternmarsch gegen Armut, dessen Zielpunkt das Capitol war; es stand zu erwarten, dass nach dem Marsch zahlreiche Demonstranten das kostenlose und allgemein zugängliche Buchfestival besuchten.

Stone hatte, beraten durch Alex Ford, den Ort des Austauschs mit aller Sorgfalt gewählt. Er befand sich nahe des Smithsonian Castle auf der Jefferson Street. Ein Ziel inmitten Tausender von Menschen konnte selbst ein Scharfschütze kaum treffen, nicht einmal aus größerer Entfernung. In der Ledertasche hatte Stone ein Gerät dabei, das es ihm ermöglichen sollte, im Anschluss an Calebs Auslösung seine weitergehenden Absichten unverzüglich in die Tat umzusetzen, denn er hatte keinesfalls vor, Albert Trent und seine Mitspione einfach entkommen zu lassen.

»Da vorn«, sagte Reuben. »Vierzehn Uhr. An dem Fahrradständer.«

Stone nickte, und sein Blick fiel auf Caleb, der auf einem kleinen, teilweise von einer hüfthohen Hecke umschlossenen Rasenstück stand. Dahinter ragte ein hoher, prunkvoller Springbrunnen empor. Dort war Caleb ein wenig abseits und geschützt vor dem Gedränge der Menschenmassen. Zwei Männer, getarnt mit Kapuze und Sonnenbrille, flankierten Caleb. Stone zweifelte nicht daran, dass sie bewaffnet waren, aber er wusste auch, dass auf dem Dach des Smithsonian Castle Scharfschützen Stellung bezogen und die Männer ge-

wiss schon ins Visier genommen hatten. Doch schießen sollten sie nur im Notfall. Außerdem wusste er, dass Alex Ford zur Stelle war und die Aktion koordinierte.

Eindringlich blickte Stone zu Caleb hinüber und versuchte dessen Aufmerksamkeit zu erregen, doch im Gewirr der vielen Menschen war es kaum möglich. Aus Calebs Miene sprach Panik, also ein bei ihm schon fast normaler Gemütszustand; doch in den Augen des Freundes entdeckte Stone noch etwas anderes, das ihm ganz und gar nicht behagte: Hoffnungslosigkeit. Und dann sah Stone, dass irgendetwas um Calebs Hals hing. »Mein Gott«, stieß er unterdrückt hervor. »Reuben, siehst du das?«

Der Lange schaute bekommens drein. »Diese Drecksäue!«

Stone wandte sich an Milton und Annabelle, die hinter ihnen folgten. »Bleibt zurück!«

»Was?«, fragte Annabelle.

»Oliver, aber ...«, setzte Milton zum Widerspruch an.

»Tut, was ich sage!«, befahl Stone barsch.

Milton und Annabelle blieben stehen. Annabelle fühlte sich durch die schroffe Weisung anscheinend gekränkt, und Milton wirkte belämmert. Reuben, Stone und Trent gingen weiter, bis sie Auge in Auge mit Caleb und seinen Bewachern standen.

Caleb begleitete das Plätschern des Springbrunnens mit leisen Jammerlauten und deutete auf den Gegenstand an seinem Hals; er hatte Ähnlichkeit mit einem Hundehalsband. »Oliver ...?«

»Ich weiß, Caleb, ich weiß.« Stone zeigte auf die Apparatur. »Nehmen Sie ihm das sofort ab«, sagte er zu den beiden Kapuzenträgern.

Beide Männer schüttelten den Kopf. Einer hielt ein schwarzes Kästchen hoch, aus dem zwei Knöpfe ragten. »Erst wenn wir in sicherem Abstand sind.«

»Sie glauben, ich lasse Sie gehen, während meinem Freund eine Bombe um den Hals hängt?«

»Sobald wir fort sind, deaktivieren wir sie«, sagte der Mann.

»Und ich soll Ihnen ganz einfach so über den Weg trauen?«

»Genau.«

»Dann gehen Sie nicht, und wenn Sie die Bombe zünden, sterben wir alle.«

»Es ist keine Bombe«, entgegnete derselbe Mann. Er hob das schwarze Kästchen ein zweites Mal empor. »Drücke ich den roten Knopf, wird ihm genügend Gift eingespritzt, um einen Elefanten zu töten. Er wäre tot, bevor ich den Finger vom Knopf nehme. Wenn man den schwarzen Knopf drückt, wird die Apparatur deaktiviert, und man kann den Kragen gefahrlos entfernen. Versuchen Sie nicht, mir den Kontrollkasten zu entreißen. Und sollte ein Scharfschütze auf mich ballern, wird der Knopf durch meinen unwillentlichen Reflex betätigt.« Den Finger locker auf dem roten Knopf, lächelte er über Stones offenkundiges Dilemma.

»Macht dir das Spaß, Arschloch?« Reuben spie aus.

Der Mann ließ den Blick auf Stone gerichtet. »Wir gehen davon aus, dass hier überall Cops lauern, die nur darauf warten, sich uns zu schnappen, sobald Ihr Freund frei ist. Also werden Sie wohl entschuldigen, dass wir gewisse Sicherheitsvorkehrungen für erforderlich halten.«

»Und was soll Sie daran hindern, auf den Auslöser zu drücken, nachdem Sie fort sind?«, fragte Stone. »Und kommen Sie mir nicht wieder mit dem Vertrauensvorschuss. Wenn ich den Humbug noch mal höre, muss ich kotzen.«

»Ich habe Anweisung, den Mann nicht zu töten, es sei denn, man hält uns auf. Wenn Sie uns gehen lassen, bleibt er am Leben.«

»Wie weit wollen Sie sich entfernen, ehe Sie die Deaktivierung vornehmen?«

»Nicht allzu weit. In drei Minuten sind wir in Sicherheit. Aber wenn wir zu lange auf Ihre Entscheidung warten

müssen, drücke ich den roten Knopf.«

Stone sah Caleb an, dann den wütenden Reuben; schließlich wieder Caleb. »Hör zu, Caleb. Wir müssen ihnen trauen.«

»O Gott, Oliver, bitte hilf mir ...« Caleb erweckte nicht den Eindruck, als wäre er irgendwem zu trauen bereit.

»Natürlich, Caleb, natürlich«, beteuerte Stone trotz insgeheimer Verzweiflung. »Wie viele vergiftete Spitzen sind in dem Ding?«

»Was?«, fragte der Mann verdutzt.

»Wie viele?«

»Zwei. Ein Dorn ist an der linken, einer an der rechten Seite.«

Stone drehte sich um und gab die Ledertasche Reuben. »Wenn wir abkratzen«, raunte er ihm zu, »dann sorg dafür, dass es nicht umsonst war.« Reuben nahm die Tasche und nickte; zwar mit bleichem Gesicht, doch in felsenfester Haltung. Indem er sich wieder Caleb zuwandte, hob Stone die Linke. »Lassen Sie mich die Hand unter den Kragen stecken, sodass der eine Dorn mich sticht statt meinen Freund.«

Jetzt sah der Mann vollends verwirrt aus. »Aber dann sterben Sie beide.«

»Ganz recht. Aber wir sterben zusammen.«

Caleb hörte zu zittern auf und schaute Stone an. »Oliver, das kannst du nicht tun ...«

»Halt den Mund, Caleb.« Stones Blick wich nicht von dem Kapuzenträger. »Sagen Sie mir, wohin ich die Hand stecken muss.«

»Ich weiß nicht, ob das ...«

»Raus mit der Sprache!«, fuhr Stone ihn an. Der Mann zeigte auf eine bestimmte Stelle, und Stone zwangte die Finger in den engen Zwischenraum; sein Handrücken ruhte jetzt an Calebs Hals. »Gut«, sagte Stone. »Wie erkenne ich, dass die Apparatur deaktiviert ist?«

»Wenn dieses rote Lämpchen da grün wird, ist es so weit«, sagte der Mann und deutete auf eine am Kragen sichtbare,

karmesinrote Anzeige aus Glas. »Dann können Sie den Schnappverschluss öffnen und den Kragen ohne jedes Risiko abnehmen. Doch falls Sie versuchen, ihn vorher mit Gewalt herunterzuzerren, erfolgt automatisch die Vergiftung.«

»Kapiert.« Stone warf Trent einen grimmigen Blick zu. »Also, dann nehmen Sie diesen Abschaum mit, und verschwinden Sie.«

Albert Trent entwand sich Reubens Faust und gesellte sich zu den Kapuzenmännern. Während sie sich entfernten, drehte Trent sich um und feixte. »Adios.«

Stone hielt den Blick auf Calebs Gesicht gerichtet. Mit leiser Stimme sprach er auf den Freund ein, wenngleich Passanten ihre Schritte verlangsamen und mit dem Finger auf sie zeigten, denn der Anblick zweier Männer, von dem der eine seine Hand unter ein sonderbares Halsband des anderen geschoben hatte, musste zwangsläufig absurd anmuten.

»Tief atmen, Caleb. Die bringen uns nicht um ... die bringen uns schon nicht um. Atme tief durch.« Stone spähte auf die Armbanduhr. Vor sechzig Sekunden waren die Männer mit Trent in der Menschenmenge untergetaucht. »Noch zwei Minuten, und es ist überstanden. Sieht alles bestens aus, gleich sind wir fein raus.« Er warf einen neuerlichen Blick auf die Uhr. »Noch neunzig Sekunden. Wir haben's fast geschafft. Halt durch, Caleb. Lass uns zusammen durchhalten.«

Caleb krallte sich mit knallrotem Gesicht und nachgerade mörderischer Kraft an Stones Arm, und seine Atmung ging in unregelmäßigen Keuchlauten; und doch stand er fest auf den eigenen Beinen. »Geht klar, Oliver«, röchelte er zu guter Letzt.

Einmal näherte sich ein misstrauischer Parkwächter, doch zwei Männer in weißen Overalls, die bis dahin Müllbehälter geleert hatten, passten ihn ab und schickten ihn weg. Inzwischen hatten sie auch die Scharfschützen über die neue Lage informiert und folglich die Gewehre gesenkt.

»Noch dreißig Sekunden, Caleb, wir haben's fast hinter uns.« Stones Blick ruhte nun unverwandt auf der roten Anzeige des Kragens, während er im Kopf die Sekunden mitzählte. »Noch zehn Sekunden, und wir sind aus allem raus.«

Leise zählten Stone und Caleb zusammen die letzten Sekunden ab. Doch das Rot wurde nicht grün. Caleb konnte es allerdings nicht sehen. »Nimmst du mir das Ding jetzt ab, Oliver?«, fragte er.

Nun drohten sogar Stones Nerven zu versagen, doch der Gedanke, die Hand fortzunehmen, kam ihm dennoch nicht. Für einen Moment schloss er die Lider, wartete auf den Stich und das Gift.

»Oliver«, erklang Annabelles Stimme. »Da!«

Stone öffnete die Augen und sah in dem Rot einen wunderschönen winzig kleinen Funken von Grün. »Reuben, hilf mir«, rief er dem Langen zu. Reuben sprang herbei. Gemeinsam klappten sie den Kragen auf und entfernten ihn von Calebs Hals. Während sich ringsum Gaffer zusammenscharten, sank Caleb auf die Knie. Als er den Kopf hob, ergriff er Stones Hand.

»Das war die mutigste Tat, die je ein Mensch vollbracht hat, Oliver«, brach es aus ihm hervor. »Ich danke dir.«

Stone sah sich um, und mit einem Schlag erfasste er die Wahrheit. Er reagierte sofort. »Deckung!«, brüllte er. Er schnappte sich den Kragen und schleuderte ihn über die Hecke in den Springbrunnen.

Zwei Sekunden später explodierte der Kragen. Wasserstrahlen schossen nach allen Seiten, Betonbrocken hagelten durch die Luft. Die Umstehenden und zahlreiche andere Passanten verfielen in Panik und ergriffen die Flucht. »Gütiger Himmel, Oliver«, sagte Caleb, während Stone und seine Freunde sich langsam aufrichteten, »woher hast du das gewusst?«

»Es ist eine alte Taktik, Caleb, jemanden von den Tatsachen abzulenken und ihn zur Unvorsichtigkeit zu verleiten.

Er hat mir verraten, wo die angeblichen Giftnadeln sind, weil er wusste, dass nicht Gift – falls da überhaupt je Gift drin war –, sondern die Bombe uns umbringen soll.« Stone ließ sich von Reuben die Ledertasche geben und entnahm ihr einen kleinen, flachen Gegenstand, der einen winzigen Monitor aufwies. Rasch bewegte sich auf dem Display ein rotes Pünktchen.

»Nun machen wir den Sack zu«, sagte Stone.

## KAPITEL 65

»Sie sind am Smithsonian Castle runter in die U-Bahn ge-  
laufen«, sagte Reuben, als sein Blick auf den kleinen Monitor  
fiel, den Stone in der Faust hielt, während sich die Gruppe auf  
der National Mall im Laufschritt einen Weg durch Trauben  
verstörter Menschen und gelegentlich auch kleinere Polizei-  
posten bahnte.

»Genau darum hatten wir ja diesen Treffpunkt vereinbart«,  
rief Stone ihm zu.

»Aber die U-Bahn ist bestimmt proppenvoll«, schnaufte  
Milton. »Wie sollen wir sie da finden?«

»Wir haben von Trent und Konsorten was gelernt.  
Entsinnst du dich an diese leuchtende Chemikalie, mit der sie  
in dem Buch bestimmte Buchstaben markiert hatten?«

»Klar«, antwortete Milton. »Und?«

»Ich hab Trent eine Chemikalie gespritzt, die Alex Ford  
uns überlassen hat. Sie übermittelt diesem Empfänger ein  
Signal. Damit ist der Mann für uns wie ein wandelnder  
Leuchtturm. Wir können ihn unter Tausenden finden. Alex  
und seine Kollegen haben auch einen Empfänger. Wir kreisen  
diese Scheißtypen ein.«

»Hoffentlich klappt's«, keuchte Caleb, während sie sich  
durch das Gewimmel der Veranstaltungsteilnehmer drängten.  
Er rieb sich den Hals. »Sie sollen im Knast schwarz werden.  
Und keine Bücher zu lesen kriegen. Kein einziges! Das wäre  
die richtige Strafe.«

Plötzlich schollten aus der U-Bahnstation Schreie herauf.

»Vorwärts!«, rief Stone, und sie hasteten die Rolltreppe  
hinunter.

Während Trent und seine zwei Begleiter auf die nächste U-  
Bahn gewartet hatten, näherten sich ihnen von hinten zwei als  
Wartungspersonal getarnte Secret-Service-Agenten. Aber

noch bevor die Männer ihre Dienstwaffen ziehen konnten, stürzten sie mit klaffenden Schusswunden im Rücken vornüber. Roger Seagraves, der einen Mantel trug, steckte seine beiden mit Schalldämpfern ausgestatteten Pistolen zurück ins Gürtelhalfter. Die allgemeine Geräuschkulisse im U-Bahnhof hatte die Schüsse übertönt, doch als die Getroffenen hinschlügen und die Leute das Blut sahen, brach Panik aus. Schreie gellten, und fluchtartig suchten Bürger nach allen Seiten das Weite. Einer der Secret-Service-Agenten raffte noch einmal alle Kraft zusammen, ehe er starb, und schoss einen der Kapuzenträger in den Kopf. Als der Mann stürzte, fiel die Zündvorrichtung, die er noch bei sich trug, scheppernd auf den Fliesenboden.

Eine U-Bahn mit westlicher Fahrtrichtung rauschte in die Station. Fahrgäste stiegen aus und gerieten geradewegs ins Chaos.

Trent und sein letzter Begleiter nutzten die Panik und eilten in einen Waggon des U-Bahn-Zugs. Seagraves tat es ihnen gleich, gelangte wegen des Getümmels aber nur in den dahinter angekoppelten Waggon.

Unmittelbar bevor die Türen sich schlossen, durchpflügten auch Stone und seine Gruppe den wirren Trubel und schwangen sich in den U-Bahn-Zug. Der Wagen war voller Fahrgäste, doch ein Blick auf das Display ließ Stone erkennen, dass Trent ganz in der Nähe war. Als Stone umherspähte, sah er ihn auch schon am anderen Ende des Wagens. Stone bemerkte sofort, dass nur ein Kapuzenmann Trent noch begleitete. Das Problem war, dass umgekehrt auch Trent oder sein Beschützer jeden Moment auf Stone und seine Freunde aufmerksam werden konnten.

Augenblicke später kamen Alex Ford und mehrere Secret-Service-Agenten in die Station gestürmt und kämpften sich durch das Gewühl, doch der U-Bahn-Zug fuhr bereits ab. Ford schrie seinen Männern etwas zu, und sie rannten zur U-Bahn-Station hinaus.

»Reuben«, zischelte im U-Bahn-Waggon Stone, »nimm den Kopf runter!« Der Lange überragte alle und war daher am leichtesten zu erkennen. Reuben schob ein paar Teenager beiseite und hockte sich auf den Boden des Waggons. Stone zog den Kopf ein, behielt Trent aber im Auge. Der sprach mit seinem Beschützer und hielt sich aus irgendeinem Grund die Hände an die Ohren. Da Stone in seine Richtung schaute, konnte er nicht sehen, dass im hinteren Waggon Roger Seagraves ihn durch die Fenster beobachtete. Dass Caleb und seine Korona noch lebten, hatte Seagraves in hassvolle Wut versetzt. Doch in dem Moment, als er die Waffe heben und Stone mit einem Kopfschuss erledigen wollte, rollte der Zug in die nächste Station und bremste. Leute schoben sich hinein oder hinaus, und Seagraves wurde von seiner Schussposition abgedrängt.

Der Zug fuhr wieder los und gewann rasch an Geschwindigkeit. Inzwischen schlängelte Stone sich zwischen den Fahrgästen hindurch auf Trent zu. Er hatte sein Messer in der Faust, wobei er die Klinge unter dem Ärmel am Unterarm versteckte. Er malte sich aus, wie es wäre, sie Trent bis zum Griff in die Brust zu stoßen. Aber das war gar nicht Stones Absicht. Er hatte nicht vor, es Trent zu ersparen, für den Rest seines Lebens hinter Gittern sitzen zu müssen.

Doch als Stone sich den Zielpersonen näherte, wurde sein Plan durchkreuzt. Der Zug fuhr in den U-Bahnhof Metro Center ein und hielt; die Türen öffneten sich. Metro Center war die am stärksten frequentierte Station des gesamten U-Bahn-Netzes. Trent und der Kapuzenmann traten durch eine Tür eilig auf den Bahnsteig, während Seagraves den hinteren Waggon verließ. Auch Stone und die anderen drängelten sich hinaus und gerieten in das hektische Gewühl zahlreicher Fahrgäste, die zwischen den verschiedenen U-Bahn-Zügen zweier Bahnhofsetagen hin und her wimmelten.

Stone nahm den Blick nicht von Trent und dem Kapuzenmann. Im Augenwinkel sah er zwei Männer in weißen

Overalls auf Trent zuhalten. Doch er sah nicht, dass Roger Seagraves einen kleinen Metallgegenstand aus der Tasche holte, mit den Zähnen einen Stift herauszog und den Gegenstand warf, sich dann sofort umdrehte und die Ohren zu-stöpselte.

Als Stone das längliche Objekt an sich vorüber durch die Luft trudeln sah, wusste er sofort, was geschehen würde. Er wirbelte herum. »Runter!«, rief er Reuben und den anderen zu. »Ohren zuhalten!« Zwei Sekunden später detonierte die Blendgranate. Ringsum sanken Dutzende von Menschen auf den Fliesenboden, bedeckten sich Augen und Ohren, schrien vor Schmerz und Schock.

Trent und sein Begleiter jedoch blieben von den Folgen der Detonation verschont. Sie hatten ihr Gehör längst durch Ohrstöpsel geschützt und sich vom Lichtblitz abgewandt.

Stone war leicht benommen, obwohl er das Gesicht auf den Boden gedrückt und die Ärmel auf die Ohren gepresst hatte. Nun hob er den Blick und sah vor sich Schuhe und Füße vorüberwirbeln. Als er sich aufrichtete, rammte ihn ein stämmiger Mann auf seiner panischen Flucht und stieß ihn um. Stone spürte, dass der Empfänger ihm aus der Hand gestoßen wurde. Mit einem Gefühl banger Erwartung sah er das Gerät über den Bahnsteig schlittern und über die Kante aufs Gleis fallen, während der Zug losrollte. Als der letzte Waggon aus der Station verschwand, sprang Stone zur Bahnsteigkante und blickte hinunter. Das Gerät war zermalmt worden.

Er drehte sich um. Reuben hatte sich inzwischen den Kapuzenmann vorgeknöpft. Stone eilte dem Freund zu Hilfe, obgleich Reuben sie gar nicht brauchte: Der hoch aufgeschossene Mann nahm den kleineren Gegner in einen Halb-Nelson, hob ihn hoch und rammte ihn mit dem Kopf gegen einen Metallpfosten. Anschließend schleuderte Reuben ihn von sich, sodass der Mann über den glatten Boden schlitterte und etliche Passagiere ihm ausweichen mussten. Als Reuben nachsetzen wollte, versetzte Stone ihm von hinten einen Stoß,

sodass er zur Seite taumelte.

»Was, zum Henker ...«, knurrte Reuben, als die vom Kapuzenträger abgefeuerte Kugel an seinem Kopf vorbeizischte. Stone hatte gesehen, dass der Mann eine Schusswaffe zückte, und konnte Reuben noch mit knapper Not beiseiteschubsen.

Auf dem Knie legte der Kapuzenmann zu einem zweiten Schuss an, doch drei Treffer in die Brust, abgegeben von zwei Secret-Service-Agenten, die herangestürmt kamen, gefolgt von uniformierter Polizei, vereiteln seine Absicht.

Stone half Reuben beim Aufstehen und blickte sich nach dem Rest der Gruppe um. Im Hintergrund winkte Annabelle ihm zu; neben ihr standen Milton und Caleb. »Wo ist Trent?«, rief Stone.

Annabelle schüttelte den Kopf und hob die Hände zu einer Geste der Ratlosigkeit. Ohne große Hoffnung ließ Stone den Blick über den von Menschen wimmelnden Bahnsteig schweifen. Sie hatten Trent aus den Augen verloren.

»Da, auf der Rolltreppe!«, kreischte mit einem Mal Caleb. »Das ist der Mann, der mich verschleppt hat. Foxworth!«

»Und Trent«, rief Milton.

Alle schauten nach oben. Als Seagraves seinen Tarnnamen hörte, blickte er über die Schulter, wobei die Kapuze ihm vom Kopf rutschte. Jetzt konnte man ihn deutlich erkennen. Und der Mann neben ihm war Albert Trent.

»Verdammst noch mal!«, fluchte Seagraves. Er schob Trent durchs Gedränge, und sie rannten zur U-Bahn-Station hinaus. Auf der Straße schubste Seagraves ihn in ein Taxi und nannte dem Fahrer eine Zielanschrift. »Ich komme nach«, raunte er Trent zu. »Ich habe ein Privatflugzeug bereitstehen, das uns außer Landes bringt. Hier sind die Reiseunterlagen und neue Ausweispapiere. Wir müssen dein Äußeres verändern.« Er drückte Trent ein dickes Bündel Dokumente und einen Reisepass in die Hand. Seagraves wollte die Taxitür zuschlagen, hielt aber plötzlich inne. »Albert, gib mir die Uhr.«

»Was?«

Seagraves fragte kein zweites Mal. Er zerrte Trent die Armbanduhr vom Handgelenk und schlug die Tür des Taxis zu. Der Wagen fuhr los, und der verstörte Trent starnte durchs Heckfenster.

Natürlich dachte Seagraves nicht im Traum daran, Trent am Leben zu lassen, deshalb brauchte er ein Andenken an den Mann. Es erfüllte ihn mit hilfloser Wut, dass er seine Sammlung zurücklassen musste, aber er konnte es unmöglich riskieren, noch einmal sein Haus aufzusuchen. Außerdem ärgerte es ihn, dass er von den beiden Secret-Service-Agenten, die er im U-Bahnhof getötet hatte, keine Andenken besaß.

Was soll's, sagte er sich, ich kann jederzeit eine neue Sammlung aufbauen.

Rasch überquerte er die Straße, rannte in eine Gasse, schwang sich in einen Lieferwagen, den er dort geparkt hatte, und wechselte die Kleidung. Dann wartete er auf das Erscheinen der Verfolger. Dieses Mal würde er sie nicht verfehlen!

## KAPITEL 66

Zusammen mit Hunderten verängstigter Menschen verließen Stone und seine Freunde über die Rolltreppen den U-Bahnhof. Während Sirenen jaulten und ein kleines Heer von Polizisten die Umgebung durchkämmte, gingen sie ziellos die Straße entlang.

»Gott sei Dank ist Caleb nichts passiert«, sagte Milton.

»Ja.« Reuben packte Caleb an den Schultern. »Alle Wetter, was sollte bloß werden, wenn wir dich nicht mehr verarschen könnten?«

Rasch schilderte Caleb, wie er den Mann mit dem angeblichen Namen Foxworth kennen gelernt hatte. »Er hat behauptet, er hätte Bücher in seinem Büro, die ich begutachten sollte, und plötzlich wurde ich bewusstlos.«

»Er hat sich Foxworth genannt?«, vergewisserte sich Stone.

»Ja. Der Name stand auf seinem Bibliotheksausweis. Und um den Ausweis zu kriegen, muss er irgendeine Legitimation vorgelegt haben.«

»Ohne Zweifel ist es trotzdem nicht sein echter Name. Aber wenigstens haben wir ihn gesehen.«

»Was machen wir nun?«, fragte Annabelle.

»Ich begreife noch immer nicht«, sagte Milton, »wie der chemische Leuchtstoff in die Bücher übertragen worden ist. Albert Trent gehört zum Mitarbeiterstab des Geheimdienstausschusses und kommt an geheime Informationen heran, aber an wen gibt er sie weiter? Und wie gelangen sie in verschlüsselter Form in Bücher der Kongressbibliothek, die dann im Lesesaal der Raritätenabteilung der Kongressbibliothek von Jewell English und wahrscheinlich auch von Norman Janklow gelesen werden, wobei sie mit Hilfe spezieller Brillen den Code erkennen und niederschreiben?«

Während die Gruppe über diese Fragen nachdachte, rief

Stone per Handy Alex Ford an, um sich über den Stand der Dinge zu informieren. Man fahndete noch nach Trent, doch Ford riet Stone, sich und seine Freunde aus dem Fall zurückzuziehen. »Es hat keinen Sinn, dass ihr euch weiteren Gefahren aussetzt«, sagte Ford. »Ihr habt genug getan.«

»Und was sollen wir nun anstellen?«, fragte Caleb, sobald Stone die Empfehlung ausgerichtet hatte. »Einfach nach Hause gehen?«

Stone schüttelte den Kopf. »Wir sind in der Nähe der Kongressbibliothek. Da möchte ich hin.« Caleb erkundigte sich nach dem Grund. »Weil da alles angefangen hat. Außerdem ist eine Bibliothek stets ein geeigneter Ort, um an Erkenntnisse zu gelangen.«

Caleb verschaffte ihnen Zutritt in die Bibliothek, aber nicht in den Lesesaal, denn der blieb an Samstagen geschlossen. »Am meisten verwirrt mich das Timing«, gestand Stone den Freunden, als sie durch die langen Flure gingen. Kurz schwieg er und sammelte seine Gedanken. »Vor zwei Tagen erschien Jewell English im Lesesaal, und da waren im Buch dieses Beadle noch die Markierungen. Am Abend, als wir das Buch hatten, waren sie plötzlich verschwunden. Das ist ein ziemlich schmales Zeitfenster.«

»Erstaunlich ist es allemal«, sagte Caleb, »denn die meisten Bücher, die in den Tresorräumen lagern, bleiben jahrelang ungelesen, bisweilen sogar für Jahrzehnte. Wenn die Markierungen vorgenommen worden waren, musste man Jewell English verständigen und ihr den Titel nennen, und dann musste sie sofort die Bibliothek aufsuchen und nach dem Buch fragen. Und dann zerfallen die Markierungen, wie du richtig sagst, noch am selben Tag.«

Stone blieb stehen und lehnte sich an eine Marmorbrüstung. »Aber wie konnten sie sicher sein, dass innerhalb dieses Zeitrahmens alles klappt? Natürlich wollte man nicht, dass der Leuchtstoff sich lange hält – das wäre peinlich geworden, hätte sich die Polizei dafür interessiert. Wäre uns das

Buch früher in die Hand gefallen, hätten wir uns ja tatsächlich ans FBI gewandt, ehe die Chemikalie verdunsten konnte. Folglich muss die Kennzeichnung erst kurz vor Englishs Ankunft in der Bibliothek geschehen sein.«

»Ehe Jewell English das letzte Mal bei uns war«, sagte Caleb, »war ich mehrmals in den Tresorräumen, aber außer Bibliotheksmitarbeitern bin ich niemandem begegnet, und von denen ist keiner länger als zehn oder fünfzehn Minuten geblieben. Diese Zeitspanne ist eindeutig zu kurz, um so viele Buchstaben zu markieren. Und woanders kann es nicht passiert sein, weil dann jemand das Buch mit nach Hause genommen haben müsste.« Er stutzte. »Moment mal ... Falls ein Mitarbeiter das Buch mitgenommen hat, kann ich es feststellen. Schließlich muss dafür ein vierseitiges Formular ausgefüllt werden.« Er führte die Gruppe zum Hauptanmeldeschalter, sprach dort kurz mit einer Frau, ging hinter die Schaltertheke, loggte sich am Computer ein und tippte auf der Tastatur. Eine Minute später machte er ein enttäuschtes Gesicht. »Es sind keine Beadles außer Haus gewesen. Seit über vier Monaten hat das Bibliothekspersonal keinerlei Bücher zu Hause gehabt.«

Während alle noch ratlos am Schalter standen, kam Rachel Jeffries vorbei. Sie war die Konservatorin, der Caleb den Beadle-Schundroman, in dem die Leuchtstoffmarkierungen gewesen waren, zur Restaurierung gebracht hatte.

»Oh, hallo, Caleb«, sagte sie. »Ich dachte, Sie kommen an Wochenenden nicht mehr in die Bibliothek.«

»Hallo, Rachel. Ich bin mit ein paar Nachforschungen beschäftigt.«

»Und ich versuche, bei der Restaurierung Rückstände aufzuarbeiten. Ach, da wir uns gerade sprechen, ich wollte Ihnen sagen, der Beadle, den Sie mir zur Reparatur gegeben haben, war erst kurz vorher nach einer anderen Reparatur in die Tresorräume retourniert worden.«

»Was?«, fragte Caleb entgeistert.

»Er hatte Schäden auf der Rückseite des Einbands und ein paar lose Blätter. Als ich mir die Restaurierungs-dokumentation angesehen habe, war ich sehr überrascht, denn wir hatten das Buch erst kurz zuvor retourniert, wie ich bereits sagte. Haben Sie eine Ahnung, wie es schon wieder beschädigt worden ist?«

»Wann genau hat Ihre Abteilung es zurückgereicht?«, überging Caleb ihre Frage.

»Erst an dem Tag, bevor Sie's mir gegeben haben.«

»Moment mal, Rachel.« Erneut tippte Caleb auf der Tastatur. Er prüfte nach, wie viele Beadles in letzter Zeit an die Restaurierungsabteilung gegangen waren; die Software ermittelte die Daten und lieferte ihm schnell eine Auskunft. »Innerhalb der vergangenen zwei Jahre wurden sage und schreibe sechsunddreißig Beadle-Bände restauriert«, sagte Caleb zu den Umstehenden. Anschließend informierte er sich darüber, welche Bücher Jewell English und Norman Janklow erbeten hatten, und verglich das Ergebnis mit sämtlichen Bänden, die während der letzten sechs Monate in der Restaurierungsabteilung gelegen hatten. Es zeigte sich, dass Jewell English 70 Prozent aller in dem halben Jahr restaurierten Beadles in Händen gehabt hatte. Jedes Mal hatte sie sich das Buch noch an dem Tag aushändigen lassen, an dem es aus der Restaurierungsabteilung zurückkam. Ein ähnliches Resultat erhielt Caleb in Bezug auf Norman Janklow. »Die Beadles erfordern sehr viel Restaurierungsarbeit«, erklärte Caleb, »weil sie so billig hergestellt wurden.«

Stone, der den anderen in Gedanken schon voraus war, heftete den Blick auf Rachel Jeffries. »Können Sie uns sagen, welcher Konservator den Beadle restauriert hat?«

»Ja, sicher. Das war Monty Chambers.«

Sofort liefen Stone und seine Freunde zurück in den langen Korridor. »Rachel, Sie sind ein Schatz«, rief Caleb über die Schulter.

Sie errötete. »Caleb, Sie wissen, dass ich verheiratet bin«, brachte sie dennoch über die Lippen. »Aber vielleicht können wir ja mal was trinken gehen.«

»Weißt du, wo Chambers wohnt?«, erkundigte Stone sich bei Caleb, als sie auf die Straße liefen.

Caleb nickte. »Gar nicht weit von hier.«

Sie hielten zwei Taxis an. Fünfzehn Minuten später bogen sie in eine ruhige Wohnstraße ab, die gesäumt war von gepflegten alten Reihenhäusern. Jedes Haus hatte einen kleinen Vorgarten, umschlossen von einem schmiedeeisernen Zaun.

»Die Gegend kommt mir irgendwie bekannt vor«, meinte Stone.

»Hier gibt's viele solche Viertel«, erklärte Caleb.

Sie stiegen aus den Wagen, und Caleb führte sie schnurstracks zu einem der Häuser. Die Ziegelmauern waren blau, die Fensterläden kohlschwarz gestrichen. Vor den Fenstern standen Topfpflanzen.

»Du bist hier schon mal gewesen, stimmt's?«, folgerte Stone.

Caleb nickte. »Monty hat zu Hause eine Werkstatt, in der er auf freiberuflicher Basis Bücher restauriert. Ich habe ihn schon so manchen Leuten empfohlen. Auch ein paar meiner Bücher hat er schon hier gehabt. Ich kann nicht glauben, dass er in diese Vorgänge verwickelt ist. Er ist der fähigste Konservator, den die Kongressbibliothek hat. Monty arbeitet seit Jahrzehnten bei uns.«

»Jeder hat seinen Preis, und ein Konservator wäre der geeignete Mann, um Bücher mit Leuchtstoffmarkierungen zu präparieren«, sagte Stone, der achtsam die Vorderseite des Hauses betrachtete. »Ich bezweifle, dass er da ist, aber man weiß ja nie. Reuben und ich klopfen an, während ihr im Hintergrund bleibt.«

Auf das Klopfen rührte sich nichts. Stone schaute sich um. Auf der Straße war kein Mensch zu sehen. »Gib mir Deckung, Reuben«, sagte er.

Reuben drehte sich um und bewegte seinen massigen Körper zwischen Stone und die Straße. Einen Moment später öffnete sich mit einem Knacken das Haustürschloss. Stone huschte ins Haus, Reuben folgte. Im Erdgeschoss gab es nichts von Interesse. Die Möbel waren alt, aber keine Antiquitäten, und die Bilder an den Wänden waren bloß Drucke. Im Küchenschrank standen angebrochene Packungen Fertiggerichte; der Geschirrspüler war leer. Ebenso wenig ließen sich in den beiden Schlafzimmern im Obergeschoss aufregende Entdeckungen machen. In einem Schrank hingen Hosen, Hemden und Jacketts, und in einer kleinen Kommode lagen Unterwäsche und Socken. Im Badezimmer fanden sich nur die üblichen Utensilien, obwohl Stone zwei Gegenstände mit einer Miene leichten Befremdens betrachtete. Der Medizinschrank enthielt ein typisches Sammelsurium harmloser Medikamente und Toilettenartikel. Nichts wies darauf hin, wo Chambers sein könnte.

Als Stone und Reuben nach unten zurückkehrten, standen die anderen im Hausflur. »Und?«, fragte Caleb aufgereggt.

»Hast du nicht eine Werkstatt erwähnt?«, wollte Stone wissen.

»Ja. Die ist im Keller.«

Alle stiegen in den Keller hinunter und durchsuchten Chambers' Werkstatt. Dort gab es alles, was man im Arsenal eines Buchkonservators erwartete, sonst aber nichts.

»Das war 'ne Sackgasse«, erklärte Reuben.

Das Kellergeschoss hatte einen Ausgang. Durch eine Scheibe in der Tür schaute Stone ins Freie. »Dieser Ausgang mündet in eine Gasse, und gegenüber sieht man eine Häuserreihe.«

»Ach?«, meinte Reuben irritiert. »Ich hab meine Zweifel, dass ein flüchtiger Hochverräter in irgendeiner Nebenstraße herumlungert, bis das FBI ihn sich greift.«

Stone öffnete die Tür, trat hinaus und sah in beide Richtungen des Sträßchens. »Wartet hier.« Er lief ans Ende

der Gasse, spähte um die Ecke und verschwand dann außer Sicht. Als er kurze Zeit später wiederkam, leuchteten seine Augen.

»Was ist?«, fragte Reuben. »Ist dir eingefallen, weshalb die Gegend dir bekannt vorkommt? Bist du schon mal in diesem Viertel gewesen?«

»Wir alle waren schon mal hier, Reuben.«

## KAPITEL 67

Stone führte die Gruppe um die Ecke und die Straße entlang zu den Reihenhäusern, die Chambers' Haus – von ihm durch die Gasse getrennt – die Rückseite zuwandten. In der Mitte des Häuserblocks blieb Stone stehen und hob die Hand; seine Begleiter hielten gleichfalls an. Stones Blick bewegte sich über die Front des Hauses, vor dem sie standen.

»Gütiger Himmel«, sagte Caleb und schaute sich um; erst jetzt begriff er, wo sie sich befanden. »Im Hellen hab ich's gar nicht erkannt.«

»Caleb, du klingelst«, sagte Stone.

Caleb tat wie geheißen. Eine tiefe Stimme meldete sich: »Wer ist da?«

Stone gab Caleb ein Zeichen. »Ich bin's, Mr. Pearl, Caleb Shaw. Ich ... äh, möchte mit Ihnen über das Psalm Book sprechen.«

»Ich habe geschlossen. Meine Öffnungszeiten stehen auf dem Schild.«

»Es ist sehr dringend«, antwortete Caleb. »Und es dauert nicht lange.«

Sekunden verstrichen, dann war ein Knacken zu vernehmen. Caleb schwang die Tür auf, und alle drängten ins Haus. Als gleich darauf Vincent Pearl erschien, trug er keinen Morgenmantel, sondern eine schwarze Hose, ein weißes Hemd und eine grüne Arbeitsschürze. Sein Haarschopf war zerzaust, und der Bart sah struppig aus. Es missfiel ihm sichtlich, dass Caleb in Begleitung kam. »Ich bin zurzeit sehr beschäftigt, Shaw. Ich kann nicht einfach alles liegen und stehen lassen, nur weil Sie unangemeldet bei mir läuten.«

Stone trat vor. »Wo ist Albert Trent? Im Nebenzimmer?«

Pearl starrte ihn an. »Wer?«

Stone stapfte an ihm vorbei, öffnete mit einem Fußtritt die Tür zum Nachbarraum und sprang hinein. Sofort kam er

wieder heraus. »Ist er oben?«

»Was soll das, zum Donnerwetter?«, herrschte Pearl ihn an. »Ich rufe die Polizei.«

Stone eilte zur Wendeltreppe und gab Reuben mit einem Wink zu verstehen, dass er sich ihm anschließen sollte. »Sei vorsichtig, vielleicht ist Foxworth auch da.« Beide Männer verschwanden ins Obergeschoss. Augenblicke später hörte man Geschrei und Kampflärm. Dann wurde es schlagartig still. Sekunden verrannen, dann kamen Stone und Reuben wieder nach unten, Albert Trent zwischen sich in festem Griff.

Sie stießen den Mann in einen Sessel, und Reuben stellte sich daneben. »Du brauchst mir nur einen Grund zu geben«, knurrte Reuben, obwohl der Mann vom Geheimdienstauschuss benommen wirkte, »und ich drehe dir deinen Hühnerhals um.«

Stone wandte sich Pearl zu, der im Gegensatz zu Trent seine Haltung bewahrte. »Ich habe keine Ahnung, was Sie sich dabei denken«, sagte Pearl, wobei er die Schürze ablegte. »Dieser Mann ist ein Bekannter und auf meine Einladung hier im Haus.«

»Und wo ist Chambers?«, fuhr Caleb ihn an. »Ist er auch auf Ihre Einladung hier?«

»Wer?«, fragte Pearl.

»Monty Chambers!«, stieß Caleb wütend hervor.

»Er steht direkt vor dir, Caleb«, behauptete Stone. Er griff zu und riss kräftig an Pearls Bart, der sich daraufhin in Teilen vom Kinn löste. Mit der anderen Hand packte Stone ein Büschel seines Kopfhaars, doch Pearl hielt ihn zurück.

»Bitte erlauben Sie mir, das selbst zu erledigen.« Er entfernte den Bart, dann die Perücke, und enthüllte eine spiegelblanke Glatze.

»Um Ihre zweite Identität wirklich zu verheimlichen«, sagte Stone, »hätten Sie im Bad keine Haarbürste und kein Haarwaschmittel liegen lassen dürfen. Kahlköpfe brauchen so

was nicht.«

Schwerfällig nahm Pearl in einem Sessel Platz und strich mit der Hand über das falsche Haar. »Ich habe diese Sachen immer im Waschbecken ausgespült und danach gebürstet. Mühsam, aber was soll's. Das Leben ist überwiegend Mühsal.«

Caleb starrte Vincent Pearl an, der jetzt als Monty Chambers vor ihm saß. »Ich kann nicht glauben, dass ich nie gemerkt habe, es mit ein und demselben Mann zu tun zu haben.«

»Seine Verkleidung war erstklassig, Caleb«, sagte Stone. »Kopfhaar, Vollbart, eine andere Brille, beleibtere Statur, auffällige Kleidung ... Das alles summierte sich zu einer ziemlich einmaligen Erscheinung. Und du hast selbst erwähnt, dass du Vincent Pearl nur zweimal hier im Laden gesehen hast, und nur abends und in dieser trüben Beleuchtung.«

Caleb nickte. »In der Bibliothek haben sie wenig gesprochen, und ausschließlich mit hoher Quiekstimme. Wer sind Sie in Wirklichkeit, Vincent Pearl oder Monty Chambers?«

Pearl lächelte matt. »Mein richtiger Name ist Monty Chambers. Vincent Pearl war lediglich mein Alter Ego.«

»Warum mussten Sie denn überhaupt eins haben?«, fragte Stone.

Zunächst neigte Chambers augenscheinlich wenig zum Antworten. Doch schließlich zuckte er mit den Schultern. »Ach, jetzt nutzt das Schweigen wohl sowieso nichts mehr«, sagte er. »In meiner Jugend war ich Schauspieler. Kostüme zu tragen und Rollen zu spielen war meine Leidenschaft. Ich hatte Talent, aber man bot mir kaum Gelegenheit, diese Begabung zu entfalten. Meine zweite Leidenschaft galt Büchern. Als junger Mann ging ich bei einem herausragenden Konservator in die Lehre und habe diese Kunst von der Pike auf gelernt. Dann hat die Kongressbibliothek mich eingestellt. Ich stand am Anfang einer glänzenden Karriere. Aber ich

wollte auch Bücher sammeln, und das Bibliotheksgehalt reichte dafür nicht. Also wurde ich nebenbei Antiquar. Wissen und Erfahrung hatte ich ja. Aber wer handelt mit einem gewöhnlichen Bibliothekskonservator um teure Bücher? Nicht die Reichen, die mir als Kunden vorschwebten. Also habe ich eine Person erfunden, an die sie sich nur zu gern wenden: den theatralischen, unfehlbaren, geheimnisvollen Vincent Pearl.«

»Und weil Sie tagsüber in der Bibliothek arbeiten mussten«, sagte Stone, »haben Sie Ihr Antiquariat immer nur abends geöffnet.«

»Dieses Ladengeschäft habe ich erworben, weil es nicht weit von meinem Wohnsitz gelegen ist. Ich konnte meine Verkleidung anlegen, auf die Straße gehen und als ein anderer Mann mein Antiquariat betreten. Alles lief sehr gut. Im Laufe der Jahre wurde meine Reputation als Antiquar mehr als zufriedenstellend.«

»Und wie sind Sie vom Antiquar zum Spion geworden?«, fragte Caleb mit bebender Stimme. »Wie sinkt man vom Buchkonservator zu einem Mörder herab?«

»Sag nichts!«, rief Trent dazwischen. »Die haben nichts gegen uns in der Hand!«

»Wir haben den Code«, widersprach Milton.

»Ach was, oh nein«, erwiderte Trent hämischt. »Dann wären Sie ja wohl zur Polizei gegangen.«

»E, w, h, f, w, s, p, j, e, m, r, t, i, z«, leierte Milton. »Möchten Sie noch mehr hören?«

Entgeistert starrten alle Anwesenden ihn an. »Warum hast du das nicht gleich durchblicken lassen, Milton?«, fragte Caleb.

»Ich hielt es nicht für wichtig, es fehlte ja der materielle Beweis in dem Buch. Aber ich habe ja die leuchtenden Buchstaben gesehen, ehe sie verschwanden. Und was ich einmal gesehen habe, vergesse ich nicht mehr.« Man merkte Trent die Bestürzung an. »Inzwischen ist mir aber durch den Kopf

gegangen, dass die Behörden versuchen könnten – ich ent-sinne mich ja an sämtliche markierten Buchstaben –, den Code zu knacken, wenn ich sie ihnen nenne.«

Chambers blickte Trent an und hob die Schultern. »Alberts Vater und ich waren Freunde, das heißt, er war ein Freund von Monty Chambers. Nach seinem Tod bin ich für Albert eine Vaterfigur geworden, zumindest ein Mentor. Das ist schon viele Jahre her. Nach seiner Studienzeit kam Albert zurück nach Washington und ging zur CIA. Im Laufe der Jahre haben er und ich uns oft über die Welt der Spionage unterhalten. Später trat er ein Amt auf dem Capitol Hill an. Und wir führten noch mehr Diskussionen. Irgendwann habe ich ihn in mein Geheimnis eingeweiht. Leider hatte er gar kein Verhältnis zu Büchern. Ein Charakterfehler, den ich ihm bedauerlicherweise niemals vorgehalten habe.«

»Und wie kam es denn nun zum Spionieren?«, hakte Stone nach.

»Du alter Trottel«, rief Trent, »halt bloß die Klappe!«

»Okay, Freundchen, das reicht, nun machst du ein Nickerchen.« Reuben versetzte Trent einen klassischen Kinnhaken und schickte ihn ins Land der Träume. »Nur zu«, ermunterte er den Antiquar und richtete sich auf.

Chambers betrachtete den bewusstlosen Trent. »Ja, mittlerweile frage ich mich, ob ich wahrhaftig ein alter Trottel bin. Nach und nach hat Albert mir anvertraut, man könnte Geld verdienen, wenn man unwichtige Geheiminformationen verscherbelt. Er hat mir weisgemacht, es hätte überhaupt nichts mit Spionage zu schaffen, sondern wäre normal in der Szene. Er sagte, dank seines Postens im Mitarbeiterstab des Geheimdienstausschusses hätte er jemanden kennen gelernt, der Kontakt zu sämtlichen Geheimdienstorganisationen und großes Interesse daran hätte, mit ihm ins Geschäft zu kommen. Später stellte sich heraus, dass dieser Mann brandgefährlich ist. Doch Albert hat mir versichert, dass viele Leute Geheimnisse verkauften, auf beiden Seiten. Dass man es

praktisch voneinander erwartete.«

»Und das haben Sie geglaubt?«, fragte Stone.

»Teils nicht. Teils aber wollte ich es glauben, weil Bücher sammeln ein teures Hobby ist und es mir deshalb recht war, an viel Geld zu gelangen. Heute weiß ich, dass es verkehrt war, aber damals habe ich es als gar nicht so schlimm empfunden. Albert sagte zu mir, das Problem sei, dass alle Spione letzten Endes bei der Materialübergabe geschnappt würden. Er hätte sich eine Methode ausgedacht, wie sich das umgehen ließe, aber die Durchführung hing von mir ab.«

»Damit meinte er Ihre Qualitäten als Konservator alter Bücher, nicht wahr?«, fragte Caleb. »Sie hatten die erforderliche Erfahrung und Zutritt zur Kongressbibliothek.«

»Richtig. Albert und ich waren ja alte Freunde, also konnte es keinen Verdacht erregen, wenn er mir ab und zu ein altes Buch brachte. Schließlich sind solche Publikationen mein Fachgebiet. In den Büchern waren bestimmte Buchstaben mit einem winzigen Pünktchen gekennzeichnet. Diese Buchstaben schrieb ich mir auf und markierte sie in den gleichen Ausgaben der Bibliothek mit dem chemischen Leuchtstoff. Bei Inkunabeln gefielen mir stets die wundervoll farbenprächtig hervorgehobenen Buchstaben, die von den Künstlern in der Anfangszeit des Buchdrucks und auch später noch geschaffen wurden. Für mich glichen sie jahrhundertealten wahren Miniaturgemälden, und bei sachkundiger Pflege können sie noch heute so herrlich farbecht aussehen wie am Tag ihrer Entstehung. Im Laufe der Jahre habe ich mit brauchbaren Farbstoffen experimentiert, ganz für mich allein. Für so etwas gibt es heute ja keinen Markt mehr. An sich war es nicht allzu schwierig, eine Chemikalie zu brauen, die nur unter dafür geeigneten Linsen sichtbar wird, die ich ebenfalls konstruiert habe. Außer antiquarischen Büchern und Chemie hat mich immer schon die vielfältige Anwendbarkeit des Lichts fasziniert. Auch meine Arbeit in der Bibliothek macht mir Vergnügen.« Er hielt kurz inne. »Jedenfalls hat diese Arbeit

mir Vergnügen gemacht, denn weiter ausüben werde ich sie wohl nicht, da meine Konservatorenlaufbahn nun zu Ende geht.« Er stöhnte laut auf. »Albert und seine Kumpane haben dafür gesorgt, dass Leute mit den Spezialbrillen in den Lese- saal kamen. Soviel ich weiß, waren sie regelmäßig da, um keinen Argwohn zu wecken, nicht bloß zur Übernahme der verschlüsselten Nachrichten.«

»Nette alte Damen und kauzige alte Knacker, die in Bibliotheken antiquarische Bücher lesen, erregen kaum jemals Misstrauen«, räumte Stone ein. »Sie können die verschlüsselten Geheiminformationen mitnehmen und sie in altmodische Briefe an ›Verwandte‹ im Ausland einflechten, und nicht einmal die mächtige NSA kommt trotz aller Supercomputer und Satelliten dahinter. Eigentlich war es wirklich ein perfekter Plan.«

»Ich habe Albert mitgeteilt, was für ein Buch es jeweils ist, und er hat kurze Formulierungen auf bestimmte Internet-Homepages lanciert, aus denen sich ersehen ließ, wann man erscheinen und welches Buch man sich geben lassen sollte. Am Morgen vor der Ankunft der Leser hab ich das Buch retourniert. Ich hatte ständig beachtliche Mengen von Büchern zur Reparatur, die im Lesesaal zirkulierten, deshalb hatten wir keinerlei Probleme. Die Leute kamen, schrieben die markierten Buchstaben auf und gingen. Ein paar Stunden später verdunstete die Chemikalie, und es fand sich kein Beweis mehr.«

»Und Sie wurden gut dafür bezahlt«, sagte Annabelle. »Das Geld hat man auf ein Auslandskonto überwiesen.«

»So ähnlich lief es ab«, gestand Chambers.

»Aber Sie haben doch gesagt, dass Sie als Vincent Pearl erheblichen Erfolg hatten«, sagte Stone. »Wieso sind Sie nicht ganz umgestiegen?«

»Eben weil ich so gern in der Bibliothek gearbeitet habe, wie ich schon sagte. Und weil es mir Spaß machte, alle zum Narren zu halten. Ich wollte beides.«

»Spionage ist schlimm genug, aber auch noch Mord?«, hielt Caleb ihm vor. »Bob Bradley, Cornelius Behan, Norman Janklow und wahrscheinlich auch Jewell English. Und Jonathan. Sie haben unseren Kollegen Jonathan ermorden lassen!«

»Ich habe niemanden ermorden lassen«, widersprach Chambers hitzig. Er deutete auf Trent. »Das war der da. Er und sein Komplize.«

»Mr. Foxworth«, sagte Stone versonnen.

»Aber weshalb Jonathan?«, fragte Caleb in bitterem Tonfall. »Warum er?«

Nervös rieb Chambers sich die Hände. »Einmal ist er nach Feierabend unerwartet in die Restaurationsabteilung gekommen und hat mich beim Präparieren eines Buches ertappt. Ich war gerade dabei, den chemischen Leuchtstoff auf Buchstaben zu übertragen. Zwar habe ich versucht, ihm eine harmlose Erklärung dafür zu geben, aber er hat mir nicht so recht geglaubt. Ich habe unverzüglich Albert unterrichtet, und als Nächstes erfuhr ich, dass Jonathan tot ist. Später hat Albert mir erzählt, dass man seinem Tod einen natürlichen Anschein verleihen musste, denn der Lesesaal war ja der unentbehrliche Umschlagplatz für unsere Informationen. Ohne den Lesesaal wären wir aus dem Geschäft gewesen.«

»Sie wussten, was geschehen war?«, fragte Caleb mit vorwurfsvoller Stimme. »Und Sie haben die ganze Schweinerei trotzdem nicht auffliegen lassen?«

»Wie denn?«, jammerte Chambers. »Ich hätte doch im Knast versauern müssen.«

»Genau das steht Ihnen jetzt bevor«, sagte Stone. »Und dem da ebenfalls«, fügte er hinzu und wies auf den zusammengesunkenen Trent.

»Vielleicht auch nicht«, sagte eine Stimme.

Alle Anwesenden drehten sich ruckartig um und sahen Roger Seagraves eintreten, der in jeder Hand eine Pistole hielt.

»Mr. Foxworth?«, rief Caleb.

»Halt die Schnauze!«, fuhr Seagraves ihn gereizt an. Sein Blick fiel auf Trent, der soeben zu sich kam.

»Gott sei Dank, Roger«, krächzte Trent, als er Seagraves erblickte.

Seagraves schmunzelte. »Du hast die falsche Gottheit angerufen, Albert«, sagte er und schoss Trent eine Kugel in die Brust. Trent ächzte und rutschte vom Sessel auf den Fußboden. Seagraves richtete die Waffe auf Stone und Reuben, die unwillkürlich einen Schritt auf ihn zu gemacht hatten. »Lassen Sie's.« Mit der anderen Pistole zielte er auf Chambers. »Auch Ihre Dienste werden nicht mehr gebraucht.« Chambers schloss die Augen, hatte offenbar mit dem Leben abgeschlossen, doch Stone trat zwischen ihn und Seagraves.

»Ich habe die Polizei verständigt, sie ist unterwegs. Falls Sie noch davonkommen wollen, sollten Sie sich beeilen.«

»Das ist ja rührend. Ein Dreimal-sechs sorgt sich um den anderen?«

Stone verkrampfte sichtlich.

Seagraves lächelte. »Es stimmt also. Dann kennen Sie ja die oberste Regel unseres Gewerbes: Lass keine Augenzeugen am Leben. Aber eines würde mich noch interessieren. Wie sind Sie als Malocher auf einem Friedhof gelandet? Für jemanden wie Sie ist das doch ein steiler Abstieg.«

»Ich empfinde es im Gegenteil als Beförderung.«

Seagraves schüttelte den Kopf. »Ich hätte mir eine Menge Ärger erspart, hätte ich Sie sofort getötet, als ich das erste Mal die Gelegenheit hatte. Sie haben eine großartige Organisation zerstört. Aber ich habe genug verdient, um mir ein schönes Leben leisten zu können.«

»Falls Sie davonkommen«, sagte Annabelle.

»Oh, ganz bestimmt.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, erwiderte Stone und bewegte die Rechte auf die Jackentasche zu. »Mittlerweile

sind das FBI und der Secret Service eingeschaltet.«

»Oh, da krieg ich aber Angst!«, spottete Seagraves. »Es soll mich freuen, wenn ich noch ein paar Andenken für meine Sammlung bekomme. Halt!« Stones Hand erstarrte, die Fingerspitzen verhielten dicht über der Jackentasche. »Hände hoch, Opa!«

»Was?«, fragte Stone mit gespielter Verwirrung.

»Nimm sofort die Flossen hoch, Dreimal-sechs!«

Ruckartig hob Stone beide Hände. Im gleichen Augenblick gab Seagraves einen dumpfen Laut von sich und taumelte nach vorn. Er ließ die Waffe fallen und versuchte, sich das Messer aus der Kehle zu ziehen. Doch die Klinge, von Stone in der Aufwärtsbewegung der Hände geschleudert, hatte Seagraves' Hauptschlagader durchtrennt. Während er auf die Knie sank, spritzte das Blut aus der Wunde. Seagraves kippte nach vorn, schlug mit dem Gesicht auf und rollte auf den Rücken. Während die anderen voller Entsetzen auf Seagraves starrten, trat Stone zu ihm und zog das Messer aus der Wunde.

Milton wandte den Blick ab. Caleb war blass geworden und wirkte unsicher auf den Beinen. Annabelle und Reuben starrten auf den tödlich Verletzten.

Stone musterte den Sterbenden. »Wenn man jemanden ermorden will«, sagte er, »sollte man nicht zu lange Konversation machen, sonst wird man Opfer einer Notwehrhandlung.« Während Seagraves lautlos verschied, erklangen Sirenen in der Ferne. »Ich habe Alex Ford angerufen, als mir klar wurde, dass Chambers' Haus in der Nähe des Antiquariats steht«, erklärte Stone.

»Das Antiquariat ist ja der eigentliche Grund, weshalb ich mich auf das alles eingelassen habe«, sagte Chambers und nahm den Blick von Seagraves' Leiche. »Für Bücher. Um wertvolle Werke zu erwerben und für kommende Generationen zu erhalten. Mit dem Geld habe ich mir einige bemerkenswerte Raritäten beschafft ...« Er hob den Blick und sah, dass sämtliche Umstehenden ihn voller Abscheu

musterten.

Langsam stand Chambers auf. »Ich habe etwas für Sie, Caleb.« Argwöhnisch folgte Stone ihm hinter die Ladentheke. Als er in eine Schublade griff, packte Stone seine Hand.

»Lassen Sie mich da lieber ran.«

»Da ist keine Waffe«, beteuerte Chambers.

»Das werden wir dann ja sehen.« Stone holte eine Kassette heraus, öffnete sie, blickte hinein, klappte sie zu und reichte sie Caleb. In dem Behältnis lag die Erstausgabe des Bay Psalm Books.

»Dem Himmel sei Dank!«, stieß Caleb hervor. Dann heftete er den Blick verdutzt auf Chambers. »Wie sind Sie an das Buch gekommen? Sie hatten doch keinen Schlüssel ... und auch nicht den Zahlencode für das Panzergewölbe.«

»Erinnern Sie sich noch, dass ich einen Schwächeanfall hatte, als wir das Panzergewölbe verlassen wollten? Wie Sie mir angeboten haben, mir ein Glas Wasser zu holen? Kaum waren Sie weg, habe ich den Wandtresor geöffnet. Ich hatte ja gesehen, wie Sie ihn aufgeschlossen haben, und mir die Kombination gemerkt – die Kennzeichnung Ihres Lesesaals. Ich habe mir das Buch unter die Kleidung gesteckt. Nachdem Sie das Wasser gebracht hatten, haben wir das Panzergewölbe geschlossen und sind gegangen.«

»Caleb, du Blödmann«, stöhnte Reuben. »Du hast ihn im Panzergewölbe allein gelassen?«

»Ich hatte eben nicht damit gerechnet, dass er das Scheißding klaut«, entgegnete Caleb schnippisch.

Mit stumpfem Blick starre Chambers auf seine Hände. »Ich habe in dem Moment ganz impulsiv gehandelt. Als ich das Buch hatte, habe ich so was wie Ehrfurcht empfunden ... und Nervenkitzel. So etwas hatte ich nie zuvor getan. Ich bin ehrlich meinen Kunden gegenüber.

Aber dieses Buch ... es bloß in den Händen zu halten ...« Kurz leuchteten seine Augen auf, dann wurden sie wieder stumpf. »Wenigstens das kann ich von mir behaupten, selbst

wenn es nur für ganz kurze Zeit war. Ich habe Sie dauernd gedrängt, das Buch begutachten zu lassen, weil ich dachte, das lenkt von mir ab, wenn das Verschwinden bemerkt wird.«

Annabelle warf einen Blick in den Kasten. »Ach, das Buch. Also hat er es behalten.«

Ungläubig starrte Caleb sie an. »Was?«, fragte er. »Was wissen Sie denn darüber?«

»Oh«, sagte Annabelle hastig, »das ist eine lange Geschichte.«

## KAPITEL 68

Eine Minute später traf Alex Ford mit einem ganzen Schwarm von Secret-Service-Agenten ein. Zur allgemeinen Überraschung stellte sich heraus, dass Albert Trent zwar schwer verletzt war, aber noch lebte. Der Packen Reiseunterlagen in der Innentasche seines Jacketts hatte das Geschoss zumindest halb aufgefangen. Trent wurde in einem Rettungswagen fortgebracht. Chambers legte ein umfassendes Geständnis ab und wiederholte alles.

»Bitte kümmern Sie sich um das Psalm Book«, bat er Caleb, als man ihn abführte.

Calebs Antwort verblüffte alle, am meisten vielleicht ihn selbst. »Es ist nur ein dummes Buch, Monty, oder Vincent, oder wer Sie auch sein mögen. Mir wär's lieber, Jonathan wäre noch am Leben, als diesen alten Schinken in der Hand zu haben.« Er warf das unbezahlbare Psalm Book achtlos in die Kassette.

Als nach und nach die Wahrheit enthüllt wurde, erwies sich, dass Stone und seine Freunde im Wesentlichen richtige Schlussfolgerungen gezogen hatten. Bradley war tatsächlich beseitigt worden, weil er Trent hartnäckig gedrängt hatte, den Geheimdienstausschuss zu verlassen, sodass es ihm und Seagraves unmöglich geworden wäre, ihre scheinbar harmlosen Kontakte fortzusetzen. Und Behan war liquidiert worden, weil er entdeckt hatte, dass aus seiner Firma entwendetes C0<sub>2</sub> missbraucht worden war, um Jonathan DeHaven zu ermorden.

Aus Chambers' Aussagen ging hervor, dass einer von Trents Komplizen, ein Angestellter der Fire Control, unter dem Vorwand, eine Düse der Brandbekämpfungsanlage justieren zu müssen, eine Minikamera im Belüftungsschacht des Tresorraums installiert hatte. Annabelle und Caleb hatten

ihn auf den Videos der Lesesaal-Überwachungskamera nicht gesehen, weil die Arbeiten an einem Samstag erfolgten, und samstags blieben der Lesesaal geschlossen und die Überwachungskamera ausgeschaltet. Doch zum Glück hatten sie etwas viel Entscheidenderes beobachtet: Jewell Englishs raffinierten Austausch der Brillen, eine Beobachtung, die zu guter Letzt zur Aufklärung all der Rätsel geführt hatte.

Ein Mann war in der Löschzentrale postiert worden und hatte darauf gewartet, dass Jonathan DeHaven die Todeszone betrat. Am zweiten Tag hatte er es zu seinem Unglück getan und den Tod gefunden, ehe er jemanden in seine Beobachtungen in der Restaurationsabteilung einweihen konnte. Chambers hatte zugegeben, später den Tresorraum aufgesucht und die Minikamera entfernt zu haben.

Milton hatte die Code-Buchstaben an NSA-Mitarbeiter weitergegeben, und diese hatten den Code bereits entschlüsselt. Dem Wenigen zufolge, was Stone und die anderen erfuhren, beruhte der Code auf einer etwa hundert Jahre alten Geheimsprache. Mittels moderner Entschlüsselungsmethoden mit Hilfe leistungsfähiger Großcomputer konnte der Code leicht geknackt werden, doch Seagraves war ohne Zweifel der Ansicht gewesen, dass Monty Chambers, Norman Janklow und Jewell English niemals der Spionage verdächtigt würden. Und heutige kryptografisch verschlüsselte Texte wurden alleamt elektronisch generiert; ihre Schlüssel bestanden aus extrem langen Zahlenreihen, um gegen alle plumpen, direkten Angriffe wie auch gegen trickreiche, ausgeklügelte digitale Computerattacken sicher zu sein. Solch komplizierte Verfahren konnten in einem alten Buch unmöglich nachgeahmt werden.

Trent war von der Verletzung genesen und plauderte bereitwillig, zumal ihm die Regierung inzwischen deutlich mit der Todesstrafe winkte. Seine Aussagen gaben Aufschluss über Roger Seagraves' führende Rolle als Kopf des Spionagerings. Mittlerweile nahm das FBI, seit man von Seagraves'

Beteiligung wusste, jeden unter die Lupe, der auch nur am Rande mit ihm zu tun gehabt hatte; voraussichtlich standen weitere Festnahmen bevor.

Zudem hatte man Seagraves' Haus durchsucht und im Keller seine »Andenkensammlung« gefunden. Noch war nicht gänzlich geklärt, welche Bedeutung die Gegenstände hatten, doch ließ sich absehen, dass es zu Komplikationen kam, sobald man es herausgefunden hatte, weil viele der Gegenstände von Opfern stammten, die Seagraves im Zuge seiner einstigen Tätigkeit für die CIA umgebracht hatte.

Stone setzte sich mit Ford, FBI-Angehörigen und den beiden Polizeidetektiven des D. C., die in der Kongressbibliothek mit Caleb gesprochen hatten, zu einer längeren Unterredung zusammen.

»Wir wussten, dass in der Stadt ein Spionagering operiert«, sagte ein FBI-Agent, »aber wir konnten die Informationsquelle nicht aufspüren. Natürlich haben wir nie daran gedacht, dass die Kongressbibliothek einbezogen sein könnte.«

»Tja, wir hatten einen Trumpf, der Ihnen fehlte«, sagte Stone.

Der Agent wirkte überrascht. »Und das war?«

»Einen äußerst fähigen Bibliothekar namens Caleb Shaw«, antwortete Alex Ford an Stones Stelle.

Einer der Polizeidetektive zwinkerte Stone zu. »Aha, Shaw. Fähig ist er, ja? Mir kam er ein bisschen ... nun ja, nervös vor.«

»Sagen wir mal«, gab Stone zur Antwort, »sein Mangel an persönlichem Mut wird mehr als ausgeglichen durch ...«

»Pures Glück?«, unterbrach ihn der Polizeidetektiv.

»Durch einen scharfen Blick fürs Detail.«

Man dankte Stone für die Unterstützung und deutete die Möglichkeit einer künftigen Zusammenarbeit an. »Falls Sie jemals Hilfe brauchen, rufen Sie an«, sagte einer der FBI-Agenten und reichte Stone ein Kärtchen mit einer Telefonnummer.

Stone steckte es in die Tasche. Ich hoffe, dachte er, dass ich nie wieder so dringend Hilfe benötige.

Nachdem die Lage sich halbwegs beruhigt hatte, trafen der Camel Club und Annabelle sich wieder in Stones Friedhofs-gärtnerhäuschen. Bei dieser Gelegenheit hielt Caleb das Psalm Book in die Höhe und verlangte von Annabelle, dass sie endlich mit der Wahrheit herausrückte.

Sie holte tief Atem und erzählte ihre »lange Geschichte«. »Ich wusste, wie sehr Jonathan Bücher schätzte, und eines Tages habe ich ihn gefragt, welches er denn wohl haben wollte, wenn er jedes Buch der Welt kriegen könnte. Da hat er das Psalm Book genannt. Also habe ich mich darüber schlau-gemacht und herausgefunden, dass sämtliche Exemplare bei irgendwelchen Einrichtungen liegen. Von einem hatte ich den Eindruck, es ließe sich am leichtesten ergattern.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte Caleb. »Bei der Old South Church in Boston.«

»Woher wissen Sie das?«

»Leichter zu knacken als die Kongressbibliothek oder die Bibliothek in Yale. Hoffe ich wenigstens.«

»Jedenfalls bin ich mit einer Freundin hin. Wir haben erzählt, wir wären College-Studentinnen und hätten vor, eine Arbeit über berühmte Bücher zu schreiben.«

»Und da hat man es Ihnen gezeigt«, folgerte Caleb.

»Ja. Wir durften sogar Fotos machen und dergleichen. Außerdem hatte ich einen Bekannten, einen sehr tüchtigen Fälsch ... Ich meine, er hat es verstanden, ungewöhnliche Dinge zu fabrizieren.«

»Zum Beispiel eine Fälschung des Psalm Books?«, rief Caleb.

»Sie war großartig, man sah gar keinen Unterschied!« Annabelles Begeisterung verflog, als sie Calebs wütende Miene sah. »Jedenfalls, wir sind später noch mal hin und haben einen kleinen Austausch vorgenommen.«

»Sie haben einen kleinen Austausch vorgenommen?«

Calebs Gesicht lief knallrot an. »Bei einem der seltensten Bücher der amerikanischen Literaturgeschichte haben Sie einen kleinen Austausch vorgenommen?«

»Warum haben Sie DeHaven nicht diese großartige Kopie gegeben?«, fragte Stone.

»Dem Mann, den ich liebe, soll ich eine Fälschung anrehren? So etwas wäre mir nicht im Traum eingefallen.«

Caleb sank in einen Lehnstuhl. »Ich traue meinen Ohren nicht.«

Ehe er sich noch weiter echauffieren konnte, fuhr Annabelle fort. »Als ich Jonathan das Buch gab, war er von den Socken, wie nicht anders zu erwarten. Aber ich hab natürlich behauptet, es wäre eine Kopie, die ich für ihn hätte anfertigen lassen. Ob er mir geglaubt hat, weiß ich nicht. Kann sein, dass er danach einige Telefonanrufe gemacht und Erkundigungen eingeholt hat. Möglicherweise hat er dabei eine Ahnung davon gewonnen, dass meine Methode, den Lebensunterhalt zu verdienen, nicht unbedingt herkömmlichen Vorstellungen entspricht.«

»Ach, wirklich?«, schnauzte Caleb. »Das muss ja an seiner Fassung gerüttelt haben.«

Annabelle überhörte die Bemerkung. »Aber weil die Old South Church nicht wusste, dass sie jetzt eine Kopie hatte, und man nirgends ein Psalm Book vermisste, hat Jonathan sich schließlich doch gedacht, dass ich die Wahrheit sage. Es hat ihn glücklich gemacht, und es war ja auch nur ein altes Buch.«

»Nur ein altes Buch!« Offenbar war Caleb drauf und dran, die Beherrschung zu verlieren, doch Stone legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Wir wollen doch keine alten Kamellen wiederkäuen, Caleb.«

»Alte ... Kamellen?«, stammelte Caleb.

»Ich bringe es zurück«, schlug Annabelle vor.

»Wie bitte?«, fragte Caleb.

»Ich nehme das Buch und tausche es wieder aus.«

»Das kann nicht Ihr Ernst sein.«

»Ich meine es todernst. Ich habe es einmal ausgetauscht, ich kann es auch ein zweites Mal austauschen.«

»Und wenn man Sie ertappt?«

Annabelle musterte Caleb mit nachsichtigem Blick. »Ich bin heute viel besser als damals.« Sie schaute Milton an. »Möchten Sie mir dabei helfen?«

»Klar«, rief Milton enthusiastisch.

Caleb sah aus, als würde ihn jeden Moment der Schlag treffen. »Ich verbiete dir, dich an einer Straftat zu beteiligen!«

»He, reg dich ab, Caleb«, entgegnete Milton. »Außerdem ist es ja keine Straftat, wenn wir das echte Buch zurückgeben, oder?«

Caleb wollte etwas erwidern, beruhigte sich dann aber ziemlich rasch. »Nein, wahrscheinlich nicht.«

»Ich befasse mich mit den Einzelheiten«, sagte Annabelle. »Aber ich brauche das Buch, Caleb.« Sie griff danach.

Sofort drückte er es an seine Brust. »Kann ich es behalten, bis Sie es wirklich brauchen?«, fragte er und strich mit der Hand zärtlich über den Einband.

»Zu Monty Chambers hast du gesagt, es wäre nur ein blödes Buch«, rief Reuben ihm in Erinnerung.

Caleb setzte eine trübselige Miene auf. »Ich weiß. Seitdem ich das gesagt habe, kann ich nicht mehr schlafen.« Seine Stimme bekam einen kummervollen Beiklang. »Ich glaube, der Bücherwahn hat mir völlig den Kopf verdreht.«

»Schon gut«, meinte Annabelle. »Sie können es vorerst behalten.«

Reuben richtete den Blick hoffnungsvoll auf Annabelle. »Tja, also ... nachdem der ganze Spuk nun vorüber ist, würden Sie mal mit mir ausgehen? Vielleicht heute Abend?«

Annabelle lächelte. »Darf ich kneifen, Reuben? Aber danke, ich weiß das Angebot zu schätzen.«

»Es wird nicht das letzte sein, meine Liebe.« Er küsste ihr

die Hand.

Nachdem die anderen Club-Mitglieder fort waren, gesellte Annabelle sich zu Stone, der auf dem Friedhof seine Arbeit aufgenommen hatte. Während er einen Grabstein abwusch, füllte Annabelle Unkraut in einen Plastiksack.

»Sie müssen nicht bleiben und mir helfen«, sagte Stone. »Friedhofsarbeit ist nicht gerade das Leben, das ich mir für jemanden wie Sie vorstelle.«

Sie stemmte die Fäuste in die Hüften. »Und was stellen Sie sich für jemanden wie mich vor?«

»Ehemann, Kinder, Häuschen im Grünen, Elternabende, Hund ...«

»Sie machen Witze.«

»Ich mache Witze, ja. Und was nun?«

»Tja, ich muss ja noch das Buch zurückbringen, damit Caleb mich in Ruhe lässt.«

»Und danach?«

Sie hob die Schultern. »Ich gehöre nicht zu denen, die weit in die Zukunft planen.« Sie nahm einen Schwamm, kniete sich hin und half Stone, indem sie das Grabschild säuberte.

Später aßen sie gemeinsam ein Abendessen, das Annabelle zubereitet hatte, setzten sich auf die Veranda und unterhielten sich.

»Ich bin froh, dass ich umgekehrt bin«, gestand Annabelle.

»Ich auch, Annabelle«, bekannte Stone.

Sie lächelte, als er ihren wirklichen Namen benutzte. »Dieser Seagraves hat Sie als ›Dreimal-sechs‹ bezeichnet. Was sollte das bedeuten?«

»Ach, das ist ungefähr dreißig Jahre her«, wich Stone der Frage aus.

»Na schön«, lenkte Annabelle ein. »Schließlich haben wir alle unsere Geheimnisse. Denken Sie manchmal daran, sich woanders als hier niederzulassen?«

Er schüttelte den Kopf. »An ›hier‹ kann man sich ganz gut

gewöhnen«, lautete seine schlichte Antwort.

Vielleicht, dachte Annabelle. Stumm saßen sie da und schauten zum Vollmond hinauf.

Vier Autostunden weiter nördlich stand Jerry Bagger am Fenster und sah sich denselben Vollmond an. Er hatte jede Schuldigkeit eingefordert, die irgendwer ihm gegenüber noch gehabt hatte. Er hatte Drohungen ausgestoßen, wo es erforderlich war, und mehr Leute zusammenschlagen lassen, als er sich erinnern konnte, und jeder Augenblick hatte ihm perverse Freude und Genugtuung bereitet. Das Wichtigste aber war, dass er dieser Hexe näher und näher kam, sie allmählich einkreiste, weil ihre Tarnung immer durchsichtiger wurde. Schon bald würde er am Zug sein. Und was er mit Tony Wallace angestellt hatte, würde nichts sein im Vergleich zu dem, was er sich für dieses Miststück ausgedacht hatte. Jedes Mal, wenn er sich ausmalte, wie er sie mit eigenen Händen langsam auslöschte, legte sich ein verzerrtes Lächeln auf seine Lippen. Er hatte wieder alles unter Kontrolle. Zufrieden schmauchte Bagger seine Zigarre und trank einen tüchtigen Schluck Bourbon.

Mach dich auf was gefasst, Annabelle Conroy. Bald kommt der große böse Jerry.

# Danksagungen

Dank an Michelle, die wie stets dafür gesorgt hat, dass alles klappt.

An Colin Fox für seine großartige redaktionelle Betreuung. Ich hoffe, wir arbeiten noch oft zusammen.

Dank an Aaron Priest, den Meister; damit ist genug gesagt.

Dank auch an Maureen, Jamie, Jimmy und alle anderen bei der Hachette Book Group USA, weil sie tolle Freunde und Geschäftspartner sind.

Des Weiteren geht mein Dank an Lucy Childs und Lisa Erbach Vance. Ihr habt viel für mich getan.

An Dr. John Y. Cole, Kongressbibliothek, der die Bibliothek für mich zum Leben erweckt hat.

An Mark Dimunation und Daniel DeSimone, Kongressbibliothek, die mir das Juwel der Bibliothek gezeigt haben, den Leseaal der Raritätenabteilung.

An Diane van der Reyden, Kongressbibliothek, die mich mehr als einmal in der Bibliothek herumgeführt hat. Ich hoffe, ich habe alles richtig verstanden.

An Dr. Monica Smiddy für ihre detaillierten und durchdachten medizinischen Hinweise.

An Bob Schule, meinen eifrigen Leser und erstklassigen Ratgeber.

An Deborah, die mir hilft, den Durchblick zu bewahren und Termine einzuhalten.

An Rosemarie Bustamante für ihre Fremdsprachenkenntnisse und ihre großartige Freundschaft.

An Maria Reijt, die mir über den Großen Teich hinweg geholfen hat, es besser zu machen.

Und an Cornelius Behen, der mir erlaubt hat, seinen Namen zu verwenden. Ich hoffe, der Cornelius Behan in diesem Roman hat ihm gefallen.

Und schließlich gilt mein Dank dem verstorbenen Robert

(Bob) Bradley, der seinen Namen in diesem Buch nie gelesen hat, in den Herzen der Familien Bradley und Hope und ihrer Freunde jedoch weiterlebt.